DE GRUYTER

Christian Braun, Elisabeth Scherr (Hrsg.)

METHODEN ZUR ERFORSCHUNG GRAMMATISCHER STRUKTUREN IN HISTORISCHEN QUELLEN

VOM EINZELFALL ZUM SYSTEM

LINGUA HISTORICA GERMANICA



Methoden zur Erforschung grammatischer Strukturen in historischen Quellen

Lingua Historica Germanica

Studien und Quellen zur Geschichte
der deutschen Sprache und Literatur

Herausgegeben von
Stephan Müller, Claudia Wich-Reif und Arne Ziegler

Band 28

GGSG Gesellschaft für germanistische Sprachgeschichte e.V.

Methoden zur Erforschung grammatischer Strukturen in historischen Quellen

Vom Einzelfall zum System

Herausgegeben von
Christian Braun und Elisabeth Scherr

DE GRUYTER

Open Access publiziert mit Unterstützung der Universität Graz.

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung des Landes Steiermark, Abteilung 12 Wirtschaft, Tourismus, Wissenschaft und Forschung.



ISBN 978-3-11-078418-3
e-ISBN (PDF) 978-3-11-078428-2
e-ISBN (EPUB) 978-3-11-078437-4
ISSN 2363-7951
DOI https://doi.org/10.1515/9783110784282



Library of Congress Control Number: 2023934888

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

Satz: Integra Software Services Pvt. Ltd.
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

Inhaltsverzeichnis

Christian Braun & Elisabeth Scherr

Historische Quellen und empirische Methoden

Wege vom Einzelfall zum System

Auch wenn die Digitalisierung von Textsammlungen sowie die computergestützte, (semi-)automatisierte Auswertung von Spracherzeugnissen in den letzten Jahren und Jahrzehnten in der Sprachwissenschaft insgesamt immer häufiger Anwendung finden, gehören introspektive Zugänge und Detailanalysen von Einzelfällen in der historischen Grammatikforschung nach wie vor zu den gängigen Praktiken. Mittlerweile sind zwar große Textsammlungen in Form von oft digital und niederschwellig verfügbaren und (teil-)annotierten Korpora vorhanden – als Beispiele seien die Teilabschnitte des Korpus historischer Texte des Deutschen als Referenzkorpora für die historische Sprachforschung genannt[1] (vgl. Donhauser 2015, Petran u. a. 2016, Herbers u. a. 2021, Peters 2017; Barteld u. a. 2019) –, jedoch ist die empirische Weiterverarbeitung dieser Daten noch vergleichsweise selten. Die Forschungspraxis in der germanistischen Sprachgeschichte baut zwar traditionell sehr stark auf empirischen Untersuchungen im Sinne der Sammlung und Auswertung von konkretem Sprachmaterial auf, trotzdem gestalten sich die Bezüge darauf in vielen Fällen eklektisch: Auch aktuellere Publikationen im historischen Bereich beschränken sich in vielen Fällen nach wie vor auf die Besprechung ausgewählter Beispiele, die Präsentation scheinbar unzweifelhafter Belege oder introspektive Analysen, aus denen Rückschlüsse auf das gesamte Sprachsystem oder auf generelle Entwicklungstendenzen abgeleitet werden. Dies mag überraschen, haben sich doch mittlerweile in der Sprachwissenschaft generell die intersubjektive Überprüfbarkeit der Analysen und die statistisch geprüfte Validität der Ergebnisse gewissermaßen als Dogmen durchgesetzt.

Gerade in der Sprachgeschichte ist also die Frage, wann der Rückschluss vom Einzelfall auf das System legitim ist, strittig und nach wie vor aktuell. Die Repräsentativität und die empirische Absicherung der Beobachtungen auch im Rahmen diachroner Studien werden vielfach und in aller Deutlichkeit eingefordert (vgl. die Beiträge in Lobenstein-Reichmann & Reichmann 2003 und Maitz 2012). Selbstverständlich sind einzelne Tendenzen, sich neuen methodologischen Zugangsweisen zu öffnen, bereits seit den 1970er Jahren zu beobachten und mittlerweile liegen auch für alle sprachlichen

1 Einen kommentierten Überblick über die aktuell verfügbaren größeren Korpora zu historischen Sprachstufen des Deutschen bietet Kopf (2019), eine Zusammenstellung von linguistisch annotierten Textsammlungen historischer deutscher Sprachstufen findet sich in Dipper (2015).

Christian Braun, Elisabeth Scherr, Graz

https://doi.org/10.1515/9783110784282-001

Analyseebenen Publikationen mit strikt empirischen Zugängen vor.[2] Der immer deutlicher werdende Methodenpluralismus äußert sich insbesondere darin, dass neben traditionell-qualitative Sprachanalysen auch quantitativ-empirische Methoden treten, die noch dazu innovative Ansätze wie etwa die *Apparent-time-Analyse* zur Ableitung diachroner Entwicklungen aus gegenwartssprachlichen Unterschieden nutzen oder deskriptiv- oder inferentiell-statistische Aspekte integrieren.

Ein Beispiel aus dem Bereich der Phonetik/Phonologie bieten Schwarz & Streck (2009), die anhand der frühneuhochdeutschen Diphthongierung Wenker-Karten mit aktuellen Erhebungen vergleichen und damit die quantitative Ausbreitung des Phänomens nachzeichnen. Kombiniert wird diese Analyse mit einem *Apparent-time*-Vergleich zwischen elizitierten und spontansprachlichen Daten, indem von der Hypothese ausgegangen wird, dass in spontanen Äußerungen die innovativeren Varianten produziert werden. Eine solch differenzierte Methodik erlaubt die Modellierung von innovativen Dialektgebieten mit hoher Sprachwandelintensität einerseits und konservativen Gebieten mit archaischen Formen auf der anderen Seite.

Aus dem Bereich der Morphologie ist die Analyse von Schmitt (2019) erwähnenswert, die die diachrone Variation bei Verben mit zweisilbigem Stamm (*zweifelen/zweiflen/zweifeln*) vom 11. bis zum 20. Jahrhundert untersucht. Durchgeführt wird nicht nur eine kombinierende Korpusstudie auf Basis des Referenzkorpus Mittelhochdeutsch und des Deutschen Textarchivs, sondern auch eine statistische Analyse der Ergebnisse mittels so genannter Conditional Inference Trees (vgl. ebd.: 63–68). Dabei wird ein wahrscheinlicher Einflussfaktor auf Signifikanz getestet, indem permutierte (in eine zufällige Reihenfolge gebrachte) Daten mit tatsächlich gemessenen Zusammenhängen verglichen werden. Geprüft wird so, ob die tatsächlichen Daten mit signifikanter Wahrscheinlichkeit die jeweilige verbale Endung (z. B. *-len* vs. *-eln*) vorhersagen. Die Methodik erweist sich als Hilfsmittel, um generell Steuerungsfaktoren (etwa Zeit, Ort, lautliche Umgebung etc.) zu untersuchen, die auf sprachliche Variationsphänomene einwirken.

Ein weiteres Beispiel für eine empirische Analyse im Bereich syntaktischer Phänomene und Textmuster liefert Pickl (2020), der die Abfolge von Matrixsätzen und abhängigen Sätzen vom Althochdeutschen bis zum 19. Jahrhundert verfolgt. Er demonstriert anhand einer Korpusanalyse deutscher Predigten, wie sich durch quantitative Analysen syntaktische und stilistische Entwicklungstendenzen in einer Textsorte zeigen, die durch manuelle Sichtung nicht im gleichen Ausmaß hätten deutlich werden können. Gerade wenn unterschiedliche situative oder kommunikative Parameter, Produktions- und Rezeptionsbedingungen der gesprochenen und geschriebenen Sprache erfasst werden sollen, kompensiert eine differenzierte Methodik die Begrenzungen manuellen Sichtens.

2 Zugegeben ist natürlich eine stark zunehmende Häufigkeit der empirischen Arbeiten vom Althochdeutschen zu späteren Sprachstufen des Deutschen zu beobachten.

Neben dem Wert solcher exemplarisch angeführten Einzelanalysen zeigt sich bei der empirischen Bearbeitung von Texten aus vergangenen Sprachstufen auch das Potenzial für über den Forschungsbereich der historischen Sprachwissenschaft hinausgehende Erkenntnisse: Auch die empirischen Methoden, das Korpusdesign oder die Annotationsmethoden (vgl. Dipper 2015; Bollmann u. a. 2014; Dipper u. a. 2013) selbst werden durch die Anwendung auf historische Daten herausgefordert und ihre Entwicklung vorangebracht. Ein beispielhafter Fall ist das Projekt InterGramm der Universität Paderborn. Im Rahmen des Forschungsvorhabens wird der Grammatikwandel im Mittelniederdeutschen untersucht, wobei eine methodische Kombination aus manueller Annotation und maschinellen Lernens angewandt wird. Das Ziel ist es, ein zufriedenstellendes, automatisch generiertes Ergebnis zu erhalten. Auch das Erkennen ambiger Textstellen – bis dato ein großes Problem bei automatisierten Korpusanalysen – soll dem Programm „angelernt" und als solches kenntlich gemacht werden (vgl. Merten & Tophinke 2019). Die Annotation von Sprachdaten wurde mit der Anwendung auf historisches Textmaterial ebenso auf die Probe gestellt und weiterentwickelt. Dipper et al. (2013) haben beispielsweise ein Tagset speziell für historische Korpora entworfen, das zwar an das gebräuchliche Stuttgart-Tübingen Tagset (STTS) angelehnt ist, sich jedoch in wesentlichen Punkten von der Annotation gegenwartssprachlicher Texte unterscheidet.[3]

Freilich handelt es sich bei dieser Art von Untersuchungen und methodischen Weiterentwicklungen um „Exoten" in der historischen Sprachwissenschaft, die noch vergleichsweise selten sind. Woran liegt das? Die eingangs erwähnte Zurückhaltung sprachhistorischer Arbeiten im Hinblick auf eine umfassende quantitativ-empirische Bearbeitung eines Phänomens kommt natürlich nicht von ungefähr; eine demensprechende Analyse historischen Quellenmaterials ist aus mehreren Gründen schwierig: Historische Schriftsysteme erschweren ebenso einen Transfer der überwiegend am Gegenwartsdeutschen erprobten korpuslinguistischen Methoden wie historische Bedeutungsdivergenzen der Wortformen und insbesondere auch der grammatischen Strukturen, die in historischen Epochen anderen Gesetzmäßigkeiten unterliegen. Zudem sind bei der Analyse historischer Quellen weitere Hürden zu nehmen, die Linguist*innen rezenterer Quellen nicht im gleichen Ausmaß treffen: Die Quelltexte sind (insbesondere im Althochdeutschen) nicht sehr zahlreich und durch eine ganze Reihe von externen Einflussfaktoren geprägt, was Rückschlüsse auf einen „tatsächlichen" Sprachgebrauch oder das Sprachsystem als Ganzes zusätzlich erschwert. Hinzu kommen Interpretationsprobleme, Zweifelsfälle, stark ausgeprägte regionale Variabilität und der oft implizite Vergleich mit dem Neuhochdeutschen, der nicht immer zielführend ist. Ein Beispiel dafür ist etwa die Anwendung von linguistischen Phrasentests, die zwar für die Intuition in Bezug auf die Gegenwartssprache geeignete Kategorisierungswerkzeuge darstellen, jedoch zur Auf-

3 Beispielhaft nennt etwa Dipper (2015. 534) die interpretatorischen Schwierigkeiten, die bei definiten und indefiniten Artikeln in historischen Sprachstufen entstehen können. Die im STTS gängige Kategorie ART wird daher aufgegeben zugunsten einer Kategorie D (Determinativa).

lösung ambiger Strukturen der historischen Sprachstufen nicht anwendbar sind. Doch selbst bei Umgehung solch prinzipieller Schwierigkeiten sieht sich die sprachhistorische Disziplin immer noch mit den von Labov (1994: 21) in Bezug auf den Sprachwandel formulierten Problemen hinsichtlich des historischen Paradoxons konfrontiert: „The task of historical linguistics is to explain the differences between the past and the present; but to the extent that the past was different from the present, there is no way of knowing how different it was.“ In anderen Worten: Wir können zwar im Sinne eines Uniformitätsprinzips annehmen, dass sich die prinzipiellen Mechanismen des Sprachwandels zumindest seit dem Althochdeutschen nicht grundlegend verändert haben (vgl. Nevalainen & Raumolin-Brunberg 2012: 24), andererseits sollte eine solche Beobachtung auf sehr abstraktem Niveau auch nicht in einer Übertragung jüngerer Tendenzen der Sprachentwicklung auf diachrone Prozesse münden.

Trotzdem, oder vielmehr gerade deshalb, sollte besonderes Augenmerk auf die Methodik der Analyse historischer Texte gelegt werden, hat ja auch Labov (1994: 11) die historische Sprachwissenschaft so treffend charakterisiert als „the art of making the best use of bad data“. Um diese „Kunst“ geht es in der vorliegenden Publikation. Die initiale Idee dafür entstand im Rahmen eines Workshops der Österreichischen Linguistik-Tagung 2021 in Wien, den die Herausgeber*innen gemeinschaftlich organisierten. Die inhaltliche Qualität der Präsentationen und die Brisanz des Themas zeigten sich auch in den lebhaften Diskussionen der Fachexpert*innen, was letztlich dazu verleitete, die Studien und Ergebnisse der Veranstaltung auch einem größeren Adressat*innenkreis zugänglich zu machen. Zur Publikation eingeladen waren die anwesenden Workshopteilnehmer*innen ebenso wie weitere Kolleginnen und Kollegen, die im Bereich der Germanistischen Sprachgeschichte an der empirischen Analyse grammatischer und textgrammatischer Strukturen, auch unter Berücksichtigung soziolinguistischer Parameter, in alt- und mittelhochdeutschen Texten arbeiten und vielversprechende Konzepte entwickelt haben. Eingeladen waren auch Kolleg*innen, die sich bereits im Frühjahr 2021 an einem thematisch ähnlich gelagerten Workshop in Graz („Grammatische und textgrammatische Strukturen in alt- und mittelhochdeutschen Quellen. Theoretische Konzeptionen, Analysestrategien und Methoden“), organisiert von den Herausgebenden des vorliegenden Bandes, aktiv beteiligten.

Die einzelnen Beiträge tragen zur Diskussion um die Anwendbarkeitsmöglichkeiten und -potenziale empirischer Methoden in der historischen Sprachwissenschaft bei, sie sind Beispiele dafür, wie eine Übertragung moderner quantitativer und qualitativer Analyseverfahren der Korpuslinguistik sowie statistischer Signifikanztests auf historische Sprachdenkmäler gelingen kann. Hierdurch ergeben sich neue Einsichten in historische Sprachzustände und Wandelprozesse, wenn etwa die Frage ins Zentrum gerückt wird, welche unterschiedlichen sprachlichen Ebenen überhaupt für eine adäquate korpusgestützte Auswertung historischer Texte berücksichtigt werden müssen. Mit Bezug auf grammatische Analysekategorien, die im Fokus der folgenden Beiträge stehen werden, lauten die Fragen unter anderem: Was sind die spezifischen syntaktischen oder morphologischen Eigenschaften von historischen (althochdeutschen, mittelhochdeut-

schen, frühneuhochdeutschen) Quellen, die es im Rahmen einer Korpusanalyse und bei der Konzeption, Programmierung und Anwendung (semi-)automatisierter Verfahren zu berücksichtigen gilt? Welche falschen Ergebnisse können bei Korpusanalysen durch einen vorschnellen Rückschluss bei der Betrachtung vom Neuhochdeutschen aus auftreten? Welche quantitativ-statistischen Verfahren können bei der Analyse der historischen Sprachstufen zur Anwendung kommen? Wie geht man mit niederfrequenten Phänomenen um? Wie kann regionale Variation im Rahmen automatisierter Analysen angemessen behandelt werden?

Sarah Ihden, Lena Schnee & Ingrid Schröder beschreiben Möglichkeiten und Herausforderungen quantitativer Auswertungen von Korpusdaten für eine neue mittelniederdeutsche Grammatik. Sie plädieren dafür, hierzu die sprachliche Variation in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stellen. Damit einhergehend müssen die verantwortlichen Faktoren berücksichtigt werden, seien sie sprachintern oder -extern. Besonderes Augenmerk richten die Autorinnen auf die adäquate Visualisierung der ermittelten Sprachdaten sowie die Gewichtung der verschiedenen Parameter.

Simon Pickl untersucht historische und gegenwartssprachliche V2-Relativsätze im Hinblick auf ihre formale und funktionale Kontinuität. Hierbei streicht er heraus, dass vor 1500 die schriftlichen Quellen den mündlichen Sprachgebrauch weitgehend widerspiegeln, danach aber die Schriftsprache ein System mit eigenen Regularien herausbildet, wodurch ein scheinbarer Wandel der Konstruktion stattfindet. Dies kann damit erklärt werden, dass im Schriftlichen aus Gründen der Disambiguierung alternative Strukturen erforderlich sind. Da sich durch den Zugriff auf rezentere Quellen der mündliche Sprachzustand nun wieder fassen lässt, kann die V2-Struktur erneut beobachtet werden, allerdings nach wie vor eingeschränkt auf den mündlichen Bereich.

Martina Werner, Nina C. Rastinger & Sophia M. Beiter beschäftigen sich mit der Methodik bei Schnittstellenphänomenen in der historischen Korpuslinguistik und exemplifizieren diese anhand der relationalen Adjektive des Althochdeutschen. Die Entstehung, die morphologische sowie die syntaktische Entwicklung der relationalen Adjektive, ist bisher im vollen Umfange nicht diachron untersucht worden und Gegenstand des Forschungsprojekts „Relationale Adjektive in der Sprachgeschichte des Deutschen“ (FWF, 32415), in das der Beitrag vertiefte Einblicke gibt. Hierbei fokussiert er auf die Methodologie und eine Anwendung auf Sprachdaten der althochdeutschen Epoche.

Alexander Lasch verweist auf die Bedeutung von Adverbien auf *-e* für historisch-konstruktionsgrammatische Analysen. Nach Vorüberlegungen zu Konstruktionen als Bedeutungs-Form-Paaren analysiert er, eine kurze Diskussion des *Adverb*-Begriffs vorangestellt, Adverbien in Konstruktionen der Modalität in einem semantisch motivierten Konstruktikon. Auf diese Weise zeigt er die Relevanz dieser Adverbien für konstrukti-

onsgrammatische Studien auf. Datengrundlage ist das *Referenzkorpus Mittelhochdeutsch* (ReM).

Michail L. Kotin beschäftigt sich mit den Wechselbeziehungen von Mikro- und Makrostrukturen in historischen Texten. Er betont hierbei den großen Wert der Berücksichtigung von Textsorten bzw. einer Textsorten-Grammatik, um die mangelnde muttersprachliche Kompetenz für historische Sprachstufen zu kompensieren. Im Konkreten überprüft Kotin am historischen Psalmenkorpus Form und Funktion deontischer Modalitätssignale. Er legt hierbei die beiden von Werner Abraham und Elisabeth Leiss postulierten Generalisierungsthesen (AMIG I-Hypothese: Perfektivität und Deontik; AMIG II-Hypothese: Imperfektivität und Epistemik) zugrunde und arbeitet heraus, dass sich die erste im historischen Korpus gut belegen lässt, für die zweite aber aufgrund textsortenspezifischer Gegebenheiten keine Belege vorhanden sind bzw. ihr Vorhandensein im Grunde auch gar nicht zu erwarten ist.

Philipp Pfeifer untersucht die verschiedenen Verwendungsweisen des Verbs *sculan* im Althochdeutschen. Nach theoretischen Vorüberlegungen zum Modalitätsbegriff und einer kurzen Beschreibung der von ihm angewandten Methodik stellt Pfeifer die von ihm erarbeitete Typologie zu den Verwendungsweisen von *sculan* vor, die er im Anschluss im Detail bespricht. Prinzipiell unterscheidet er zwischen der Verwendung als Vollverb und der als Modal- bzw. Hilfsverb, wobei er bei zweiterer zwischen nicht-epistemischem und epistemischem Gebrauch spezifiziert. Bei nicht-epistemischer Verwendungsweise trennt er zwischen futurisch (weiters: prophetisch, unmittelbar, neutral) und deontisch (weiters: normativ, extrasubjektiv-volitiv, adhortativ), bei der epistemischen zwischen quotativ und hypothetisch. Als bemerkenswert hebt er hervor, dass sich die Verwendungsweisen im althochdeutschen Tatian von denen im Evangelienbuch Otfrids durchaus unterscheiden.

Jens Helfer-Fleischhauer & Stefan Hartmann behandeln die Entwicklung des Verbs *kommen* zum Funktionsverb. Nach einer kurzen Diskussion des Begriffs und der Vorstellung ausgewählter Literatur formulieren die Autoren drei Thesen zur historischen Entwicklung von Funktionsverbgefügen:

1. Am Anfang steht die Desemantisierung des Verbs, im Anschluss daran ergeben sich neue Selektionsanforderungen – oder -möglichkeiten – für das Substantiv der Präpositionalphrase.
2. Am Anfang der Grammatikalisierung treten eventive Substantive in der Präpositionalphrase zusammen mit dem lexikalischen Vollverb auf, danach kommt es zu einer Desemantisierung des Verbs.
3. Beide unter 1. und 2. genannten Entwicklungen finden gleichzeitig statt.

Im Rahmen der stichprobenartigen Korpusanalyse des hochfrequenten Verbs *kommen* wird das Erkennen der Desemantisierung des Verbs problematisiert. Da diese aber mit einer zunehmenden Verwendung von (in der Annotation ausgewiesenen)

Abstrakta in der Subjektsfunktion einhergeht, kann letztere als Hinweis für den Verlust der konkreten Bedeutung bei *kommen* herangezogen werden. Die Ergebnisse ihrer Korpusanalyse interpretieren die Autoren so, dass für die Entwicklung von Funktionsverbgefügen mit *kommen* die erste These zum Tragen kommt, wobei sich der Schritt der Desemantisierung des Verbs primär im Mittelhochdeutschen vollzogen hat. Andererseits fand die Zunahme eventiver Substantive in der Präpositionalphrase aber erst in frühneuhochdeutscher Zeit statt. Hiermit geht auch eine Bedeutungsveränderung bei der Präposition einher, die die Autoren im Rahmen einer metaphorischen Bewegung interpretieren, wobei der lokativ gebundene Aspekt sich zu einer als inchoativ fassbare Zusatzkomponente entwickeln kann.

Albrecht Greule betrachtet die Entwicklung des Verbs *dringen* unter syntaktischen und semantischen Gesichtspunkten vom Althochdeutschen zum Neuhochdeutschen. Theoretische Grundlage ist hierbei die Valenztheorie, der Fokus liegt auf dem vom Verb/Prädikat gestifteten Satzbauplan sowie den vom Verb geöffneten Leerstellen. Die für die Analyse herangezogenen Daten gewinnt Greule aus den einschlägigen, online zugänglichen historischen Wörterbüchern. Er kann hierbei eine historische Entwicklung nachzeichnen, bei der die Verbbedeutung zuerst auf sechs Sememe erweitert und anschließend auf drei reduziert wird.

Bernhard Luxner betrachtet den Grammatikalisierungsprozess von ahd. *ni wâri* zu nhd. *nur*, wobei er sein Belegmaterial den Online-Korpora *Altdeutsches Referenzkorpus*, *Mittelhochdeutsches Referenzkorpus* und *Frühneuhochdeutsches Referenzkorpus* entnimmt. Auf dieser Datengrundlage zeichnet er die Entwicklungslinie der althochdeutschen Phrase hin zur neuhochdeutschen Modalpartikel nach, der hier vorliegende Grammatikalisierungsprozess betrifft also nicht, wie so oft, den Wandel von einem lexikalischen hin zu einem grammatischen Morphem. Die einzelnen Stufen der Entwicklung identifiziert Luxner wie folgt: 1. Konditionale, konnektive Funktion; 2. Exzerptiv-/restriktiv-konditionaler Konnektor; 3. Restriktive/exklusive Fokuspartikel; 4. Relevanz markierende Modalpartikel.

Rosemarie Lühr vergleicht auf der Grundlage des Korpus *Deutsch Diachron Digital (ANNIS Corpus Search)* Pronomina im lateinischen und althochdeutschen Tatian. Als Vergleichsbasis dient ihr der altsächsische Heliand. Generell wird eine Untergliederung in definite und indefinite Determinierer unternommen. Nach der Betrachtung von Varianten legt Lühr das Augenmerk auf echte Differenzbelege, so treten beispielsweise althochdeutsche Ersatzformen für lat. *ille* und *iste* auf. Im Anschluss gliedert Lühr die Ausdrucksmittel unter dem Aspekt von Definitheit und Indefinitheit und kann aufzeigen, dass sowohl das Althochdeutsche als auch das Altsächsische im Vergleich zum Lateinischen mehr Ausdrucksformen für Indefinitheit aufweisen.

Sonja Zeman widmet sich der Frage, wie sich für eine historische Sprachstufe eine Grammatik der Mündlichkeit rekonstruieren lassen kann. Sie legt hierfür das Modell von Ágel und Hennig zugrunde und betrachtet den Nähewert bei zwei mittelhoch-

deutschen Versepen. Auf der Grundlage qualitativer Auswertungen zeigt sie, dass die Bewertung von Texten im Hinblick auf ihre Nähe zur Mündlichkeit in Abhängigkeit zur Unterscheidung zwischen narrativen und nicht-narrativen Passagen steht und plädiert für eine „Grammatik mündlichen Erzählens".

Literaturverzeichnis

Barteld, Fabian, Katharina Dreessen, Sarah Ihden & Ingrid Schröder (2019): Analyse syntaktischer Phänomene mit dem Referenzkoropus Mittelniederdeutsch/Niederrheinisch (1200–1650). In: Renata Szczepaniak, Stefan Hartmann & Lisa Dücker (Hrsg.): Historische Korpuslinguistik. (Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte 10) Berlin/Boston, 261–281.

Bollmann, Marcel, Florian Petran, Stefanie Dipper & Julia Krasselt (2014): CorA. A web-based annotation tool for historical and other non-standard language data. In: Kalliopi Zervanou, Cristina Vertan, Antal van den Bosch & Caroline Sporleder (Hrsg.): Proceedings of the 8th Workshop on Language Technology for Cultural Heritage, Social Sciences, and Humanities (LaTeCH). Göteborg (Schweden).

Dipper, Stefanie (2015): Annotierte Korpora für die Historische Syntaxforschung. Anwendungsbeispiele anhand des Referenzkorpus Mittelhochdeutsch. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 43/3, 516–563.

Dipper, Stefanie, Karin Donhauser, Thomas Klein, Sonja Linde, Stefan Müller & Klaus-Peter Wegera (2013): HiTS. Ein Tagset für historische Sprachstufen des Deutschen. In: Journal for Language Technology and Computational Linguistics 28/1, 85–137.

Donhauser, Karin (2015): Das Referenzkorpus Althochdeutsch. Das Konzept, die Realisierung und die neuen Möglichkeiten. In: Jost Gippert & Ralf Gehrke (Hrsg.): Historical Corpora. Challenges and Perspectives. (CLIP 5) Tübingen, 35–49.

Herbers, Birgit, Sylwia Kösser, Ilka Lemke, Ulrich Wenner, Juliane Berger, Sarah Kwekkeboom & Frauke Thielert (2021): Dokumentation zum Referenzkorpus Frühneuhochdeutsch und Referenzkorpus Deutsche Inschriften. In: Stefanie Dipper (Hrsg.): Bochumer Linguistische Arbeitsberichte 24, Bochum.

Kopf, Kerstin (2019): Von Korpus zu Korpus. Herausforderungen und Chancen diachron korpusübergreifenden Arbeitens. In: Renata Szczepaniak, Stefan Hartmann & Lisa Dücker (Hrsg.): Historische Korpuslinguistik. (Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte 10) Berlin/Boston, 1–28.

Labov, William (1994): Principles of linguistic change. Band 1: Internal factors. Oxford.

Lobenstein-Reichmann, Anja & Oskar Reichmann (Hrsg.) (2003): Neue historische Grammatiken. Zum Stand der Grammatikschreibung historischer Sprachstufen des Deutschen und anderer Sprachen. Tübingen.

Maitz, Péter (Hrsg.) (2012): Historische Sprachwissenschaft. Erkenntnisinteressen, Grundlagenprobleme, Desiderate. (Studia Linguistica Germanica 110) Berlin/Boston.

Merten, Marie-Luis & Doris Tophinke (2019): Interaktive Analyse historischen Grammatikwandels. In: Renata Szczepaniak Stefan Hartmann & Lisa Dücker (Hrsg.): Historische Korpuslinguistik. (Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte 10) Berlin/Boston, 303–323.

Nevalainen, Terttu & Helena Raumolin-Brunberg (2012): Historical sociolinguistics. Origins motivations, and paradigms. In: Hernández Campoy, Juan Manuel Conde Silvestre & Juan Camilo (Hrsg.): The handbook of historical sociolinguistics. Malden, 22–40.

Peters, Robert (2017): Das Referenzkorpus Mittelniederdeutsch/Niederrheinisch (1200–1650). In: Niederdeutsches Jahrbuch. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 140, 35–42.

Petran, Florian, Marcel Bollmann, Stefanie Dipper & Thomas Klein (2016): ReM. A reference corpus of Middle High German. Corpus compilation, annotation and access. In: Journal for Language Technology and Computational Linguistics 31/2, 1–15.

Pickl, Simon (2020): Gesamtsatzstrukturen zwischen *online*- und *offline*-Verarbeitung. Syntaktische Progression und Regression am Beispiel historischer deutscher Predigten. In. Delphine Pasques & Claudia Wich-Reif (Hrsg.): Textkohärenz und Gesamtsatzstrukturen in der Geschichte der deutschen und französischen Sprache vom 8. bis zum 18. Jahrhundert. Akten zum internationalen Kongress an der Universität Paris-Sorbonne vom 15. bis 17. November 2018. (Berliner Sprachwissenschaftliche Studien 35), 145–172.

Schmitt, Eleonore (2019): Von zwîv(e)l(e)n zu zweifeln. Diachrone Variation im Paradigma der Verben mit zweisilbigem Stamm. In: Renata Szczepaniak Stefan Hartmann & Lisa Dücker (Hrsg.): Historische Korpuslinguistik. (Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte 10) Berlin/Boston, 49–73.

Schwarz, Christoph & Tobias Streck (2009): New approaches to describing phonological change: The realisation of Middle High German /î/ in the Alemannic Dialects of Southwest Germany. In: Stavroula Tsiplakou, Marilena Karyolemou & Pavlos Pavlou (Hrsg.): Language Variation. European Perspectives II. Amsterdam/Philadelphia, 205–213.

Sarah Ihden, Lena Schnee & Ingrid Schröder

Korpusdaten als Basis für eine neue mittelniederdeutsche Grammatik – Möglichkeiten und Herausforderungen quantitativer Auswertungen

1 Einleitung

Für die Erarbeitung historischer Grammatiken stellt die auf Korpora basierende quantitative Linguistik neue Methoden bereit, die es ermöglichen, Variation adäquat abzubilden und hinsichtlich ihrer Ausprägung sowie der zugrunde liegenden Einflussfaktoren interpretieren zu können. Eine besondere Rolle spielen hierbei statistische Verfahren und die Visualisierung von Daten durch Diagramme. Diagramme ermöglichen es, komplexe Sachverhalte anschaulich quantitativ darzustellen und durch Aufdeckung von Relationen neues Wissen zu generieren, sind aber niemals voraussetzungslose Abbildungen, sondern hinsichtlich der zugrunde liegenden Daten, aber auch hinsichtlich der spezifischen Gestaltung nicht zuletzt aufgrund ihrer Tendenz zur Generalisierung interpretationsbedürftig (vgl. grundlegend dazu Bubenhofer 2020: 14–82). Die ermittelten Relationen sind daher anschließend in einer qualitativen Analyse des Materials, beispielsweise durch Sichtung einzelner Belege, zu überprüfen. Zudem ist zu berücksichtigen, dass abhängig von der Art der Daten und dem Ziel der Darstellung einzelne Diagrammtypen in unterschiedlichem Maße geeignet sind, um beim Vergleich von Variablenausprägungen den gewünschten Mehrwert für die Interpretation zu erbringen. Für die mittelniederdeutsche Grammatikographie bedeutet dies, dass in jedem Fall zu prüfen ist, inwiefern einzelne Diagrammtypen die Beschreibung und weiterführende Analyse eines Phänomens angemessen unterstützen können, aber auch ob durch die einhergehenden Generalisierungen Zusammenhänge verdeckt werden.

Neben der Visualisierung quantitativer Verhältnisse durch Diagramme können für Arbeiten an einer korpusgestützten Grammatik statistische Verfahren herangezogen werden, die ebenfalls einen explorativen Zugriff auf die Daten erlauben. Als besonders geeignet für die Fragestellungen in der historischen Linguistik hat sich das Modell der Random Forests erwiesen, mit dem die Relevanz von inner- und außersprachlichen Faktoren mit einem potentiellen Einfluss auf die beobachtete Variation hierarchisiert werden kann. Zu den innersprachlichen Faktoren zählen z. B. Lexemstruktur und Kollokationen, zu den außersprachlichen Raum und Zeit wie auch Sprachdomäne, Textsorte und Einzeltextspezifik. Auch hier ist stets eine weitere Prüfung des gewonnenen Ergebnisses notwendig, da dessen Validität nicht nur von der Datenmenge, sondern auch vom Grad der Variation und der Anzahl der potentiellen Einflussfaktoren abhängig ist.

https://doi.org/10.1515/9783110784282-002

Obwohl Variation das hervorstechendste Merkmal historischer Sprachstufen darstellt, konnte sie in den traditionellen grammatischen Darstellungen aufgrund des dafür wenig geeigneten Materials in der Regel nicht angemessen abgebildet werden.[1] Erstmals steht mit den Referenzkorpora zur deutschen Sprachgeschichte im Verbund Deutsch Diachron Digital (vgl. Ihden u. a. im Erscheinen) für die Erarbeitung historischer Grammatiken des Deutschen eine geeignete Datengrundlage zur Verfügung. Als grammatisch annotierte ‚Referenzkorpora' gewährleisten sie, dass insbesondere zu flexionsmorphologischen Phänomenen relevante Belegstellen präzise und umfassend durch geeignete Suchabfragen gefunden werden können. Neben deduktiven, datenbasierten Analysen einzelner grammatischer Kategorien eröffnen die Korpora auch induktive, datengeleitete Analysen, die der Hypothesengenerierung und der Theoriebildung dienen.[2] Da bei grammatisch annotierten Korpora eine voraussetzungslose Kategorisierung der Daten letztlich unmöglich ist, sondern die Voraussetzungen (z. B. die Annahme von Lexemklassen) vielmehr stets in die Reflexion einzubeziehen sind, ist ein Zusammenspiel aus einem datengeleiteten und einem datenbasierten Vorgehen sowie eine Ergänzung quantitativer durch qualitative Analysen angebracht, um zu einer gegenstandsadäquaten Darstellung zu gelangen.

Die Ausarbeitung einer neuen Grammatik des Mittelniederdeutschen[3] stützt sich auf die Daten des Referenzkorpus Mittelniederdeutsch/Niederrheinisch 1200–1650 (ReN) (Korpusversion ReN 1.1 vom 06.01.2021 = ReN-Team 2021; vgl. als Überblicksdarstellungen Peters 2017, Schröder u. a. 2017). Das ReN bietet als strukturiertes und grammatisch annotiertes Korpus eine Datenbasis, die es ermöglicht, grammatische Phänomene raumzeitlich zu verorten und Text(sorten)spezifika hervortreten zu lassen. Es umfasst 235 Texte mit ca. 2,3 Mio. Token, von denen ca. 1,5 Mio. Token mit dem Tagset HiNTS (Historisches Niederdeutsch-Tagset; vgl. Barteld u. a. 2018) nach Wortarten und Flexionsformen annotiert und nach den Regeln des MNWB (1956 ff.) lemmatisiert sind. Die Textauswahl folgt der räumlich-zeitlichen Struktur des Mittelniederdeutschen mit der Aufnahme von Texten aus acht niederdeutschen Schreibsprachlandschaften (Nordniedersächsisch, Westfälisch, Ostfälisch, Elbostfälisch, Lübisch, Ostelbisch, Baltisches Niederdeutsch,

---

1 Vgl. aber für das Mittelniederdeutsche die Zusammenstellung von Stadtbuchtexten bei Lasch (1925/1987), die mit der räumlichen und zeitlichen Strukturierung das Ziel verfolgt, neben der „typischen Form der Schriftsprache" die zeitliche Entwicklung durch den Vergleich „jüngere[r] und ältere[r] Formen des gleichen Textes" abzubilden sowie die „provinziellen Charakteristiken" herauszuarbeiten (Lasch 1925/1987: XVI) und damit die Darstellungen in der Grammatik (Lasch 1914/1974) zu ergänzen.

2 Beim datengeleiteten Zugriff (corpus-driven) werden aus den Korpusdaten heraus Muster ermittelt. Entweder werden diese Muster bestehenden Kategorien zugeordnet oder aber basierend auf den Mustern ganz neue Kategorien abgeleitet. Beim datenbasierten (corpus-based) Vorgehen werden aufgestellte Hypothesen bzw. die Gültigkeit bestehender Kategorien mithilfe von Korpusdaten geprüft (vgl. Scharloth & Bubenhofer 2012: 197–198).

3 Pilotprojekt zur Grammatik 2020–2023 gefördert durch die DFG (DFG-Nr. 433078928); Projektleitung: Prof. Dr. Ingrid Schröder; Projektdurchführung Dr. Sarah Ihden, unterstützt von Carlotta Hübener, Lena Schnee und Ronia Seiri.

Südmärkisch) sowie aus dem Niederrheinischen mit einer Entstehungszeit vom 13. bis ins 17. Jahrhundert. Außerdem werden in soziopragmatischer Perspektive verschiedene Felder der Schriftlichkeit (Verwaltung, Recht und Urkunden, Wissensvermittlung, geistliche Schriftlichkeit/Religion, Literatur, private Schriftlichkeit und Korrespondenz, Inschriften) berücksichtigt (vgl. dazu auch die Abbildung zur Textverteilung in Ihden & Schröder im Erscheinen).

Im methodischen Zentrum der neuen Mittelniederdeutschen Grammatik steht eine Analyse, die, ausgehend von den Phänomenen an der sprachlichen Oberfläche, Kategorien wie Flexionsklassen aus dem empirischen Befund ableitet und nicht aus der historischen Entwicklung abstrahiert. Dieser datengeleitete Zugriff verhindert, dass der Blick auf die synchrone Variation beispielweise durch die traditionelle Einteilung in Flexionsklassen, die basierend auf der Ausprägung der altniederdeutschen Substantivstämme[4] gebildet worden sind, verstellt wird. Dass diese auf die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft zurückgehende Klassifizierung erhebliche Probleme bei der Darstellung der synchronen Verhältnisse aufwirft, zeigen die knappen Anmerkungen zu schwachen Formen im Plural stark flektierender maskuliner Substantive (vgl. Lasch 1914/1974: 194, § 363, Anm. 4; 196, § 367, Anm.), die zwar auf das Phänomen hinweisen, dessen Reichweite aber nicht wiedergeben können. Zudem ist stets nach den Auslösern der Variation zu fragen: Neben innersprachlichen Ursachen wie der Wortstruktur (in der sich die historischen vormittelniederdeutschen Verhältnisse bemerkbar machen) sind Unterschiede im Gebrauch der Formen abhängig von Region, Zeit und Domäne/Textsorte zu beschreiben. Als Orientierung für diese variationssensitive Betrachtung dient unter anderem die *Mittelhochdeutsche Grammatik* von Klein, Solms & Wegera (2009, 2018), die sich ebenfalls auf Korpusdaten stützt und die in ihrer Darstellung insbesondere die Faktoren Raum, Zeit und Überlieferungsform berücksichtigt (vgl. Herbers 2014).

Um die Möglichkeiten und Herausforderungen quantitativer Analysen aufzuzeigen, sollen in diesem Beitrag am Material der Mittelniederdeutschen Grammatik verschiedene Formen der Visualisierung und der statistischen Auswertung erprobt sowie ihre jeweiligen Vorteile in Abhängigkeit von den vorliegenden Daten diskutiert werden. Zum besseren Verständnis des gesamten Arbeitsprozesses im Rahmen des Grammatikprojektes, in dem die quantitativen Auswertungen nur einen Teil ausmachen, wird in Kapitel 2 zunächst ein Überblick zum Workflow gegeben und in Kapitel 3 das für flexionsmorphologische Analysen grundlegende Problem der Ambiguität der Formen adressiert. Im sich anschließenden Hauptteil werden nach grundlegenden Vorbemerkungen zu quantitativen Analysen historischer Sprachdaten (Kap. 4.1) anhand dreier Beispiele jeweils das gewählte Verfahren und seine Vorteile erläutert sowie in einer exemplari-

---

4 Vgl. Lasch (1914/1974: 193, § 362): „Wir behalten in der folgenden übersicht über die flexionen im ganzen die aus den älteren verhältnissen geschöpfte einteilung bei, um die entwicklung deutlicher hervortreten zu lassen.“

schen Auswertung illustriert. Die zugrunde gelegten Daten beschränken sich dabei zunächst auf den Genitiv der Maskulina. Da in diesem Beitrag der Fokus auf die Frage nach einer adäquaten Analyse und Darstellung von Variation gerichtet ist, wurden Phänomene aus dem Bereich der Genitivflexion der Maskulina ausgewählt, deren variative Ausprägung beschrieben und auf ihre Ursachen hin befragt wird. Erstens soll der Gebrauch der Flexive im Genitiv Singular und Plural der Maskulina in Abhängigkeit vom Auslaut des Lexems untersucht werden, wobei Mosaikplots eingesetzt werden (Kap. 4.2). Zweitens wird die Korrelation von Singular- und Pluralflexiven im Genitiv der Maskulina betrachtet und mit Hilfe von Sankeyplots visualisiert (Kap. 4.3). Drittens sollen Faktoren, welche die Variation in der Korrelation von Singular- und Pluralflexiven steuern, ermittelt werden, wofür das Verfahren der Random Forests erprobt wird (Kap. 4.4). Die hier vorgenommenen Auswertungen sind lediglich als ein Schritt innerhalb eines umfangreicheren, mehrstufigen Analyseverfahrens zu verstehen, zu dem wie oben erwähnt neben quantitativen Zugriffen notwendigerweise stets auch qualitative Untersuchungen gehören. In Kapitel 5 werden basierend auf den Erfahrungen zu den eingesetzten Verfahren die Möglichkeiten und Herausforderungen quantitativer Auswertungen für die mittelniederdeutsche Grammatikographie abschließend diskutiert.

2 Der Workflow von der Datenerhebung bis zur Auswertung

Die Bearbeitung der Flexionsmorphologie im Rahmen der neuen Mittelniederdeutschen Grammatik erfolgt in einem komplexen Workflow, dessen einzelne Schritte von der Datenerhebung bis zur Auswertung in Abb. 1 dargestellt sind. Am Beginn des Prozesses steht die Datengewinnung aus dem ReN in der jeweils aktuellen Version.[5] Für die Analysen zur Flexionsmorphologie der Substantive wurden unter Nutzung der Annotationen zur Wortart (POS) und Flexion zunächst sämtliche Appellative (POS-Tag *NA*) mit einer eindeutigen Annotation von Kasus und Numerus (z. B. *Masc.Gen.Pl*) ermittelt. Zu Beginn des Projektes wurden die Daten für diese Treffer mithilfe des CSV-MultiTok-Exporters sowie des TextColumn-Exporters in ANNIS (vgl. Krause & Zeldes 2016) zusammengetragen, da diese unterschiedliche Vorteile bieten. Der CSV-MultiTok-Exporter liefert für den Treffer der Suchabfrage sämtliche Annotationen, enthält jedoch nicht den Kontext des Treffers, den wiederum der TextColumn-Exporter bietet. Unter Anwendung eines Pythonskriptes erfolgte die Zusammenführung der verschiedenen Outputs beider

5 Die ersten Arbeiten zum Genitiv der Appellative stützten sich zunächst auf die Version 1.0 vom 14.08.2019 (vgl. ReN-Team 2019). Parallel dazu wurde zu Beginn des Projektes die neue Version 1.1 vom 06.01.2021 erarbeitet (vgl. ReN-Team 2021), die um grammatische Annotationen einer Gruppe zuvor lediglich in transkribierter Form vorliegender Urkunden ergänzt ist (vgl. Ihden & Schröder 2021: 82). Für den Genitiv wurden die zusätzlichen Daten der Version 1.1 im Datenset ergänzt.

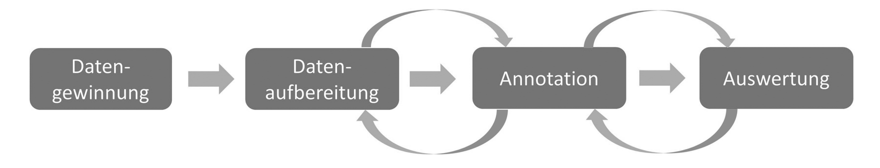


Abb. 1: Workflow der Mittelniederdeutschen Grammatik.

Exporter. Da dieses Vorgehen einen verhältnismäßig hohen Aufwand erfordert und die zur Verfügung stehenden Exporter die notwendigen Inhalte nicht in gewünschter Form abbilden, wurde ein Java-basiertes Skript programmiert, das eine Extraktion der Daten aus den XML-Dateien des ReN ermöglicht.[6]

Die so gewonnenen Daten werden für jeden Kasus in einer separaten Excel-Tabelle weiter aufbereitet. Aus den Treffern werden diejenigen aussortiert, die im Sinne der jeweils zugrunde gelegten Richtlinien keinen eindeutigen Beleg für das Phänomen darstellen, beispielsweise aufgrund einer nicht korrekten Annotation im ReN oder aufgrund einer bestehenden Ambiguität hinsichtlich der Wortgrenzen (s. Kap. 3). Zudem wird die Genusannotation der Belege systematisch geprüft, da bei Substantiven mit ambigem Genus Inkonsistenzen in der Annotation im ReN vorliegen können. Unterstützt werden die Kontrollen durch in einer gesondert angelegten Excel-Datei erfasste Angaben zum Genus, zu den Nebenformen (s. Kap. 3) sowie zur Übersetzung der ReN-Lemmata, die mithilfe von Pythonskripten in das Datenset des jeweiligen Kasus übertragen werden. Diese Daten sind außerdem hilfreich für die folgende Annotation und werden im weiteren Annotationsprozess ergänzt, weshalb hier ein iterativer Prozess zwischen Datenaufbereitung und Annotation vorliegt. Die Annotation der Belege umfasst insbesondere das zugrunde liegende Lexem und dessen Auslaut sowie die Endung des Belegs, das heißt das Flexiv. Hinzu kommen für bestimmte Gruppen von Lexemen weitere Annotationen, beispielsweise zur Silbenzahl des Lexems.

Im Anschluss an die Annotation werden als Basis für die Auswertungen mithilfe des Statistikprogramms R (vgl. R Core Team 2021) je nach Untersuchungsaspekt verschiedene tabellarische Übersichten, beispielsweise zum Vorkommen der nach ihrem Auslaut gruppierten Lexeme und den Flexiven in den Belegen erstellt. Der Zugriff auf die quantitativen Daten zu einem Phänomen erfolgt mithilfe unterschiedlicher Visualisierungen und statistischer Verfahren (s. Kap. 4) und wird um qualitative Analysen ergänzt. Erste Experimente zur quantitativen Auswertung werden am Beispiel des Genitivs der Maskulina in Kapitel 4 vorgestellt. Zuvor wird zum besseren Verständnis der Datenbasis auf den Umgang mit Ambiguitäten während der Datenaufbereitung und -annotation eingegangen.

6 Das von Lena Schnee geschriebene Pythonskript sowie das von Louisa Hübener programmierte Java-basierte Skript werden über Git öffentlich zugänglich gemacht.

3 Zum Umgang mit ambigen Formen

Ein grundsätzliches Problem bei der Analyse früherer Sprachstufen des Deutschen stellen ambige Formen dar, für deren Bewertung und Annotation einheitliche Regeln festgelegt werden müssen. Belege, bei denen sich die Wortgrenzen oder die Zugehörigkeit zu einer Lexemklasse nicht sicher bestimmen lassen, werden während der Datenaufbereitung identifiziert und von den weiteren Analysen ausgeschlossen. Im Analyseprozess selbst begegnen insbesondere hinsichtlich des Lexemauslauts mehrdeutige Belege, die als solche gesondert zu annotieren sind. Im Folgenden soll der Umgang mit diesen verschiedenen Ambiguitäten an konkreten Beispielen veranschaulicht werden.

Vor der flexionsmorphologischen Analyse der Substantive ist zunächst sicherzustellen, dass es sich bei den Belegen um selbstständige Worteinheiten handelt. Dabei stellt die Abgrenzung zwischen einem Syntagma und einem Kompositum in einigen Fällen eine besondere Herausforderung dar, da aufgrund der fehlenden orthographischen Normierung in früheren Sprachstufen des Deutschen keine Deckungsgleichheit zwischen einem graphematischen und einem grammatischen Wort besteht, was die Ermittlung von Worteinheiten erschwert.[7] Diese Ambiguität besteht dort, wo zwei unmittelbar aufeinander folgende Substantive entweder ein N + N-Kompositum oder eine Konstruktion mit Genitivattribut darstellen können. Ambige Belege, die wie bei *koninges scot* in (1) kein vorangehendes attribuierendes Wort, zum Beispiel einen Determinierer, enthalten oder wie bei *eyn Meysters szonn* in (2) ein vorangehendes Wort in Kongruenz zum zweiten Substantiv aufweisen, werden von der weiteren Analyse ausgeschlossen (vgl. Ihden & Schröder 2021: 85–86).[8]

(1) koni*n* ges scot darf he ouer nicht sceten . mer enes des winteres vnde enes des someres . (Nowg. Schra Rig., Bl. 5r, Z. 9–11)[9]

---

7 Für ein graphematisches Wort wird die auf formalen Kriterien beruhende Definition nach Fuhrhop (2008: 193) zugrunde gelegt: „Das graphematische Wort steht zwischen zwei Leerzeichen und enthält intern keine Leerzeichen“. Als grammatische Wörter werden Einheiten gefasst, die „kategoriell markiert [sind], d. h. sie haben eine Wortart und alle mit dieser Wortart verbundenen Merkmale wie Genus, Flexion usw.“ (grammis: https://grammis.ids-mannheim.de/terminologie/430). Einen Überblick zu den Typen phonologisches, morphologisches, syntaktisches und graphematisches Wort liefert Fuhrhop (2008: 190–195).

Zur Diskrepanz zwischen graphematischem und grammatischem Wort im Mittelniederdeutschen vgl. die Untersuchung der Zusammenschreibung mehrerer Worteinheiten von Hübener (2021) sowie die Studie zur Zusammen- und Getrenntschreibung im Werler Statuarrecht des 14. und 15. Jahrhunderts von Tophinke (2000).

8 Zur Ambiguität von Fällen wie in (2) vgl. Pavlov (1972) für das Mittelhochdeutsche und Kopf (2018) für das Frühneuhochdeutsche.

9 Die Beispiele werden in der diplomatischen Transkription des ReN wiedergegeben. S. zu den einzelnen Textansichten des ReN in ANNIS Barteld u. a. (2017) sowie Barteld u. a. (2021: Kap. 6.3).

(2) De ffriheyt sal ock doen eyn Meysters szonn (Reval Schragen 1451–1500, Bl. 58r, Z. 08–09)

Besondere Aufmerksamkeit verdienen während der Datenaufbereitung außerdem Worteinheiten, die hinsichtlich ihrer Zugehörigkeit zu einer Lexemart mehrdeutig sind. Im Datenset für den Genitiv betrifft dies insbesondere Fälle wie *nachtes* und *daghes* in (3), bei denen es sich formal ursprünglich um Substantive im Genitiv Singular handelt, die jedoch in einer adverbialen Funktion als Zeitangabe verwendet werden und daher einen ambigen Status zwischen Substantiv und Adverb innehaben.[10] Da das MNWB (1956 ff.), auf das sich die Lemmatisierung im ReN stützt, keinen eigenen Lemmaeintrag für *dāges* oder *nachtes* als Adverb führt, sind diese Fälle im ReN konsequent als Substantiv im Genitiv annotiert. Für die Analysen der Mittelniederdeutschen Grammatik werden solche im Wandel befindlichen Wörter, wenn sie nicht eindeutig als Substantiv bestimmbar sind (z. B. ohne vorangehenden Determinierer), für die Beschreibung der Flexion nicht berücksichtigt.

(3) Welic man vorsvmet [de hofwarde] nach tes ofte daghes . de betere . i . *marc* kvniͤn . (Nowg. Schra Rig., Bl. 4v, Z. 8–9)

In der flexionsmorphologischen Analyse der zuvor geprüften Belege treten Ambiguitäten vor allem beim Lexemauslaut und damit zusammenhängend beim Flexiv auf. Für die Identifizierung von Lexemauslaut und Flexiv in einem Beleg wie *rikes* in (4) ist eine Segmentierung in den Stamm, der dem zugrunde liegenden Lexem entspricht, und das Flexionssuffix notwendig. Da das Lexem ausgehend vom konkreten Beleg zu bestimmen ist, müssen neben derjenigen Form, die im ReN als Lemma annotiert ist und im MNWB (1956 ff.) die Hauptvariante darstellt, zum Beispiel *rîke* (Wörterbuchlemma: *rîke*[1]), auch alle weiteren potentiellen Lexemvarianten berücksichtigt werden, beispielsweise *rîk*. Aus diesem Grund werden während des Annotationsprozesses für die betreffenden Lexeme deren im Wörterbuch angegebene Nebenformen in einer gesonderten Excel-Tabelle erfasst und in regelmäßigen Abständen per Pythonskript in das Datenset über-

10 Die neue *Mittelhochdeutsche Grammatik* (Klein, Solms & Wegera 2018: 123, S 51, Anm. 1) spricht selbst bei Fällen mit vorangehendem Determinierer wie *des nahtes* von einer adverbialen Bildung, in der älteren *Mittelhochdeutschen Grammatik* werden *des tages* und *nahtes* als „Substantivadverbien" bezeichnet, die „als erstarrte Kasus aus Substantiven entstanden" sind (Paul 1998: 215, § 209). Für das Mittelniederdeutsche liefert Mähl (2004: 35–40) eine umfassende Diskussion zum Status des -*(e)s* in Wörtern, die entweder als nach dem Genitiv Singular flektierte Adjektive oder Substantive oder aber als Adverbien aufgefasst werden mit Blick auf die verschiedenen in der Forschung zum Hoch- und Niederdeutschen vertretenen Ansichten. Er selbst klassifiziert das -*(e)s* wie in *dāges* und *nachtes* als Derivationssuffix, „da das -*(e)s* bei substantivischen Adverbien stark reihenbildend ist" (Mähl 2004: 103, Anm. 293).

tragen, sodass sie in die Annotation einbezogen werden können. In einem Beleg wie *rikes* in (4) beispielsweise kann entweder die auf *-e* ausgehende Lexemvariante *rîke* oder die konsonantisch auslautende Variante *rîk* vorliegen; beim Flexiv handelt es sich dementsprechend um die Variante *-s* oder *-es*. Im Ergebnis der Annotation kann so zwischen Belegen mit eindeutigem Lexemauslaut und solchen mit verschiedenen möglichen Auslauten unterschieden werden. Diese vom Beleg ausgehende differenzierte Annotation liefert die notwendige Basis für Analysen beispielsweise zum Zusammenhang zwischen dem Lexemauslaut und dem Vorkommen des Flexivs, wie sie in Kapitel 4.2 präsentiert werden.

(4) So steit de salicheit des rikes recht in twe part (H. Bote Boek rade 1493, Bl. 8r, Z. 7)

4 Quantitative Auswertungen zum Genitiv der Maskulina

4.1 Vorbemerkungen

Neben den grundlegenden Hilfsmitteln der deskriptiven und inferentiellen Statistik werden für den Aufbau der korpusgestützten Grammatik verschiedene explorative Methoden der Datenanalyse verwendet, um von den Korpusfrequenzen zu einem differenzierten Bild zu gelangen, das die Gesamtheit der Daten widerspiegelt und ihre Variation abbildet. Auch wenn das aus den älteren Grammatiken und der bisherigen Forschung gewonnene Vorwissen die Auswahl der Variablen bedingt und die Fragestellungen, unter denen die Phänomene betrachtet werden, steuert, soll ein möglichst unvoreingenommener Blick auf die Daten geworfen werden.

Der hohe Variantenreichtum der mittelniederdeutschen Sprache macht es erforderlich, zur Exploration graphische Visualisierungstechniken einzusetzen, die sich eignen, Korrelationen kategorialer Variablen auch bei einer hohen Anzahl von Ausprägungen abzubilden. Dies ist durch Mosaikplots und Sankeyplots möglich. Eine weitere Eigenschaft mittelniederdeutscher wie auch anderer historischer Sprachdaten ist ihre unvermeidbare Spärlichkeit, die aus der begrenzten Größe des verfügbaren Korpus resultiert. Selbst bei insgesamt frequenten Phänomenen wie der Genitivflexion sind einzelne Ausprägungen nur geringfügig oder auch gar nicht repräsentiert. Eine derartige Unausgewogenheit der Datensets, in denen einige Kategorien gut, andere jedoch kaum vertreten sind, schränkt die Auswahlmöglichkeiten innerhalb statistischer Tests zur Ermittlung relevanter Faktoren deutlich ein. Eine Alternative zu multifaktoriellen linearen Regressionen, die sich bei historischen Sprachdaten nicht immer einsetzen lassen (vgl. u. a. Zeige 2019: 45), stellen Random Forests dar.

Diese für das Mittelniederdeutsche getroffene Auswahl an Explorationsmethoden wird im Folgenden vorgestellt und begründet und jeweils in einer exemplarischen Auswertung der Daten zur Genitivflexion der Maskulina im Mittelniederdeutschen demonstriert. Um eine Reproduzierbarkeit der Analysen zu gewährleisten, wird das frei verfügbare Programm RStudio verwendet, und die relevanten Skripte werden zugänglich gemacht (s. auch Anm. 6).

4.2 Korrelation von Lexemauslaut und Flexiv bei den Maskulina

4.2.1 Visualisierung der Korrelation zweier Kategorien mithilfe von Mosaikplots

Für die Analyse der Korrelation von Lexemauslaut und Flexiv bei Substantiven sind Muster und Gruppierungen in Frequenzverteilungen mehrerer Variablen mittels graphischer Visualisierungstechniken aufzuzeigen, die anhand von Tabellen nicht direkt erfassbar sind (vgl. Baayen 2012: 21). Frequenzverteilungen einzelner Variablen lassen sich prinzipiell auch aus Tabellen gut ablesen, und bei Bedarf können sie durch einfache Säulendiagramme dargestellt werden, bei denen die Anzahl der Vorkommen einer Ausprägung durch die Länge der Säule im Koordinatensystem abgebildet wird (vgl. Baayen 2012: 21). Tabelle 1 zeigt exemplarisch die Anzahl der Belege für Maskulina im Genitiv Singular nach dem jeweiligen Flexiv, differenziert in *-(e)s*, *-(e)n*, die Nullmarkierung *-ø* sowie *-ns*. Die Frequenzunterschiede im Vorkommen der verschiedenen Flexive sind anhand der Tabelle auf den ersten Blick erkennbar und benötigen keine visuelle Unterstützung.

Tab. 1: Anzahl der Belege für Maskulina im Genitiv Singular, differenziert nach Flexiven.[11]

Flexiv	Frequenz
-(e)s	4592
-(e)n	359
-ø	349
-ns	25
Summe	5325

Kontingenztabellen, die die Korrelation von Ausprägungen zweier Variablen abbilden, lassen sich dagegen schlechter direkt erfassen. Eine Darstellungsmöglichkeit bieten gestapelte oder gruppierte Säulendiagramme. Die Ausprägungen einer der beiden

11 Berücksichtigt wurden alle Belege mit einem eindeutigen Lexemauslaut sowie einer eindeutigen Zuordnung zu einem Flexiv.

Variablen, hier der Auslaut des Lexems, werden dann jeweils in der Einheit einer Säule (s. Abb. 2A) gestapelt oder in einer Gruppe von nebeneinander platzierten Säulen (s. Abb. 2B) dargestellt.[12]

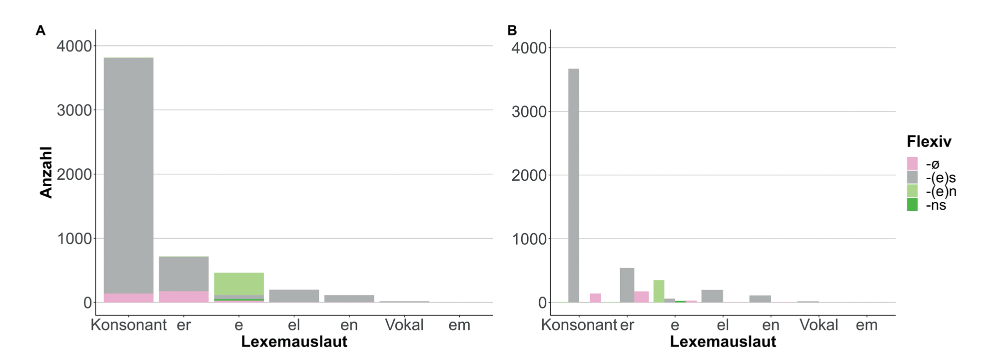


Abb. 2: Gestapelte (A) und gruppierte (B) Säulendiagramme zum Vorkommen von Flexiven bei Maskulina im Genitiv Singular, differenziert nach Lexemauslaut (n = 5325).

Diese Art der Visualisierung wird jedoch leicht unübersichtlich, wenn die Anzahl der darzustellenden Ausprägungen steigt. Auch sind bei unausgewogenen Verteilungen wie in Abb. 2 die Verhältnisse vor allem der wenig belegten Kombinationen von Ausprägungen der zwei Kategorien schwierig zu erkennen. In solchen Fällen können Mosaikplots (vgl. Abb. 3 in Kap. 4.2.2) eine weitaus übersichtlichere Darstellung bieten. Die Variablen sind auf der X- und der Y-Achse verortet und die Größe der Flächen ist proportional zur Anzahl der Datenpunkte in der jeweiligen Gruppe.[13] Die unterschiedlichen Größen zeigen Gewichtungen an, sodass sich auf den ersten Blick erkennen lässt, welche Kombinationen von Ausprägungen besonders häufig und welche nur marginal vertreten sind (vgl. Baayen 2012: 33).[14]

4.2.2 Exemplarische Auswertung

Eine datengeleitete Gruppierung von Appellativen aufgrund flexionsmorphologischer Gemeinsamkeiten und Unterschiede liefert die Basis für eine neue Modellierung der substantivischen Flexionsklassen. Diese leiten sich primär aus der beobachteten Korre-

---

12 Die Erstellung der Säulendiagramme erfolgt hier mit dem R-Paket *ggplott2* (vgl. Wickham 2016).

13 Da die Zuordnung der Flächen zu den Ausprägungen anhand der Achsen je nach Größe der Flächen unterschiedlich deutlich ist, stellen wir in diesem Beitrag die auf der Y-Achse angesetzten Ausprägungen unterstützend durch in einer Legende kodierte Farben dar.

14 Die Erstellung der Mosaikplots erfolgt hier mit dem R-Paket *ggmosaic* (vgl. Jeppson, Hofmann & Di Cook 2021).

lation von Lexemauslaut und Kasusflexiv im Singular und Plural ab (s. auch Kap. 4.3). Der Fokus wird hier zunächst auf die Gruppe der Maskulina gelegt. Obwohl die Maskulina und Neutra laut den Paradigmen der älteren Grammatiken grundlegende Gemeinsamkeiten in der Flexion aufweisen, werden sie in den folgenden Auswertungen nicht gemeinsam betrachtet, da Unterschiede zwischen den beiden Genera aus den Daten deutlich werden.

Aus den Paradigmen der älteren mittelniederdeutschen Grammatiken von Lübben (1882), Lasch (1914/1974) und Sarauw (1924) lässt sich für den hier untersuchten Genitiv der Maskulina ein Zusammenhang zwischen dem Lexemauslaut und dem Flexiv ablesen. Tabelle 2 zeigt die Formen für den Genitiv im Singular und im Plural. Während konsonantisch auslautende Maskulina wie *dach* einheitlich im Genitiv Singular die Flexivvariante *-es* und im Plural *-e* tragen, zerfallen die auf ein unbetontes *-e* ausgehenden Substantive in zwei Gruppen: Einerseits die Maskulina mit der Flexivvariante *-s* im Genitiv Singular und der Nullendung im Plural wie *herde*, andererseits die Maskulina mit der Flexivvariante *-n* im Genitiv Singular und Plural wie *vörste*.[15] Einen Sonderfall stellen Lexeme wie *börger(e)* dar, die entweder auf *-er* oder auf *-e* enden. Sie können im Genitiv Singular entweder die Flexivvariante *-es* oder die Variante *-s* tragen; der Genitiv im Plural kann mit oder ohne Flexiv *-e* gebildet werden. Bei diesen Lexemen ist also die Variation zwischen schwahaltigen und schwalosen Formen besonders groß.

Tab. 2: Flexive der Maskulina im Genitiv Singular und Plural, differenziert nach Lexemauslaut[16] (Beispiele und Formen nach Lasch 1914/1974: 193, § 363; 195, § 366; 201, § 382).

Beispiellexem	*dach*	*herde*	*börger(e)*	*vörste*
Lexemauslaut	**Kons.**	***e***	***er(e)***	***e***
Gen. Sg.	*-es*	*-s*	*-(e)s*	*-n*
Gen. Pl.	*-e*	*-ø*	*-(e)*	*-n*

Um zu prüfen, ob sich die oben abgebildete deutliche Korrelation zwischen dem Lexemauslaut und dem Flexiv in den Sprachdaten bestätigt oder ob andere Flexionsmuster aufscheinen, kann mithilfe von Mosaikplots die Verteilung der Flexive in Abhängigkeit vom Lexemauslaut dargestellt werden. Beim Lexemauslaut wird zwischen Konsonant, *-e*, Vokal[17] und zusätzlich den Auslautclustern *-el*, *-em*, *-en* und *-er* bei mehrsilbigen Sub-

15 Traditionell werden die Maskulina mit dem Flexiv *-(e)s* in die Gruppe der stark flektierten Substantive eingeordnet, diejenigen mit dem Flexiv *-(e)n* in die Gruppe der schwach flektierten.

16 Oder Auslautcluster wie *-er(e)*.

17 Gemeint sind alle Vokale außer dem Schwalaut *-e*.

stantiven differenziert, da Letztere hinsichtlich des Vorkommens verschiedener Flexivvarianten einen Sonderstatus aufweisen.[18]

Die lexembasierte Darstellung im Mosaikplot in Abb. 3 verdeutlicht aufgrund der unterschiedlichen Verteilung der Genitivflexive eine klare Trennung zwischen den auch in den Grammatiken aufgeführten Gruppen – zum einen den Maskulina auf Vokal, Konsonant sowie auf *-el*, *-em*, *-en* und *-er*, die im Genitiv Singular überwiegend das Flexiv *-(e)s* tragen wie in *knechtes* (‚Knechts'), zum anderen den Maskulina auf *-e*, bei denen die schwache Flexion mit dem Suffix *-n* wie in *herden* (‚Hirten') deutlich gegenüber der starken Flexion mit *-s* wie in *herdes* (‚Hirten') überwiegt (64 ggü. 18 Lexemen). Daneben ist bei den maskulinen Substantiven auf *-e* auch die Nullendung mit 12 wie in *sone* (‚Sohnes') und die Verschmelzung von *n* und *s* wie in *schadens* (‚Schadens') mit 8 Lexemen vertreten, sodass diese Gruppe von Maskulina insgesamt eine vergleichsweise starke Variation hinsichtlich des Genitivflexivs aufweist. Auch in den Gruppen der auf einen anderen Vokal, einen Konsonanten oder auf *-el*, *-em*, *-en* und *-er* ausgehenden Maskulina sind mit *-(e)n* (z. B. in *vianden* ‚Feindes'), der Nullendung (z. B. in *bischop* ‚Bischofs') und der Verschmelzung von *n* und *s* (in *des nachtens* ‚nachts'[19]) vom Paradigma abweichende Flexive belegt, die jedoch nur vereinzelt bis selten vertreten sind. Der größere Anteil bei den Substantiven auf einen Vokal und auf *-en* ist aufgrund der vergleichsweise geringen Anzahl an vertretenen Lexemen bei dieser lexembasierten Darstellung nicht überzubewerten.[20]

Die Korpusdaten bestätigen damit einerseits die aus den Paradigmen in den Grammatiken ablesbare Korrelation von Lexemauslaut und Flexiv im Genitiv Singular, belegen andererseits aber auch ein nicht zu marginalisierendes Vorkommen von Lexemauslaut-Flexiv-Verbindungen, die von den Paradigmen abweichen, beispiels-

18 Vgl. dazu Lundemo (1991: 57–62). Für das Mittelhochdeutsche beschreibt Szczepaniak (2007: 168), dass aus prosodischen Gründen bei Wörtern mit dem Auslautcluster *-el*, *-em*, *-en* und *-er* das Schwa innerhalb des Flexionssuffixes sehr häufig von Apokope bzw. Synkope betroffen ist. Dass auch für das Mittelniederdeutsche ein solcher Zusammenhang bestehen kann, suggeriert der Hinweis Sarauws (1924: 19), dass bei Maskulina im Dativ Singular die im späteren Mittelniederdeutchen auftretende Apokope des *-e* vor allem nach *-er* auftrete. Für die Flexivvarianten *-es* und *-s* bei den Maskulina im Genitiv Singular bestätigen Ihden & Schröder (2021: 93) in ersten Datenanalysen für die neue Mittelniederdeutsche Grammatik den Sonderstatus von Lexemen auf *-el*, *-en* und *-er*, indem sie nachweisen, dass diese wesentlich häufiger mit der schwalosen Variante *-s* belegt sind als die übrigen auf einen Konsonanten auslautenden Lexeme.

19 Zur Bewertung als Substantiv oder Adverb vgl. Anm. 10.

20 In der belegbasierten Darstellung im Vergleich dazu fällt der Anteil der Nullendung auch bei diesen beiden Gruppen gering aus. In der Auswertung sind die unterschiedlichen Potentiale der lexem- und der belegbasierten Darstellung zu berücksichtigen. Während sich lexembasierte Mosaikplots für eine erste Gruppierung der Substantive nach den gegebenen Faktoren (hier dem Lexemauslaut und dem Flexiv) eignen, ohne dass hochfrequente Lexeme das Bild stark beeinflussen, kann für differenziertere Analysen die belegbasierte Darstellung Informationen zur zugrunde gelegten Vorkommenshäufigkeit, das heißt zum Auftreten einer Gruppe von gleich auslautenden Lexemen mit einem bestimmten Flexiv, liefern.

weise die schwache Flexion bei Maskulina mit Auslaut auf einen Konsonanten oder auf *-er* oder die Nullendung bei Lexemen sämtlicher Auslaute, die von den Grammatiken lediglich am Rande beschrieben wird.[21]

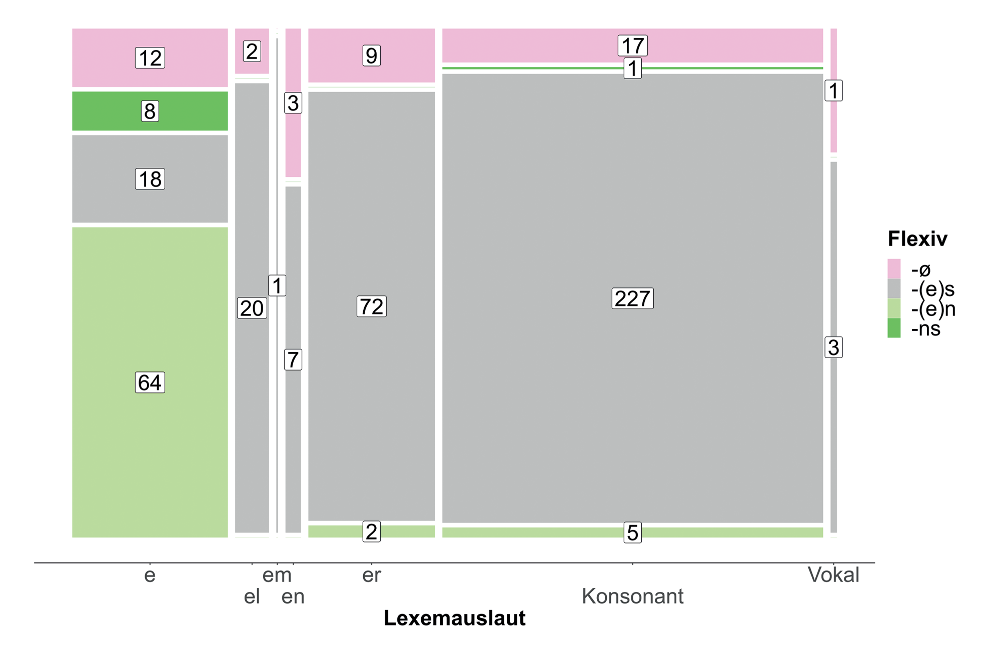


Abb. 3: Mosaikplot zum Vorkommen von Flexiven bei Maskulina im Genitiv Singular, differenziert nach Lexemauslaut, lexembasierte Zählung (n Lexeme = 436, n Lexem-Flexiv-Kombinationen = 472, n Belege = 5325).[22]

Im Genitiv Plural der Maskulina lässt der lexembasierte Mosaikplot in Abb. 4 eine noch stärkere Variation hinsichtlich der belegten Flexive und eine stärkere Differenzierung in die Lexemgruppen erkennen.[23] Bei den Substantiven auf *-e* überwiegt die schwache Flexion auf *-n* wie in *vorsten* (‚Fürsten') mit 74 von 87 Lexemen gegenüber der Nullendung wie in *sone* (‚Söhne') mit 13 Lexemen. Innerhalb der übrigen Lexem-

21 So z. B. mit Blick auf die häufig unflektierten Verwandtschaftsbezeichnungen wie *vāder* und *brôder* bei Lübben (1882: 100, § 73), Colliander (1912: 148, § 274, 1), Lasch (1914/1974: 203, § 386) und Sarauw (1924: 26) oder mit Bezug auf unflektierte Titel vor einem Eigennamen wie in *konink Erikes dochter* bei Lübben (1882: 96, § 67).

22 Die Abweichung zwischen der Lexemanzahl und der Grundgesamtheit dieser Abbildung ergibt sich dadurch, dass einige Lexeme mit verschiedenen Flexiven vorkommen.

23 Zum Verständnis der Abb. 4 sei darauf hingewiesen, dass es sich bei den aufgeführten Flexiven nicht um reine Kasusflexive handelt, die an ein Pluralflexiv, wollte man ein solches annehmen, angefügt sind; stattdessen fungiert als Ausgangspunkt für die aufgeführten Flexive stets der Nominativ Singular. Die Flexive tragen demnach in Abb. 4 sowohl Numerus- als auch Kasusinformation.

gruppen heben sich die Maskulina mit einem konsonantischen Auslaut von den mehrsilbigen Maskulina mit dem Auslautcluster *-er* deutlich von einander ab. Während Erstere im Genitiv Singular mehrheitlich mit *-e* (84 von 127 Lexemen) wie in *vische* (‚Fische') vorkommen, dominiert bei Letzteren die Nullendung (69 von 135 Lexemen) wie in *lerer* (‚Lehrer'). Zudem ist die schwache Flexion mit *-(e)n* bei den konsonantisch auslautenden Substantiven (22 von 127 Lexemen) wie in *vienden* (‚Feinde') stärker vertreten als bei denen auf *-er* (9 von 135 Lexemen) wie in *dieneren* (‚Diener'). Ebenso wie im Singular weicht diese Flexion bei den konsonantisch auslautenden Maskulina deutlich vom oben aufgeführten Paradigma ab. Die mehrsilbigen Maskulina auf *-er* treten indes häufiger mit dem Flexiv *-(e)s* im Genitiv Plural auf (15 von 135 Lexemen) wie in *sunders* (‚Sünder').[24] Bei den konsonantisch auslautenden Maskulina ist darüber hinaus für zwei Lexeme auch der Genitiv Plural mit dem Flexiv *-er* belegt (*Goͤtter*, *Maͤnner*[25]), der den Grammatiken zufolge nur bei Neutra im Plural vorkommt, z. B. bei *lam* mit der Form *lammer(e)* im Genitiv Plural (vgl. Lasch 1914/1974: 197, § 371). Da beide Belege aus den *Vier Scherzgedichten* von Lauremberg (1652) stammen, ist die abweichende Form auf einen in diesem Text bereits starken Einfluss des Hochdeutschen zurückzuführen.[26] Die Maskulina auf *-el*, *-en* und auf einen Vokal liefern vergleichsweise wenige Lexemzahlen, sodass hier verlässliche Aussagen zur Verteilung der Flexive weniger gut möglich sind – insgesamt stehen sie mit einer Mehrheit von *-e* und der Nullendung den Substantiven auf einen Konsonanten und auf *-er* sehr nahe.

Die Mosaikplots zum Genitiv der Maskulina liefern sowohl für den Singular als auch den Plural einerseits eine Bestätigung der aus den Grammatiken ablesbaren Korrelationen von Lexemauslaut und Flexiv, weisen andererseits aber auch davon abweichende Verbindungen nach. Da es sich bei einigen von diesen nicht nur um Einzelvorkommnisse handelt, dürfen sie in einer neuen Grammatik des Mittelniederdeutschen nicht marginalisiert werden, sondern müssen als ein Teil des breiten Variantenspektrums abgebildet werden. Darüber hinaus ermöglicht die in den Mosaikplots sichtbare stärkere Differen-

24 Von diesen 15 Lexemen ist die Mehrheit (10 Lexeme) auch im Nominativ Plural mit *-(e)s* belegt.

25 Beide Belege enthalten zusätzlich zum Flexiv *-er* eine Markierung durch Umlaut. In den Auswertungen hier und in den folgenden Kapiteln liegt der Fokus auf dem Vorkommen der Flexive, eine zusätzliche Markierung durch Umlaut wird dabei nicht berücksichtigt. Zu beachten ist, dass im Mittelniederdeutschen das Vorhandensein eines Umlautes in vielen Fällen nicht sicher bestimmbar ist, da die Markierung auf der graphematischen Oberfläche ausbleiben kann. Es ist daher zu differenzieren zwischen eindeutigen Fällen mit Umlaut (z. B. *geste* von *gast*), ambigen Fällen mit einem potentiellen Umlaut (z. B. *bome* von *bôm*, aber auch *boͤme*, wo das superskribierte *e* entweder Umlaut oder Länge kennzeichnen kann) und eindeutigen Fällen ohne Umlaut (z. B. *breue* von *brêf*). Eine eindeutige Pluralmarkierung ist im Genitiv der Maskulina vergleichsweise selten (43 Belege); sie tritt in Kombinationen mit verschiedenen Flexiven auf, vor allem mit *-e* (z. B. *brende*), seltener mit der Nullendung (z. B. *veder* von *vāder*) und nur vereinzelt mit *-(e)n* (z. B. *ghesten* von *gast*), *-(e)r(e)* (z. B. *Goͤtter* von *got*) und *-(e)s* (z. B. *veders* von *vāder*).

26 Vgl. Lasch (1914/1974: 202, § 386) zu *man*: „spät und vereinzelt menner."

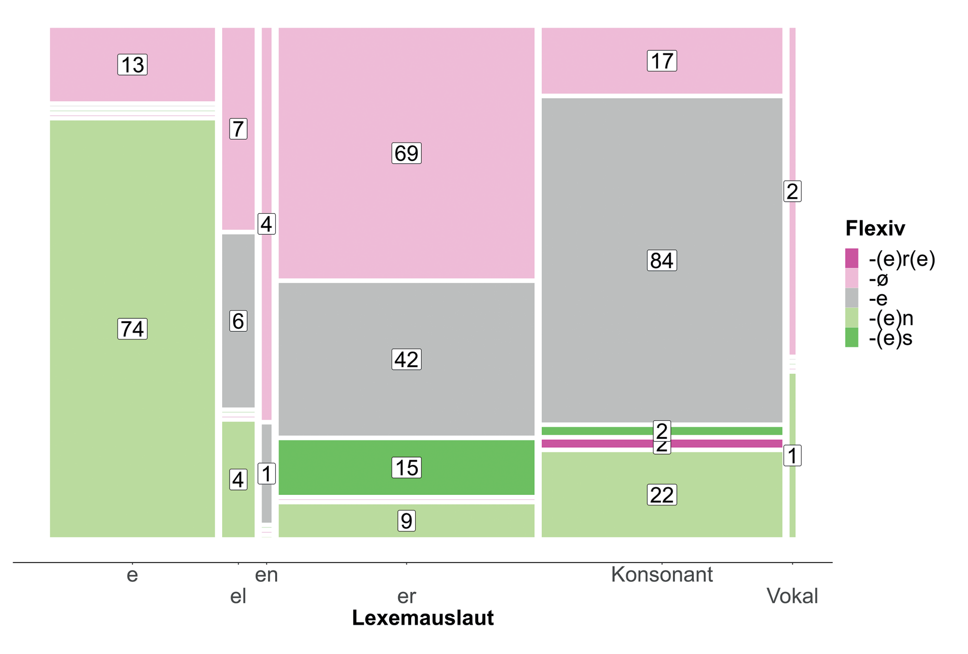


Abb. 4: Mosaikplot zum Vorkommen von Flexiven bei Maskulina im Genitiv Plural, differenziert nach Lexemauslaut, lexembasierte Zählung (n Lexeme = 299, n Lexem-Flexiv-Kombinationen = 374, n Belege = 1522).

zierung einzelner Lexemgruppen auf Basis der unterschiedlichen Frequenzen der Flexive eine komplexe und vielschichtige Darstellung von Variation in der Grammatik.

4.3 Korrelation von Singular- und Pluralflexiven bei den Maskulina

4.3.1 Visualisierung der Korrelation zweier Sets mithilfe von Sankeyplots

Um eine Modellierung von Klassen im Bereich der Substantivflexion datenbasiert vornehmen zu können, müssen die Kombinationen von Flexiven der verschiedenen Kasus im Singular und Plural herangezogen werden. Im Folgenden soll diese Vorgehensweise zunächst exemplarisch anhand der Flexive der Maskulina im Genitiv demonstriert werden. Hierfür wird eine Visualisierungsart benötigt, die den Zusammenhang zwischen zwei parallelen Sets – den Singular- und den Pluralbelegen – erfasst, wie es bei Flussdiagrammen der Fall ist (vgl. Wilke 2019). Der Sankeyplot ist ein Flussdiagramm, bei dem die Menge der jeweils in einer Kategorie gezählten Elemente proportional durch die Dicke der Pfeile wiedergegeben wird. Mithilfe eines Sankeyplots lässt sich anschaulich darstellen, wie viele Elemente, die in einer Kategorie mit einer bestimmten Ausprägung

vorliegen, in einer anderen Kategorie mit welchen anderen Ausprägungen vorkommen. Diese Art der Darstellung eignet sich daher besonders gut, in den Daten für die Maskulina im Genitiv eine Verbindung zwischen den Flexiven im Singular und denen im Plural herzustellen und auf diese Weise dominante Gruppen von Singular- und Pluralkombinationen sowie davon abweichende Verknüpfungen zu identifizieren. Auf diese Weise kann flexionsmorphologische Variation anschaulich erfasst werden.[27]

4.3.2 Exemplarische Auswertung

Aus der in Tab. 2 in Kapitel 4.2.2 abgebildeten Korrelation zwischen dem Lexemauslaut und dem Genitivflexiv wird gleichzeitig eine Korrelation zwischen bestimmten Genitiv-Singular- und Genitiv-Plural-Flexiven ersichtlich, wie sie für die Maskulina in Abb. 5 dargestellt ist. Trägt ein Lexem im Singular das Flexiv *-(e)s*, wird der Genitiv Plural entweder mit *-e* (Beispiel *dach*) oder mit der Nullendung (Beispiel *herde*) gebildet. Dies entspricht der starken Flexion. Wird hingegen im Genitiv Singular das Flexiv *-(e)n* gebraucht, so erscheint dieses auch im Genitiv Plural (Beispiel *vörste*), was der schwachen Flexion entspricht.

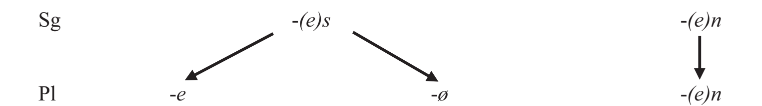


Abb. 5: Korrelation zwischen Flexiven im Genitiv Singular und Plural bei den Maskulina (nach Lasch 1914/1974: 193, § 363; 195, § 366; 201, § 382).

Um die Verbindung zwischen bestimmten Genitiv-Singular- und Genitiv-Plural-Flexiven bei den Maskulina auf Basis der Korpusdaten abzubilden, wurde der Sankeyplot in Abb. 6 erstellt. Die durch die Paradigmen in den älteren Grammatiken erfassten Kombinationen für die Maskulina treten auch im Sankeyplot hervor und stellen mit 70, 31 und 35 Lexemen jeweils den stärksten Strang für die einzelnen Singular-Plural-Korrelationen dar (z. B. *breues* – *breue* ‚Brief', *herdes* – *herde* ‚Hirte', *greuen* – *greuen* ‚Graf'). Zusätzlich liefern die Daten Belege, die von diesem Muster abweichen, beispielsweise für 32 Lexeme mit *-(e)s* im Singular und *-(e)n* im Plural (z. B. *bomes* – *bomen* ‚Baum') und für 13 Lexeme mit *-(e)s* im Singular und *-(e)s* im Plural (z. B. *borgers* – *borgers* ‚Bürger')[28]. Zudem bildet der Sankeyplot die von den älteren Grammatiken in den Paradigmen nicht erfasste Nullendung im Genitiv Singular ab, welche hier die stärkste Variation hin-

27 Die Erstellung der Sankeyplots erfolgt hier mithilfe der R-Pakete *networkD3* (vgl. Allaire u. a. 2017) und *htmlwidgets* (vgl. Vaidyanathan u. a. 2021).

28 Zu dieser Variante vgl. Lübben (1882: 95, § 67.1), Lasch (1914/1974: 195, § 366, Anm. 3), Sarauw (1924: 61–62) und Lundemo (1991: 62).

sichtlich der Pluralflexive zeigt. Die maskulinen Lexeme mit unmarkiertem Genitiv Singular treten mit fast jedem der erfassten Pluralflexive – außer *-(e)r(e)* – auf, wobei im Plural die starke Flexion auf *-e* mit 12 Lexemen (z. B. *Bischop – bischope* ‚Bischof') und der unmarkierte Genitiv mit 10 Lexemen (z. B. *sone – sone* ‚Sohn') überwiegen.

Die bereits in den Mosaikplots in Kapitel 4.2 aufscheinende Variation hinsichtlich der Verbindung von Lexemauslaut und Genitivflexiv bei den Maskulina, die von den Paradigmen der älteren Grammatiken abweichende Flexionsmuster umfasst, wird im Sankeyplot zur Korrelation von Genitiv-Singular- und Genitiv-Plural-Flexiven bestätigt. Die in den Paradigmen angegebenen Verbindungen dominieren zwar auch in den Korpusdaten, jedoch machen die davon abweichenden Muster einen nicht zu vernachlässigenden Anteil aus. Diese exemplarische Auswertung der Maskulina verdeutlicht, dass Variation innerhalb der Flexion der Appellative ein wesentliches Merkmal des Mittelniederdeutschen ist und daher in der neuen Grammatik in angemessener Weise abgebildet werden muss.

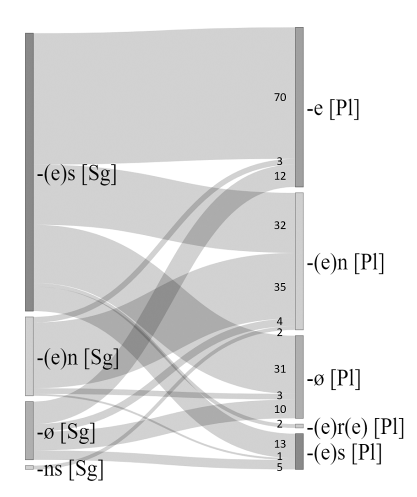


Abb. 6: Sankeyplot zur Korrelation zwischen Flexiven im Genitiv Singular und Plural bei den Maskulina (n = 223 Lexeme).[29]

29 Berücksichtigt wurden alle Maskulina, die sowohl im Singular als auch im Plural im Korpus belegt sind und bei denen eine eindeutige Zuordnung zu einem Flexiv möglich ist; Fälle mit einem ambigen Lexemauslaut sind mit erfasst. Lexeme, die mit mehr als einer Kombination aus Singular- und Pluralflexiv vorliegen, werden hier mehrfach gezählt, so bspw. *brêf*, das im Singular sowohl mit *-(e)s* als auch ohne Flexiv und im Plural mit Flexiv *-e* vorkommt.

4.4 Einflussfaktoren für die Korrelation von Singular- und Pluralflexiven

4.4.1 Hierarchisierung von Einflussfaktoren mithilfe von Random Forests

Eine genaue Untersuchung der Verteilung von Varianten (z. B. von Flexiven) in Abhängigkeit von einer bestimmten unabhängigen Variable wie in Kapitel 4.2 setzt voraus, dass die entsprechende unabhängige Variable als relevant für die Variation angesetzt wird. Einen Hinweis hierauf können beispielsweise die älteren Grammatiken sowie die weitere Forschungsliteratur liefern. Um in einem stärker datengeleiteten Verfahren solche Variablen aus dem Material selbst zu ermitteln, kann das Modell der Random Forests genutzt werden, das eine Hierarchisierung potentiell relevanter Einflussfaktoren liefert. Random Forests basieren auf einfachen sogenannten Entscheidungsbäumen (*inference trees*), mit Hilfe derer der Zusammenhang zwischen (mehreren) unabhängigen Variablen und einer abhängigen Variable ermittelt wird, indem das entsprechende Datenset mehrfach aufgeteilt wird. Dafür wird zunächst anhand eines statistischen Kriteriums der stärkste Faktor bestimmt, das heißt diejenige unabhängige Variable, anhand derer sich in Bezug auf die abhängige Variable die reinsten Gruppen aus den Daten bilden lassen. Anhand dieser Variable wird das Datenset (üblicherweise binär) aufgeteilt. Diese beiden Schritte werden so lange wiederholt, bis keine aussagekräftigen Teilungen mehr möglich sind, was ebenfalls an einem statistischen Kennwert festgemacht wird.[30] Als ‚Entscheidungswald' (*forest*) wird die Methode bezeichnet, weil eine Vielzahl einzelner Entscheidungsbäume gerechnet und aus diesen ein Mehrheitsvotum über die Stärke der Faktoren abgeleitet wird. Dabei werden auf zwei Ebenen willkürliche (*random*) Entscheidungen getätigt, um das Modell zu stabilisieren (vgl. Strobl, Malley & Tutz 2009a: 331–332).[31] Auf Grundlage eines Random-Forest-Modells lässt sich ein Relevanzmaß für die einzelnen untersuchten Faktoren ausgeben (*conditional variable importance*) (vgl. Strobl, Hothorn & Zeileis 2009b).[32]

30 Eine anschauliche Erläuterung des Prinzips bietet Levshina (2020: 611–613).

31 Solche Ensembles von Entscheidungsbäumen lassen sich mittels frei verfügbarer Pakete in der Programmiersprache R berechnen. Die folgenden Berechnungen wurden mit der Funktion *cforest()* aus dem Paket *party* (vgl. Hothorn u. a. 2006, Strobl u. a. 2007, Strobl u. a. 2008) durchgeführt.

32 Die *conditional variable importance* eines Random-Forest-Modells lässt sich mit der ebenfalls in *party* enthaltenen Funktion *varimp()* berechnen.

4.4.2 Exemplarische Auswertung

Der Sankeyplot in Kapitel 4.3.2 veranschaulicht das gesamte Spektrum der Kombinationen von Flexiven im Singular und Plural des Genitivs bei den maskulinen Appellativen, die sich aus den annotierten Daten ergeben. Eine umfassende Analyse flexionsmorphologischer Variation muss sich in einem nächsten Schritt der Frage widmen, womit diese Variation zu erklären ist, das heißt, welche Faktoren die abgebildete Verteilung bedingen könnten. Für eine Beantwortung dieser Frage bietet sich eine Hierarchisierung potentiell relevanter Einflussfaktoren mithilfe von Random Forests an. In einem ersten Zugriff soll betrachtet werden, welche Faktoren für eine Abweichung von den Korrelationen, die in den älteren Grammatiken beschrieben werden, ausschlaggebend sind. Als abhängige Variable wird demnach das Verhältnis zu den Formen angesetzt, die in den Paradigmen der älteren Grammatiken aufgeführt sind. Bei den beiden Ausprägungen dieser Variable handelt es sich um *übereinstimmend* und *abweichend*. Zu *übereinstimmend* zählen die Kombinationen aus *-(e)s* und *-e*, *-(e)s* und *-ø* sowie *-(e)n* und *-(e)n*, zu *abweichend* alle übrigen Verbindungen, z. B. *-(e)s* und *-(e)n*. Als potentiell relevante Parameter werden die außersprachlichen Faktoren Zeit und Sprachraum sowie der innersprachliche Faktor Lexem ausgewählt. Das so ermittelte Relevanzmaß dieser untersuchten Parameter weist darauf hin, dass dem Lexem eine stärkere Wirkung zukommt, der Zeit und dem Sprachraum hingegen nicht.[33]

Bei der Bewertung des Modells und der Interpretation dieser Ergebnisse ist zu berücksichtigen, dass durch die gegebenen Bedingungen die Anzahl der für das Modell nutzbaren Datenpunkte beispielsweise im Vergleich zur Visualisierung im Sankeyplot (Abb. 6) deutlich reduziert ist. Dies ist darauf zurückzuführen, dass die Belege zusätzlich nach Zeit- und Sprachraum gruppiert sind: Während also im Sankeyplot ein Singularbeleg eines Lexems aus einer bestimmten Jahrhunderthälfte und einer Schreibsprachlandschaft mit einem Pluralbeleg des Lexems aus einer anderen Jahrhunderthälfte und Schreibsprachlandschaft kombiniert werden kann, können für den Random Forest nur Kombinationen von Singular und Plural aus jeweils einem Zeit- und einem Sprachraum zugrunde gelegt werden. Die Kombinationen, die unter dieser Einschränkung vorliegen, sind in den Säulendiagrammen in Abb. 7 dargestellt, die die Verteilung der mit dem Paradigma übereinstimmenden und der von ihm abweichenden Kombinationen aus Flexiven im Singular und Plural des Genitivs der Maskulina zeigen. Wie zu erkennen ist, liefern das baltische Niederdeutsch, das Elbostfälische und das Südmärkische – drei Schreibsprachlandschaften, die auch insgesamt im ReN überlieferungsbedingt nur mit einer vergleichsweise geringeren Text- und Tokenmenge vertreten sind – lediglich für einzelne Zeiträume Belege für die untersuchten Singular- und Pluralkombinationen. Diese Spärlichkeit der Daten führt dazu, dass das Modell der Random Forests eine potentielle Relevanz der Faktoren Zeit und Raum

33 Relevanzmaß: Lexemauslaut 0,019, Sprachraum −0,004, Zeit −0,005; seed = 287, ntree = 1000, mtry = 2.

nicht zuverlässig bestimmen kann, was sich auch in den eher niedrigen Evaluationsergebnissen des Modells zeigt.[34] Bei Phänomenen mit einer größeren Datenbasis hingegen hat es sich in verschiedenen Analysen bereits als zuverlässiges Instrument zur Hierarchisierung von Einflussfaktoren erwiesen.[35] Das gesamte Datenset zur Flexion der Appellative, das nach Abschluss der Annotationen für alle Kasus vorliegen wird, stellt eine solidere Grundlage dar, um mittels statistischer Methoden die Einflussfaktoren auf die Variation zu untersuchen.

Dass das Vorkommen übereinstimmender und abweichender Flexiv-Kombinationen einer gewissen diachronen Entwicklung unterliegen könnte, deutet die Verteilung in Abb. 7 an, denn in den späteren Zeiträumen ab dem 16. Jh. stehen übereinstimmende und abweichende Kombinationen stets nebeneinander, während einige frühere Zeiträume ohne abweichende Kombinationen vorkommen, z. B. im Ostelbischen, Westfälischen und Ostfälischen.[36] Ob sich dahinter Präferenzen einzelner Texte oder Schreiber verbergen, wäre in detaillierteren qualitativen Analysen zu prüfen.

Von Bedeutung bei der Verteilung von Singular- und Pluralflexiven scheint gemäß dem Random Forest vor allem das Lexem zu sein. Unter den Lexemen, die häufiger mit abweichenden Kombinationen vorkommen, sind unter anderem die Verwandtschaftsbezeichnungen *brôder* und *vāder*,[37] die jeweils mit vier unterschiedlichen abweichen-

34 Die Performance des Modells ist nur geringfügig besser als die des Majority-Baseline-Modells, das immer die häufigere Ausprägung (das heißt die Ausprägung *übereinstimmend* mit den Formen in den Paradigmen) vorhersagt. Die Precision (Genauigkeit) für die häufigere Ausprägung liegt niedriger als die des Vergleichsmodells, das also mehr Kombinationen korrekt als *übereinstimmend* klassifiziert. Der Recall (Sensitivität) für die seltenere Ausprägung *abweichend* ist sehr gering, ein großer Teil der abweichenden Kombinationen wird nicht als solche erkannt. Der vom Baseline-Modell erreichte Wert ist im Folgenden in Klammern hinter den Kennwerten des Hauptmodells angegeben: Accuracy = 0.71 (0.67); Precision *übereinstimmend* = 0.76 (0.85), *abweichend* = 0.37 (0); Recall *übereinstimmend* = 0.99 (1), *abweichend* = 0.17 (0).

35 Im Rahmen der Analysen zur Kasusflexion der mittelniederdeutschen Substantive konnte das Modell der Random Forests für die Hierarchisierung von außer- und innersprachlichen Parametern bei der Variation z. B. von *-es* und *-s* als Flexivvarianten im Genitiv Singular der Maskulina oder von markierten gegenüber unmarkierten Formen im Genitiv und Dativ Singular der Maskulina erfolgreich genutzt werden.

36 Teilweise dürfte auch die unterschiedliche Größe der für die verschiedenen Zeitschnitte in den Sprachräumen verfügbaren Datenmenge eine Rolle spielen, da sowohl die Wahrscheinlichkeit, dass Lexeme im Singular und im Plural belegt sind, als auch die Möglichkeit, dass Variation vorkommt, mit der Anzahl der Token steigt. Jedoch deuten einige nicht belegstarke Raum- und Zeitschnitte, wie beispielsweise die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts im Lübischen (16/1) oder die späteren Zeiträume im Ostelbischen (16/1 und 17/2), die abweichende Kombinationen aufweisen, auf einen möglichen zeitlichen Zusammenhang hin.

37 Auf das abweichende Flexionsverhalten dieser beiden Lexeme weisen Lübben (1882: 100, § 73), Colliander (1912: § 274, 1), Lasch (1914/1974: 203, § 386) und Sarauw (1924: 26) hin; vgl. außerdem Ihden & Schröder (2021: 90–91), die das Vorkommen des unmarkierten Genitivs von *brôder* und *vāder* auf eine lexemspezifische Variation zurückführen.

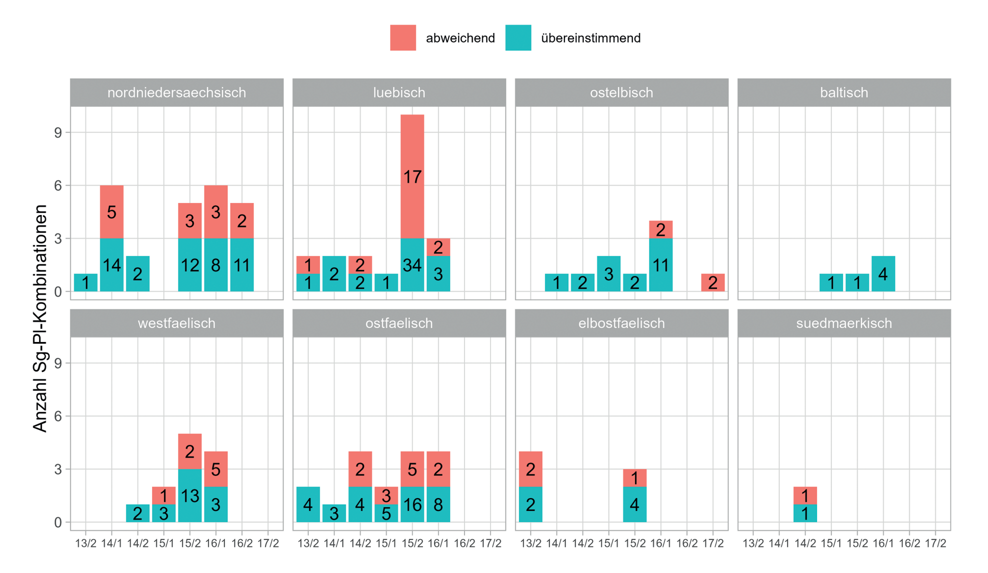


Abb. 7: Verteilung der mit dem Paradigma übereinstimmenden und der von ihm abweichenden Kombinationen aus Flexiven im Singular und Plural des Genitivs der Maskulina (n = 97)[38].

den Kombinationen aus Singular- und Pluralflexiv belegt sind, sowie die Lexeme *keyser*, *kōninc* und *vîent*.[39] Die Abweichung vom Paradigma kommt in vielen Fällen insbesondere durch den Gebrauch der Nullendung im Singular (und ggf. zusätzlich im Plural) zustande, so z. B. bei *broder* (Gen.Sg.) zu *brodere* (Gen.Pl.). Das Vorkommen der Nullendung wiederum ist auf verschiedene Faktoren zurückzuführen. Hierzu zählt bei-

38 Ein Datenpunkt in Abb. 7 entspricht einer Kombination aus Flexiven im Singular und Plural, das heißt, dass mindestens ein Lexem und somit mindestens zwei Belege zugrunde liegen. Die Zahl der jeweils vorliegenden Lexeme (n = 69) ist in den Balken abgedruckt, die Zahl der Belege gibt Tab. 3 wieder:

Tab. 3: Belegzahlen (übereinstimmend|abweichend) zu den Kombinationen aus Singular- und Pluralflexiv nach Sprachraum und Zeitabschnitt (n = 2402).

Sprachraum	**13/2**	**14/1**	**14/2**	**15/1**	**15/2**	**16/1**	**16/2**	**17/2**
Nordniedersächsisch	(12|0)	(250|129)	(13|0)	–	(89|17)	(67|9)	(77|9)	–
Lübisch	(2|11)	(12|0)	(7|6)	(6|0)	(611|229)	(14|4)	–	–
Ostelbisch	–	(7|0)	(6|0)	(9|0)	(15|0)	(73|7)	–	(0|7)
Baltisch	–	–	–	(3|0)	(9|0)	(35|0)	–	–
Westfälisch	–	–	(7|0)	(13|2)	(186|15)	(8|25)	–	–
Ostfälisch	(19|0)	(8|0)	(32|5)	(37|11)	(150|27)	(61|4)	–	–
Elbostfälisch	(6|6)	–	–	–	(24|3)	–	–	–
Südmärkisch	–	–	(4|4)	–	–	–	–	–

39 Belegzahlen zu den abweichenden Kombinationen von Gen.Sg. und Gen.Pl.: *brôder* (59), *vāder* (55), *keyser* (10), *kōninc* (141), *vîent* (28).

spielsweise der syntaktische Kontext beim Gebrauch eines Lexems als Titel oder Anrede vor einem Eigennamen wie in *koning karles* (vgl. auch Ihden & Schröder 2021: 90). Daneben sind jedoch mehrere Kombinationen ohne die Nullendung belegt, mehrfach vor allem in der Verbindung aus *-(e)s* und *-(e)n* wie bei *bomes* zu *bo̊men* oder aus *-(e)s* und *-(e)s* wie bei *sunders* zu *sunders*. Damit werden Entwicklungen wie das Übergreifen der schwachen Flexion auf ursprünglich stark flektierte Maskulina (*bo̊men*) sowie die Ausbreitung des Flexivs *-s* im Plural (*sunders*) abgebildet.

Diese exemplarische Auswertung zeigt, dass für eine explorative Ermittlung möglicher Einflussfaktoren das Modell der Random Forests nur dann ein geeignetes Instrument darstellt, wenn sich auch bei Gruppierung der Belege nach dem untersuchten Phänomen und den berücksichtigten Faktoren eine ausreichend große Datengrundlage ergibt.

5 Möglichkeiten und Herausforderungen quantitativer Verfahren – ein Fazit

Quantitative Auswertungen auf Basis eines strukturierten Sprachkorpus stellen für die Analyse grammatischer Phänomene des Mittelniederdeutschen eine besonders gute Möglichkeit dar, Variation adäquat wiederzugeben. Während die älteren Grammatiken von qualitativen Analysen und der Modellierung von Paradigmen geprägt sind, soll die neue Mittelniederdeutsche Grammatik Variation als das zentrale Merkmal historischer Sprachstufen in den Mittelpunkt stellen.

Eine Beschreibung der vorhandenen Variation muss stets auch auf die dafür ausschlaggebenden Faktoren eingehen. Diese können sowohl innersprachlicher wie auch außersprachlicher Art sein. Variation im Bereich der Flexionsmorphologie kann innersprachlich durch die Lexemstruktur, insbesondere durch den Auslaut (z. B. Konsonant oder Schwalaut), aber auch durch den spezifischen syntaktischen Kontext (z. B. die Verwendung eines Lexems in Anredeformen) bedingt sein. Außersprachliche Ursachen sind insbesondere in der Diachronie, aber auch in der Diatopie, ferner in textsortenspezifischen oder auch einzeltextspezifischen Ausprägungen zu suchen.

Im vorliegenden Beitrag wurde am Beispiel der maskulinen Appellative zunächst der Einfluss innersprachlicher Faktoren betrachtet und dabei nach einer adäquaten Visualisierung für diese Relationen gefragt. Für die Korrelation zweier Kategorien wie Lexemauslaut und Flexiv eignen sich Mosaikplots, die explorativ eingesetzt werden können, da sie quantitative Verhältnisse anschaulich darstellen und die Korrelation auf den ersten Blick erfassbar machen. Sollen zwei Sets innerhalb der Daten zueinander in Beziehung gesetzt werden, bieten sich Sankeyplots an, wie am Beispiel der Kombinationen von Flexiven im Genitiv Singular und Genitiv Plural gezeigt wurde. Diese Darstellung ist besonders erhellend für eine Klassifizierung der Substantivflexion, in die sowohl Kasus als auch Numerus als Kategorien einbezogen werden sollen.

Für die Frage nach der Gewichtung verschiedener Einflussfaktoren lässt sich das statistische Verfahren der Random Forests nutzen, das die Stärke mehrerer potentieller Einflussfaktoren gegeneinander abwägt. Die exemplarische Betrachtung möglicher Ursachen für das Vorkommen der Kombinationen von Genitiv-Singular- und Genitiv-Plural-Flexiven, die von den Paradigmen der älteren Grammatiken abweichen, macht jedoch deutlich, dass die Qualität des Modells und somit auch sein Mehrwert für die grammatischen Analysen entscheidend von der Zahl der zugrunde gelegten Datenpunkte für das Phänomen abhängig ist. Selbst bei großen Datensets enthalten manche der Rasterfelder, die sich aus der Verbindung der verschiedenen unabhängigen Variablen ergeben (z. B. in einem Raum-Zeit-Feld), nur wenige Datenpunkte, sodass eine statistische Auswertung und zuverlässige Hierarchisierung der Einflussfaktoren erschwert ist.

Da quantitative Darstellungen notwendigerweise mit einer Generalisierung einhergehen, sind sowohl bei den Visualisierungen als auch bei den Gewichtungen durch Random Forests die quantitativ gewonnenen Ergebnisse immer qualitativ zu überprüfen, um zu aussagekräftigen und verlässlichen Ergebnissen zu gelangen. Auf diese Weise lassen sich potentielle Wechselwirkungen zwischen mehreren unabhängigen Variablen ermitteln und weitere Variation auslösende Faktoren aufdecken.

Literaturverzeichnis

Quellen

Lauremberg 1652 = Johann Lauremberg: Veer Schertz=Gedichte. 1652. Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, M: Lo 4314.

Nowg. Schra Rig. = Nowgoroder Schra II, Rigaer Handschrift. Riga ca. 1297. Staatsarchiv Riga, Fonds 673 Verz. 4 (Kasten 18) Nr. 7.

Reval Schragen 1451–1500 = Revaler Handwerkerschragen (5 Schragen), Tallinn (Reval) 1451 bis 1500. National Archives of Estonia/Tallinn City Archives, REV3: TLA.190.2.70; REV8: TLA.190.2.549; REV9: TLA.190.2.149; REV4: TLA.190.2.642; REV12: TLA.190.2.24.

H. Bote Boek rade 1493 = Hermen Bote: Boek van veleme rade. Lübeck um 1493: Steffen Arndes. New York, Metropolitan Museum of Art, Department of Prints (ehemals in: Wernigerode, Fürstliche Bibliothek), Harris Brisbane Dick Fund, 1931. (31.85.2).

Digitale Ressourcen

Barteld, Fabian, Katharina Dreessen, Sarah Ihden & Ingrid Schröder (2021): Handbuch zur Nutzung des Referenzkorpus Mittelniederdeutsch/Niederrheinisch (1200–1650), https://www.fdr.uni-hamburg.de/record/9195/files/ReN-Handbuch_2021-01-30.pdf?download=1 (Stand: 03.11.2022).

Grammatisches Informationssystem „grammis“. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache. Eintrag „Wort“: https://grammis.ids-mannheim.de/terminologie/430 (Stand: 03.11.2022).

R Core Team (2021). R: A language and environment for statistical computing. R Foundation for Statistical Computing, Vienna, Austria, https://www.R-project.org/ (Stand: 03.11.2022).
ReN-Team (2019): Reference Corpus Middle Low German/Low Rhenish (1200–1650). Referenzkorpus Mittelniederdeutsch/Niederrheinisch (1200–1650). Version 1.0, http://doi.org/10.25592/uhhfdm.1697 (Stand: 03.11.2022).
ReN-Team (2021): Reference Corpus Middle Low German/Low Rhenish (1200–1650). Referenzkorpus Mittelniederdeutsch/Niederrheinisch (1200–1650). Version 1.1, https://doi.org/10.25592/uhhfdm.1668 (Stand: 03.11.2022).

Literatur

Baayen, Rolf H. (2012): Analyzing linguistic data. A practical introduction to statistics using R. 6. Aufl. Cambridge u. a.
Barteld, Fabian, Katharina Dreessen, Sarah Ihden & Ingrid Schröder (2017): Das Referenzkorpus Mittelniederdeutsch/Niederrheinisch (1200–1650). Korpusdesign, Korpuserstellung und Korpusnutzung. In: Anja Becker & Albrecht Hausmann (Hrsg.): Mittelniederdeutsche Literatur. Mitteilungen des deutschen Germanistenverbandes 64/3, 226–241.
Barteld, Fabian, Sarah Ihden, Katharina Dreessen & Ingrid Schröder (2018): HiNTS. A Tagset for Middle Low German. In: Proceedings of the Eleventh International Conference on Language Resources and Evaluation (LREC 2018), 3940–3945. Online verfügbar unter: http://www.lrec-conf.org/proceedings/lrec2018/pdf/870.pdf (Stand: 03.11.2022).
Bubenhofer, Noah (2020). Visuelle Linguistik. Zur Genese, Funktion und Kategorisierung von Diagrammen in der Sprachwissenschaft. (Linguistik – Impulse & Tendenzen 90) Berlin u. a.
Colliander, Elof (1912): Mittelniederdeutsches Elementarbuch (Photokopie der Druckfahnen des nicht zur Veröffentlichung gelangten Werkes, das mit § 365 abbricht). Heidelberg.
Friendly, Michael (1994): Mosaic Displays for Multi-Way Contingency Tables. In: Journal of the American Statistical Association 89, 190–200. Online verfügbar unter: https://doi.org/10.1080/01621459.1994.10476460 (Stand: 03.11.2022).
Fuhrhop, Nanna (2008): Das graphematische Wort (im Deutschen). Eine erste Annäherung. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 27, 189–228.
Gries, Stefan Thomas (2020): On classification trees and random forests in corpus linguistics. Some words of caution and suggestions for improvement. In: Corpus Linguistics and Linguistic Theory 16 (3), 617–647. Online verfügbar unter: https://doi.org/10.1515/cllt-2018-0078 (Stand: 03.11.2022).
Herbers, Birgit (2014): Prozessualität und Variabilität in der Grammatikographie des Mittelhochdeutschen. In: Vilmos Ágel & Andreas Gardt (Hrsg.): Paradigmen der aktuellen Sprachgeschichtsforschung. (Jahrbuch für germanistische Sprachgeschichte 5) Berlin/Boston, 135–149.
Hübener, Carlotta (2021): What does solid spelling reveal about cognition? Evidence from Middle Low German. In: Stefan Hartmann (Hrsg.): Yearbook of the German Cognitive Linguistics Association 2021. Berlin/Boston, 117–134.
Ihden, Sarah & Ingrid Schröder (im Erscheinen): Das Referenzkorpus Mittelniederdeutsch/Niederrheinisch als Quelle für wortbildungsmorphologische Studien. Zur Varianz des Suffixes *-schop*. In: Marco Coniglio, Anabel Recker & Heike Sahm (Hrsg.): Mittelniederdeutsch zwischen Korpuslinguistik und Literaturwissenschaft. Göttingen.
Ihden, Sarah & Ingrid Schröder (2021): Mittelniederdeutsche Grammatik: Konzeption und erste Analysen. In: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 144, 79–104.

Ihden, Sarah, Gohar Schnelle, Ingrid Schröder & Lars Erik Zeige (im Erscheinen): Der Verbund ‚Deutsch Diachron Digital – Referenzkorpora zur deutschen Sprachgeschichte'. Strategien der Erschließung, Analyse und nachhaltigen Nutzung historischer Sprachdaten. In: Marc Kupietz & Thomas Schmidt (Hrsg.): Neue Entwicklungen in der Korpuslandschaft der Germanistik: Beiträge zur IDS-Methodenmesse 2022. (Korpuslinguistik und interdisziplinäre Perspektiven auf Sprache 11) Tübingen.

Klein, Thomas, Hans-Joachim Solms & Klaus-Peter Wegera (2009): Mittelhochdeutsche Grammatik. Teil III: Wortbildung. Tübingen.

Klein, Thomas, Hans-Joachim Solms & Klaus-Peter Wegera (2018): Mittelhochdeutsche Grammatik. Teil II: Flexionsmorphologie. Bd. 1: Substantive, Adjektive, Pronomina. Bd. 2: Numeralia, Verben, Register, Anhänge. Berlin/Boston.

Kopf, Kristin (2018): Fugenelemente diachron. Eine Korpusuntersuchung zu Entstehung und Ausbreitung der verfugenden N+N-Komposita. (Studia Linguistica Germanica 133) Berlin/Boston.

Krause, Thomas & Amir Zeldes (2016): ANNIS3: A new architecture for generic corpus query and visualization. In: Digital Scholarship in the Humanities 31/2, 118–139. Online verfügbar unter: http://dsh.oxfordjournals.org/content/31/1/118 (Stand: 03.11.2022).

Lasch, Agathe (1914/1974/Nachdruck 2011): Mittelniederdeutsche Grammatik. (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. A. Hauptreihe 9) Tübingen.

Lasch, Agathe (1925/1987): Aus alten niederdeutschen Stadtbüchern. Ein mittelniederdeutsches Lesebuch. Neumünster.

Levshina, Natalia (2020): Conditional Inference Trees and Random Forests. In: Magali Paquot & Stefan Thomas Gries (Hrsg.): A Practical Handbook of Corpus Linguistics. Cham, 611–643.

Lübben, August (1882): Mittelniederdeutsche Grammatik. Nebst Chrestomathie und Glossar. Leipzig.

Lundemo, Frode (1991): Zur mittelniederdeutschen Substantivflexion. Ein synchronischer Überblick. In: John Ole Askedal, Gisela Brandt & Kurt Erich Schöndorf (Hrsg.): Osloer und Rostocker Studien zur deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft. (Osloer Beiträge zur Germanistik 13) Oslo, 53–70.

Mähl, Stefan (2004): Studien zum mittelniederdeutschen Adverb. (Niederdeutsche Studien 49) Köln/Weimar/Wien.

MNWB (1956 ff.) = Lasch, Agathe, Conrad Borchling, Gerhard Cordes, Dieter Möhn & Ingrid Schröder (Hrsg.): Mittelniederdeutsches Handwörterbuch. Bd. 1 ff. Neumünster.

Paul, Hermann (1998): Mittelhochdeutsche Grammatik. 24. Aufl. Überarb. von Peter Wiehl und Siegfried Grosse. (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A. Hauptreihe 2) Tübingen.

Pavlov, Vladimir M. (1972): Die substantivische Zusammensetzung im Deutschen als syntaktisches Problem. München.

Peters, Robert (2017): Das Referenzkorpus Mittelniederdeutsch/Niederrheinisch (1200–1650). In: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 140, 35–42.

Sarauw, Christian (1924): Niederdeutsche Forschungen. Bd. 2: Die Flexionen der mittelniederdeutschen Sprache. (Historisk-filologiske Meddelelser 10.1) Kopenhagen.

Scharloth, Joachim & Noah Bubenhofer (2012): Datengeleitete Korpuspragmatik. Korpusvergleich als Methode der Stilanalyse. In: Ekkehard Felder, Marcus Müller & Friedemann Vogel (Hrsg.): Korpuspragmatik. Thematische Korpora als Basis diskurslinguistischer Analysen. (Linguistik – Impulse & Tendenzen 44) Berlin/Boston, 195–230.

Schröder, Ingrid, Fabian Barteld, Katharina Dreessen & Sarah Ihden (2017): Historische Sprachdaten als Herausforderung für die manuelle und automatische Annotation. Das Referenzkorpus Mittelniederdeutsch/Niederrheinisch (1200–1650). In: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 140, 43–57.

Strobl, Carolin, James Malley & Gerhard Tutz (2009a): An introduction to recursive partitioning: Rationale, application, and characteristics of classification and regression trees, bagging, and random forests. In: Psychological Methods 14/4, 323–348, https://doi.org/10.1037/a0016973 (Stand: 03.11.2022).

Strobl, Carolin, Torsten Hothorn & Achim Zeileis (2009b): Party on! A New, Conditional Variable Importance Measure for Random Forests Available in the *party* Package. In: The R Journal 1, 14–17. Online verfügbar unter: https://doi.org/10.32614/RJ-2009-013 (Stand: 03.11.2022).

Szczepaniak, Renata (2007): Der phonologisch-typologische Wandel des Deutschen von einer Silben- zu einer Wortsprache. (Studia Linguistica Germanica 85) Berlin/New York.

Tophinke, Doris (2000): Zur Wortabtrennung in den ‚Werler Statuten' des 14. und 15. Jahrhunderts. Eine exemplarische Analyse. In: Michael Elmentaler (Hrsg.): Regionalsprachen, Stadtsprachen und Institutionssprachen im historischen Prozess. (Schriften zur diachronen Sprachwissenschaft 10) Wien, 73–98.

Wilke, Claus (2019): Fundamentals of Data Visualization. A Primer on Making Informative and Compelling Figures. Bejing u. a.

Zeige, Lars Erik (2019): Die Präpositionalgruppe im ältesten Deutsch. Korpus, Grammatik, Darstellung. Habilitationsschrift, Humboldt-Universität zu Berlin.

R-Pakete

Barplots: *ggplot2*

Wickham, Hadley (2016): Ggplot2: Elegant Graphics for Data Analysis. New York, https://ggplot2.tidyverse.org (Stand: 03.11.2022).

Mosaicplots: *ggmosaic*

Jeppson, Haley, Heike Hofmann & Di Cook (2021): ggmosaic: Mosaic Plots in the 'ggplot2' Framework. R package version 0.3.3, https://CRAN.R-project.org/package=ggmosaic (Stand: 03.11.2022).

Sankeyplots: *networkD3*

Allaire, J. J., Christopher Gandrud, Kenton Russell & CJ Yetman (2017): networkD3: D3 JavaScript Network Graphs from R. R package version 0.4, https://CRAN.R-project.org/package=networkD3 (Stand: 03.11.2022).

Vaidyanathan, Ramnath, Yihui Xie, JJ Allaire, Joe Cheng, Carson Sievert & Kenton Russell (2021): htmlwidgets: HTML Widgets for R. R package version 1.5.4, https://CRAN.Rproject.org/package=htmlwidgets (Stand: 03.11.2022).

Random Forests: *party::cforest*

Hothorn, Torsten, Peter Buehlmann, Sandrine Dudoit, Annette Molinaro & Mark Van Der Laan (2006): Survival Ensembles. In: Biostatistics 7/3, 355–373, https://biostats.bepress.com/ucbbiostat/paper174 (Stand: 03.11.2022).

Strobl, Carolin, Anne-Laure Boulesteix, Achim Zeileis & Torsten Hothorn (2007): Bias in Random Forest Variable Importance Measures: Illustrations, Sources and a Solution. In: BMC Bioinformatics, 8/25, https://doi.org/10.1186/1471-2105-8-25 (Stand: 03.11.2022).
Strobl, Carolin, Anne-Laure Boulesteix, Thomas Kneib, Thomas Augustin & Achim Zeileis (2008): Conditional Variable Importance for Random Forests. In: BMC Bioinformatics, 9/307, https://doi.org/10.1186/1471-2105-9-307 (Stand: 03.11.2022).

Partial Dependencies: *pdp:: partial*

Greenwell, Brandon M. (2017): pdp: An R Package for Constructing Partial Dependence Plots. In: The R Journal, 9/1, 421–436, https://journal.r-project.org/archive/2017/RJ-2017-016/index.html (Stand: 03.11.2022).

Simon Pickl

Von welchem Einzelfall zu welchem System?

Verdeckte diachrone Kontinuität der V2-Relativsätze durch Polarisierung

1 Hinführung

Das gängige Vorgehen bei der linguistischen (Re-)Konstruktion historischer Sprachstände, bei dem von oft unsystematisch überlieferten Einzelfällen auf ein zugrundeliegendes System schlussgefolgert wird, kann als induktive Methode der historischen Sprachwissenschaft verstanden werden. Bei dieser Abstraktionsleistung kommen unterschiedliche Verfahren zum Einsatz, die je nach Datenlage, Forschungsinteresse und theoretischer Ausrichtung qualitativer oder – gerade bei korpuslinguistischen Arbeiten – quantitativer Natur sein können.

Aus variationslinguistischer Perspektive stellt sich dabei vor allem die Frage der Granularität der (re-)konstruierten Systeme. M. a. W., es ist zu klären, ob es angemessen ist, für einen historischen Sprachstand ein System anzusetzen, das abhängig von verschiedenen variationslinguistischen Parametern unterschiedliche Ausprägungen aufweist und – etwa im Sinne Labovs (1969) „variabler Regeln" – Variation als integralen Bestandteil hat, oder ob es sinnvoller ist, für unterschiedliche Verwendungsdomänen – etwa räumlicher, sozialer oder situativer Natur – jeweils separate Systeme anzunehmen, wie es etwa synchron in der Dialektologie – vor allem im Bereich der Lautung – üblicherweise der Fall ist.

Dieses Problem erinnert an die Debatte um die Frage, ob für das Gegenwartsdeutsche ein einzelnes, variables System anzusetzen sei, das alle Verwendungsformen der Sprache umfasst, oder ob für das gesprochene und das geschriebene Deutsch aufgrund ihrer systematischen Unterschiede jeweils getrennte Systeme angenommen werden müssten (s. etwa Schneider 2011). So ist etwa Sandig (1973: 48) der Ansicht, „daß die nichtöffentliche unvorbereitet gesprochene Sprache zum Teil von schreibfähiger Sprache abweichende Regeln hat." Diese Frage, die auf den medialen bzw. konzeptionellen Unterschied zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit (s. hierzu Koch & Oesterreicher 1985) abhebt, wird in der jüngeren Gesprochene-Sprache-Forschung in der Regel zugunsten der zweiten Annahme – der getrennter Systeme – beantwortet (z. B. Hennig 2006, Fiehler 2015).

Auch für die historische Sprachwissenschaft ist diese Frage potenziell wichtig, wenn es um die Berücksichtigung historischer Sprachvariation in Abhängigkeit von geschriebener und gesprochener Sprache geht, wie etwa die zahlreichen Publikationen aus dem Bereich der historischen Schriftlichkeit/Mündlichkeit zeigen (z. B. Ágel & Hennig 2006, Eggert & Kilian 2016, Zeman 2013, etc.). Ähnlich wie in der „Systemdebatte" (Schneider 2011) der gesprochenen Sprache kann auch in diachroner Perspek-

https://doi.org/10.1515/9783110784282-003

tive die Unterscheidung zwischen primären (d. h. ‚systemrelevanten', universellen) und sekundären (historisch kontingenten) Mündlichkeits- bzw. Schriftlichkeitsmerkmalen ins Feld geführt werden (s. etwa Hennig 2009, Schneider 2011: 166–167, Koch & Oesterreicher 2012: 454, Pickl 2020b: 151–152). Die Systemfrage stellt sich in historischer Hinsicht mehrfach, d. h. einerseits hinsichtlich der Datierung der Aufspaltung des Deutschen in ein gesprochenes und ein geschriebenes System, andererseits mit Blick auf die Zugehörigkeit einzelner sprachlicher Varianten zu historischen (Sub-) Sprachsystemen. Abgesehen von der strukturalistischen Systemperspektive kann die medial bedingte Trennung in einen gesprochenen und einen geschriebenen Sprachgebrauch aus variationslinguistischer Sicht auch als Herausbildung separater Varietäten bzw. als Polarisierung verstanden werden (Pickl 2020b). Insbesondere stellt sich in diachroner Hinsicht aber die Frage, wie (Dis-)Kontinuitäten sprachlicher Formen in ihrem Verhältnis zu verschiedenen Sprachsystemen zu modellieren sind, d. h. wie sich die Zugehörigkeit verschiedener sprachlicher Phänomene zum geschriebenen bzw. gesprochenen Bereich historisch darstellt und wie diese Modellierung mit der diachronen Datenlage vereinbar ist, wie die nachfolgenden Beispiele illustrieren.

Es geht im Folgenden um syntaktische Strukturen, die heute als Merkmale des gesprochenen Deutsch gelten. Es handelt sich bei den nachfolgenden Beispielen um (1) eine sogenannte ‚Rechtsexpansion' bzw. Ausklammerung,[1] (2) eine sogenannte ‚Linksversetzung' bzw. ‚Herausstellung nach links' oder Referenz-Aussage-Struktur sowie (3) einen *d*-Pronominalsatz mit Verbzweitstellung (V2) (Hervorhebungen in allen Beispielen S. P.).

(1) *dass (.) die SEEle sich in gewisser weise **TRENNT;** <u>vom KÖRper.</u>* (Schneider & Butterworth & Hahn 2018: 122)

(2) *un * <u>die lehrer</u> **die** 'saßen da alle auch * um so größere 'tische herum* (Selting 1993: 295)

(3) *wie ihr wisst gibt es auch klassen **die** <u>haben</u> das geschafft* (Schneider & Butterworth & Hahn 2018: 238)

In Beispiel (1) erscheint ein Satzglied (*vom KÖRper*) nach der schließenden Satzklammer (*TRENNT*) statt im Mittelfeld; Beispiel (2) zeigt eine Auslagerung eines Satzglieds (*die lehrer*) ins Vorvorfeld mit Wiederaufnahme durch ein anaphorisches Pronomen (*die*) im Vorfeld; und in Beispiel (3) erscheint in einem funktional und formal einem Relativsatz ähnelnden, restriktiven Gliedsatz (*die haben das geschafft*) das finite Verb (*haben*)

1 Zurecht weist Fiehler (2000: 32) darauf hin, dass Kategorien wie „Rechts-" oder „Linksversetzungen" etc. „Resultat einer impliziten und nicht reflektierten Fixiertheit auf die Normalform des schriftlichen Satzes" sind und „eindrucksvoll die Dominanz der schriftsprachlichen Orientierung bei der sprachwissenschaftlichen Kategorienbildung" belegen.

unmittelbar nach dem einleitenden Pronomen (*die*). Alle drei Phänomene werden in der Gesprochene-Sprache-Forschung als typische Merkmale der mündlichen Sprachproduktion – auch und vor allem im Kontrast zur schriftlichen Sprachproduktion – behandelt, und in der Tat scheinen Sie im gesprochenen Deutsch hochfrequent zu sein, im Geschriebenen eher die Ausnahme.

Bemerkenswerterweise lassen sich für alle drei Phänomene im historischen Deutsch zahlreiche Belege finden, wie die folgenden Beispiele illustrieren:

(4) *Vnſer herre hat* ***geſprochen*** *von ſant Iohans Baptiſt:* (13. Jh., OOD_12.II_Bert)

(5) *Die kint deſ leidegen vienteſ.* ***die*** *habent ovch vrevde.* (12. Jh., OOD_11.II_Mill)

(6) *si horten auer ze ainer stete* ***div*** *hiez bethlehem.* (12. Jh., OOD_11.I_ChrGeb)

Kontrastiert man die Strukturen in (4)–(6) mit dem heutigen (Standard-)Deutsch, stellt man einen diachronen Zusammenhang her. Die Beurteilung dieses Zusammenhangs ist jedoch abhängig von der sprachsystematischen Modellierung des Variationsbereichs zwischen mündlicher und gesprochener Sprache: Versteht man die historischen Belege als Repräsentanten eines Vorläufers des heutigen Standarddeutschen in direkter Linie, so steht der Aspekt des Sprachwandels im Vordergrund, etwa bei der Entwicklung der regelmäßigen Nachfeldbesetzung hin zum typischerweise leeren Nachfeld. Geht man jedoch davon aus, dass die historischen Belege für einen strukturell noch nicht wesentlich vom mündlichen Bereich getrennten schriftlichen Sprachgebrauch stehen, liegt eher der Vergleich mit dem heutigen gesprochenen Deutsch nahe. So weisen etwa Fleischer & Schallert (2011: 161) darauf hin, dass es bei der diachronen Entwicklung weg von der Nachfeldbesetzung eine Diskrepanz zwischen konzeptionell mündlicher und konzeptionell geschriebener Sprache gebe; so seien „in modernen Dialekten Nachfeldbesetzungen nach wie vor relativ häufig (vgl. z. B. Patocka 1997:317–368). Der Rückgang der Nachfeldbesetzung in der Geschichte des Deutschen scheint somit für die Standardsprache wesentlich markanter zu sein als für die gesprochene Sprache.“ Insofern sind nicht die Differenzen, sondern v. a. die Parallelen der historischen zu rezenten Formen wie in (1)–(3) auffällig, sodass die Vermutung nahezuliegen scheint, dass es sich unter dieser Perspektive nicht um Sprachwandel, sondern um Kontinuitäten zwischen historischen geschriebenen und gegenwartsdeutschen gesprochenen Formen handelt. Es stellt sich die Frage, ob bzw. wie die historisch schriftlich belegten und die heutigen mündlich gebrauchten Strukturen sprachsystematisch und variationslinguistisch in Einklang zu bringen sind.

Die Entsprechungen zwischen den historischen und den mündlichen Strukturen ist der bisherigen Forschung freilich nicht verborgen geblieben (s. hierzu etwa Betten 1995, Selting 1999, Imo 2016, insbesondere Sandig 1973). In Bezug auf die Herausstellungen beobachtet Lötscher (1995: 32), dass sie „[i]m heutigen Deutsch als stilistisch markiert [gelten]; sie erscheinen als umgangssprachlich und typisch für die gesprochene

Sprache. Im älteren Deutsch dagegen waren sie allem Anschein nach häufiger auch in geschriebener Sprache anzutreffen.“ Ihm zufolge geht die stilistische Markierung dieser Struktur bis ins Mittelhochdeutsche zurück (Lötscher 1995: 55). Was die V2-Relativsätze, die im Zentrum des vorliegenden Beitrags stehen, angeht, sind Axel-Tober (2012: 246) zufolge bei solchen „relativischen Verbzweitkonstruktionen im älteren Deutsch [...] keine grammatischen Eigenschaften belegt, die sich von denen der gwd. [= gegenwartsdeutschen, S. P.] Pendants unterscheiden, sodass man davon ausgehen kann, dass hier strukturelle Kontinuität vorliegt“. Catasso (2016: 350) zeigt, dass diese Struktur in allen Sprachstufen des Deutschen (Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Frühneuhochdeutsch, Neuhochdeutsch, Gegenwartsdeutsch) belegt ist und wertet dies als Hinweis auf „eine Kontinuität dieser Konstruktionen im System“ (Catasso 2016: 354). Allerdings wird von beiden Autor:innen diese „strukturelle“ Kontinuität „im System“ (im Singular!) nicht näher kommentiert; die auffallende Asymmetrie zwischen historischer Schriftlichkeit und zeitgenössischer Mündlichkeit wird in diesem Zusammenhang nicht diskutiert, wenngleich Axel-Tober (2012: 29, vgl. auch 151) in anderem Kontext darauf hinweist, „dass die Schriftsprache in früheren Sprachstufen der gesprochenen Sprache näher stand, als dies heute der Fall ist“. Sandig (1973) erklärt das Fehlen dieser und weiterer Strukturen im Wesentlichen durch Standardisierung und Verschriftlichung und vermutet, „daß die dem Mhd. und der heutigen spontanen Sprechsprache gemeinsamen syntaktischen Muster in der spontanen Sprechsprache aller sozialen Gruppen verbreitet existierten und daß sie aller Verschriftlichung und Sprachnormung zum Trotz bis heute erhalten geblieben sind“ (Sandig 1973: 50).

Die Frage ist, wie sich diese Vermutung empirisch nachvollziehen und überprüfen lässt, obwohl die Überlieferung bis ins 20. Jahrhundert so gut wie ausschließlich schriftsprachlich ist und ein medial mündliches Vergleichsmoment der älteren Zeit völlig fehlt. Konkret schließt sich die Frage der Chronologie des Verhältnisses von Schriftlichkeit und Mündlichkeit an, d. h. welcher Gestalt die Relation zwischen beiden Bereichen zu verschiedenen Zeitpunkten war und wann die offenkundig erfolge Ablösung der Schriftlichkeit von ihrer mündlichen Basis – jedenfalls im Bereich der Syntax (Sandig 1973: 49–51) – stattfand.

Diese Fragen werden im vorliegenden Beitrag am Beispiel der V2-Relativsätze beleuchtet. Konkret lauten sie wie folgt:

- Besteht Kontinuität zwischen historischen und heutigen V2-Relativsätzen in formaler und funktionaler Hinsicht?
- Was ist die diachrone Entwicklung der Struktur in qualitativer und quantitativer Hinsicht?
- Wie lässt sich die heutige Verortung im gesprochenen Deutsch mit dem schriftlichen historischen Befund vereinbaren?
- Welche Rückschlüsse lassen sich hinsichtlich der Polarisierung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit und deren Chronologie ziehen?

In Abschnitt 2 wird auf den Forschungsstand zur historischen Entwicklung dieser Struktur eingegangen. Die nachfolgenden Ausführungen beziehen sich zunächst auf die Situation im gesprochenen Gegenwartsdeutschen und stützen sich dabei auf die einschlägige Forschungsliteratur. Wenn nicht anders angegeben, stimmen sie mit dem historischen Befund überein. Wo Unterschiede zwischen diesen beiden Domänen bestehen, wird explizit darauf hingewiesen.

2 Formale und funktionale Aspekte

V2-Relativsätze sind auf Formseite dadurch gekennzeichnet (s. auch Ihden 2020: 44–46), dass sie wie „kanonische" (Axel-Tober 2012) VS-Relativsätze[2] (7) mit einem *d*-Pronomen (*der/die/das*) eingeleitet werden, das somit das Vorfeld besetzt, im Unterschied zu diesen aber das finite Verb unmittelbar auf das *d*-Pronomen folgt (8).

(7) *ich sende minen engel mit dir und vor dir* ***der*** *den wech vor dir mache. daz ist daz helige ewangelium* ***daz*** *man heute list.* (OOD_13.I_Schön1)

(8) *Also tet ouch ioseph vn̄vnser vrowe sancte MARIE.* ***die*** *waren burtich von nazareth. si horten auer ze ainer stete* ***div*** *hiez bethlehem.* (OOD_11.I_ChrGeb)

Es gilt als strittig, ob das Pronomen in diesem Fall als Demonstrativ- oder als Relativpronomen zu analysieren ist. Als zentral wird hier die Neutralisierung des Unterschieds zwischen beiden Pronomentypen gesehen (Gärtner 2001), die mit *der/die/das* ein homonymes Formenparadigma aufweisen; als ausgeschlossen gelten dagegen in der Regel ‚starke' Demonstrativpronomen (*dieser/diese/dieses*) sowie (*w*-)Relativpronomen (*welcher/welche/welches*); weiterhin seien im älteren Deutsch Relativpartikeln in Kombination mit V2 nicht belegt (vgl. Axel-Tober 2012: 235).[3] Im Unterschied zu VS-

2 Statt VL („Verbletztstellung") wird in diesem Beitrag die Nebensatzverbstellung als VS („Verbspäterstellung") konzeptualisiert (vgl. u. a. Fleischer & Schallert 2011: 153–156), was vor allem in historischen und gesprochensprachlichen Kontexten angemessener ist, in denen die Nachfeldbesetzung weniger Restriktionen unterliegt als im geschriebenen Standarddeutschen.

3 Die erwähnten Restriktionen bzgl. *w*-Relativpronomen (*welcher/welche/welches*) sowie Relativpartikeln (*da*, *de*, *so*, etc.), durch deren Geltung die syntaktische Ambiguität der V2-Relativsätze zwischen Hypotaxe und Parataxe gestützt wird, müssen zumindest in historischer Perspektive relativiert werden. So zeigen etwa Weiß/Schnelle (2016) einige Beispiele für frühneuhochdeutsche V2-Relativsätze mit *welch-* als einleitendem Pronomen. Bzgl. der Relativpartikeln ist Axel-Tobers (2012: 235) Aussage, wonach „[b]ei den relativischen Verbzweitkonstruktionen im älteren Deutsch [...] der partikeleingeleitete Typ nicht belegt" sei, jedenfalls insofern zuzustimmen, als es keine Belege für *nur* durch Relativpartikeln eingeleitete V2-Sätze gibt. Allerdings ist die Situation bei der Kombination aus Pronomen und Relativpartikel weniger klar. Es gibt zahlreiche Beispiele, bei denen das finite Verb unmittelbar auf die Abfolge aus *d*-Pronomen und der Relativpartikel *da* folgt (z. B. *daz wâren die heíligen patriar-*

Relativsätzen weisen sie V2- und damit Hauptsatzstellung auf, d. h. das finite Verb folgt unmittelbar auf das Relativum und bildet so die linke Satzklammer (vgl. u. a. Gärtner 2001: 134, Axel-Tober 2012: 235–236), was Gliedsätze dieses Typs syntaktisch in die Nähe der Parataxe rückt (Gärtner 2001: 138, Axel-Tober 2012: 266).

Ebenso in Richtung einer parataktischen Struktur deutet die topologische Eigenschaft von V2-Relativsätzen, nur extraponiert, d. h. nach der rechten Satzklammer des Bezugssatzes aufzutreten, und nicht ins Mittelfeld integrierbar zu sein. Im Gegensatz dazu wird die Nähe zur Hypotaxe neben der semantischen Integration in den Bezugssatz (vgl. z. B. Axel-Tober 2012: 266) durch das intonatorische Profil der V2-Relativsätze im gesprochenen Gegenwartsdeutschen deutlich, denn sie bilden mit dem vorausgehenden Bezugssatz eine prosodische Einheit (vgl. Gärtner 2001, Zitterbart 2002: 15–16, 169–171).

In funktionaler Perspektive wird davon ausgegangen, dass V2-Relativsätze nur nach indefiniten Antezedenzien auftreten können (vgl. u. a. Gärtner 2001, Birkner 2008, Antomo & Steinbach 2010). Als weitere definierende Eigenschaft wird ihre Restriktivität gesehen, m. a. W., appositive V2-Relativsätze werden ausgeschlossen. Als zentrale Eigenschaft von V2-Relativsätzen, und sogar von V2-Sätzen schlechthin (vgl. u. a. Gärtner 2001, Antomo & Steinbach 2010) – selbst in komparativer Perspektive, im Germanischen und darüber hinaus (vgl. u. a. Gärtner 2002, Gärtner & Michaelis 2020, Lohnstein & Tsiknakis 2020, Walkden & Booth 2020, Woods & Wolfe 2020) –, gilt ihr assertives Illokutionspotenzial. Das bedeutet, dass ihre Proposition im Diskurskontext als wahr angesehen und ihr Zutreffen bekräftigt wird, mit dem Resultat, dass sie nicht im Skopus von Negation oder von Verben des Zweifelns etc. auftreten können. Einschränkend weisen Walkden & Booth (2020: 538) darauf hin, dass „these characterizations have been disputed [...] and in any case are extremely difficult to operationalize for corpus research in language stages that are only historically attested“.

In formaler und funktionaler Hinsicht nehmen V2-Relativsätze eine Zwischenstellung zwischen klar hypotaktischen VS-Relativsätzen und parataktischem Anschluss mit anaphorischem Demonstrativpronomen ein (s. (9)–(14); (/) steht für steigende Intonation, d. h. prosodische Integration, (/) steht für fallende Intonation, d. h. ein prosodisches Grenzsignal).

(9) *Das war das Haus,* (/) *in* ***welchem*** *wir später wohnen* <u>*würden*</u>*.*

(10) *Das ist der Italiener,* (/) *von* ***dem*** *ich dir erzählt* <u>*habe*</u>*.*

---

chen. vn̄ dîe heíligen wíſſâgen. ***die da*** <u>*kvnten*</u> *vnſern herren. daz er kôm̄ ſolte*; OOD_11.II_Mill). Solche Fälle wertet Schrodt (2004: 174, mit Bezug auf das Althochdeutsche) als V2, „wenn man die Partikel nicht mitzählt“, Axel-Tober (2012: 213) hingegen als VS. Verschiedene Gründe sprechen – neben Axel-Tobers generativ orientierter Argumentation – für die letztere Analyse, darunter das Vorkommen nach rein *d*-pronominalen sowie nicht-rhematischen Antezedenzien, die topologische Verteilung (d. h. nicht nur extraponiert), etc, die sonst bei V2-Relativsätzen nicht vorkommen.

(11) *Es gibt auch Klassen,* (/) ***die*** *haben das geschafft.*

(12) *Das ist der typische Rhythmus,* (/) ***den*** *hat man eigentlich auch schon im Kopf.*

(13) *Den Vermieter treffen wir morgen.* (\) ***Der*** *hat dann den Vertrag schon dabei.*

(14) *Ich treffe mich morgen mit der Direktorin.* (\) *Den Antrag hat* ***die*** *schon abgesegnet.*

Mit „kanonischen“ (Axel-Tober 2012) VS-Relativsätzen haben V2-Relativsätze gemeinsam, dass sie intonatorisch in den Matrixsatz integriert und in der Regel restriktiv sind; mit parataktisch angeschlossenen Demonstrativsätzen teilen sie die Verbzweitstellung und die implizierte Assertion, die bei VS-Relativsätzen fehlen kann. Dieser Überlappungsbereich fügt sich in einen breiteren Kontext zwischen den Polen der syntaktischen Aggregation und der Integration (s. Raible 1992, Hennig 2009: 90–95), in dem auch extremere Ausprägungen der Hypo- und Parataxe möglich sind: So kann die Unterordnung beim VS-Relativsatz anstelle des potenziell ambigen *der/die/das* (10) – und zusätzlich zur Verbspäterstellung – durch ein eindeutiges Relativpronomen (wie *welcher/welche/welches*) markiert werden (9), oder durch eine zusätzliche Relativpartikel, wie etwa *wo* oder *was* (zur regionalen Verteilung s. Fleischer 2004, 2005) im heutigen oder *da* im historischen Deutsch. Umgekehrt kann beim appositiven V2-Relativatz die prosodische Integration fehlen (13) oder das *d*-Pronomen von der ersten Stelle weiter nach hinten im Satz erscheinen (14), wodurch der unmittelbare Anschluss an den vorausgehenden Matrixsatz verlorengeht.

Nach der klassischen, engen Definition (z. B. Gärtner 2001) sind V2-Relativsätze wie (11) auf indefinite Antezedenzien beschränkt und immer restriktiv. Diese beiden Kriterien sind aneinander gekoppelt: Durch *d*-Pronomen eingeleitete Strukturen mit V2 treten auch mit definiten Antezedenzien auf und sind dann appositiv, wie in (12). Die Anbindung an den vorausgehenden Satz ist in diesem Beispiel lediglich durch die intonatorische Integration formal markiert. (Fehlt auch diese (13), ist keine äußerliche Unterscheidung von parataktischer Anbindung mehr möglich – es handelt sich dann um einen lediglich anaphorisch, nicht syntaktisch oder intonatorisch, verbundenen Hauptsatz, und in funktionaler Hinsicht ist auch Restriktivität, d. h. die Relevanz für den Wahrheitswert des Bezugssatzes,[4] hier ausgeschlossen, da dem V2-Pronominalsatz keine semantische Funktion im Bezugssatz mehr zukommt). Das *d*-Pronomen *der/die/das* leitet

4 In semantischer Hinsicht kann Unterordnung als Relevanz für den Wahrheitswert des Bezugssatzes verstanden werden. Diese Relevanz ist bei Restriktivität gegeben; appositive Strukturen weisen dagegen keine semantische Unterordnung auf. In diesem Sinn sind auch kanonische, nicht-restriktive (d. h. appositive) VS-Relativsätze nicht semantisch untergeordnet. Deren formale, syntaktische Subordination kann insofern ebenso als Anomalie aufgefasst werden wie die syntaktische Insubordination der semantisch integrierten, restriktiven V2-Relativsätze.

hier einen Satz mit Hauptsatzstellung ein (Weiß & Schnelle (2016: 11) sprechen in diesem Fall – auch bei Verwendung eines *w*-Pronomens – von „Demonstrativsätzen“). Ihden (2020: 46) hält die Unterscheidung zwischen V2-Relativsätzen und Hauptsätzen mit *d*-Pronomen aufgrund ihrer Restriktivität bzw. Appositivität auch bei historischen Sprachdaten für „problemlos“. Das ist sicher richtig, wenn man das Kriterium der Restriktivität als definitorische Setzung für V2-Relativsätze (nach der engen Definition) akzeptiert. Möchte man jedoch auch appositive Fälle von *d*-Pronominalsätzen mit V2-Struktur erfassen (was allein schon im Sinne der Symmetrie mit VS-Relativsätzen angemessen erscheint, die natürlich auch appositiv sein können) und gibt dafür das Kriterium der Restriktivität auf, hat dies zur Konsequenz, dass auch das Kriterium der Indefinitheit der Antezedenzien fällt, wodurch Symmetrie mit dem Funktionsspektrum der VS-Relativsätze in diesem Bereich hergestellt ist. Dies hat jedoch zur Folge, dass man mit appositiven V2-Relativsätzen noch stärker in den Bereich der Parataxe rückt; das Kriterium der intonatorischen Integration gewinnt dadurch an Relevanz für die Unterscheidung zwischen Hypo- und Parataxe.

Auch unter diesen Voraussetzungen unterliegen die V2-Relativsätze funktionalen Restriktionen, wie eine Untersuchung eines gegenwarts- bzw. gesprochensprachlichen Korpus zeigt. Ausgewertet wurden alle 3.913 Treffer einer Suchabfrage in FOLK (Forschungs- und Lehrkorpus Gesprochenes Deutsch, Version 2.18) des Archivs für Gesprochenes Deutsch (agd.ids-mannheim.de/folk.shtml) mittels ZuRecht (zumult.ids-mannheim.de/ProtoZumult/jsp/zuRecht.jsp), die auf eine Abfolge aus Substantiv, *d*-Pronomen und unmittelbar folgendem finitem Verb abzielte (`[pos = "NN"][lemma = "die"][pos = "V(A|M|V) FIN"]`), wobei u. a. Fälle, bei denen das Bezugsnomen nicht unmittelbar vorausgeht oder ein Eigenname ist, nicht berücksichtigt wurden. Falsche Treffer (z. B. Referenz-Aussage-Strukturen) wurden im Zuge der manuellen Beurteilung der Belege aussortiert. Dabei wurde auch das Kriterium der intonatorischen Integration berücksichtigt. Tab. 1 beruht auf den verbleibenden Belegstellen. Während bei VS-Relativsätzen die Art des Antezedens und die Restriktivität bzw. Appositivität im heutigen Deutsch frei kombinierbar sind, unterliegt die Kombinierbarkeit bei V2-Stellung einer Beschränkung: Ausgeschlossen zu sein scheint Restriktivität bei Definitheit des Antezedens.

Tab. 1: Belegte Kombinationen aus (Nicht-)Restriktivität und (In-)Definitheit des Antezedens bei V2-Relativsätzen im gesprochenen Gegenwartsdeutschen (FOLK).

Antezedens	indefinit	definit
restriktiv	*wir ham viele kinder (/)* ***die*** *kommen wegen schulangst* (FOLK_E_00287_SE_01_T_01: 0705)	—
appositiv	*un wir sind getz an einer ganz entscheidenden phase (/)* ***die*** *is auch gar nich mehr lange hin* (FOLK_E_00070_SE_01_T_07: 0380)	*des so der typische rhythmus (/)* ***den*** *hat man ja eigentlich au schon im kopf* (FOLK_E_00379_SE_01_T_01: 0473)

Ein bisher meines Wissens nicht erkannter Zusammenhang besteht ferner in textlinguistischer Perspektive zwischen der Verwendung von V2-Relativsätzen mit *d*-Pronomen und der thematischen Progression. So scheint dieser Typ auf den Gebrauch im Zusammenhang mit solchen Antezedenzien beschränkt zu sein, die im Bezugssatz (häufig einer Existenzaussage) das Rhema bilden,[5] während das *d*-Pronomen selbst das (neue) Thema im V2-Satz darstellt. Dadurch stellt sich der V2-Relativsatz als Mittel der sogenannten einfachen thematischen Progression nach Daneš (1970) dar, bei der das Rhema des vorausgehenden Satzes zum Thema des darauffolgenden wird (vgl. Brinker & Cölfen & Pappert 2018: 48). Dies mag ein Stück weit die oben erwähnte topologische Restriktion erklären, wonach der V2-Satz nur extraponiert auftreten kann, da eine topologische Integration eine verfrühte Themenverschiebung zur Folge hätte. VS-Relativsätze gehen nicht automatisch mit thematischer Progression einher; während sie nicht per se einen Einfluss auf die Themenentwicklung haben, führen V2-Relativsätze zwangsläufig zur Progression des Themas, wie die folgenden (historischen) Beispiele zeigen (Elementarsätze mit VS sind eingerückt).

(15) 1 *do tro̊ch man* <u>*ainen totin*</u> (R_1) *gegin im fûr die porte,*
2 <u>*der*</u> ($T_1 = R_1$) *was* <u>*ainer witwen*</u> (R_2) *sun.*
3 <u>*diu selbe fro̊we*</u> ($T_2 = R_2$) *bat in umbe* <u>*ir sûn*</u> (R_3).
4 <u>*den*</u> ($T_3 = R_3$) *hiez er von dem tode ersten.* (WOD_11.II_Wein)

(16) 1 *Sanctus Johannes seit uns hiute an dem hailigen ewangelio von* <u>*ainem kûnige*</u> (R_1)
2 <u>*der*</u> ($T_1 = R_1$) *hete* <u>*ainin sun*</u> (R_2),
3 <u>*der*</u> ($T_2 = R_2$) *was so siech,*
4   *daz* <u>*er*</u> (T_2) *nahete dem to̊de.* (WOD_11.II_Wein)

(17) 1 *Daz iſt* <u>*der guote s. Stephan*</u> (R_1),
2   <u>*deſ*</u> ($T_1 = R_1$) *tac ir hiut beget.*
3 <u>*den*</u> ($T_1 = \mathbf{R_1}$) *ſcult ir hiut ze boten ſenden zuo dem heiligen xc.;* (OOD_11.II_Roth)

---

5 Weinrich (2007) charakterisiert *d*-Pronomen, wie sie in V2-Sätzen schlechthin eingesetzt werden, als „rhematische" Referenz-Pronomen und grenzt sie so von der „thematischen" Pronominalisierung mit Personalpronomen ab. Dieser Zusammenhang verdeutlicht – zusammen mit der „auffällige[n] Spitzenstellung des rhematischen Referenz-Pronomens im Vorfeld der Verbalklammer" (Weinrich 2007: 381) – noch einmal die enge Anbindung von V2-Pronominalsätzen an ihren Bezugssatz und die Verquickung von anaphorischem Bezug und syntaktischer Verbindung. Der informationsstrukturelle Unterschied zwischen (thematischen) Personal- und (rhematischen) *d*-Pronomen kann auch mithilfe der „Givenness Hierarchy" (Gundel & Hedberg & Zacharski 2019) erfasst werden, der zufolge mit Ersteren Referenten, die kognitiv aktiviert sind und zusätzlich im Diskursfokus liegen (und damit thematisch sind), referenziert werden, während mit Letzteren auf Referenten, die kognitiv aktiviert sind, ohne selbst im Fokus des Diskurses zu sein (und damit nicht thematisch sind), Bezug genommen wird.

(18) 1 *Dirre tach [...] ist gewisse der tach* (R_1),
2 *den* (T_1 = R_1) *got geschafen hat uor allen den tagen* (R_2),
3 *die* (T_2 = R_2) *des iares allen suntigen menschen sint ze hœil unde ze troste,*
4 *in dem* (T_3 = $\mathbf{R_1}$) *schulen wir uns trosten unde frævden* (WOD_11.II_Hoff)

Während mit *d*-Pronomen mit V2 ein neues Thema gesetzt werden kann, das sich in den nachfolgenden Elementarsätzen fortsetzt (s. (16) 4), wenn nicht wiederum ein neues Thema gesetzt wird (s. (15) 3–4, (16) 3), setzen *d*-Pronomen mit VS zwar für den jeweiligen Elementarsatz (s. (17) 2, (18) 2–3), aber nicht darüber hinaus (s. (17) 3, (18) 4) ein neues Thema und führen damit nicht global zu einer nachhaltigen Themenverschiebung. Dieser Unterschied zwischen dem textgrammatischen Verhalten von *d*-Pronomen in V2- und in VS-Sätzen ist ein weiteres Argument dafür, erstere nicht als Relativ-, sondern als Demonstrativpronomen aufzufassen. Die textgrammatische Funktion der anaphorischen Pronomina lässt sich demnach wie folgt zusammenfassen: Während Personalpronomen keinen Einfluss auf die thematische Progression haben und ein bestehendes Thema einfach weiterführen, können *d*-Pronomen mit VS (d. h. Relativpronomen) temporär ein lokales, relativsatzinternes Thema auf Basis einer vorangehenden Nominalphrase setzen, das ohne Konsequenz für die nachfolgenden Elementarsätze bleibt. *d*-Pronomen mit V2 hingegen (d. h. Demonstrativpronomen) bilden nachhaltig ein neues Thema auf Basis eines vorangehenden Rhemas, das für den nachfolgenden Diskurs maßgeblich bleibt, wenn es nicht durch eine neue Themensetzung abgelöst wird.

3 Historische Untersuchung

Um die Diachronie von V2-Relativsätzen und dabei insbesondere die Chronologie ihrer Verteilung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit zu beleuchten, wird in der vorliegenden sprachhistorischen Untersuchung das diachrone Predigten-Korpus SermonC untersucht. Es handelt sich dabei um ein longitudinales Korpus, das den Zeitraum von 800 bis 1900 (mit einer Überlieferungslücke von Mitte des 9. bis Mitte des 11. Jahrhunderts) und den gesamten zusammenhängenden deutschsprachigen Raum umfasst (mit einer überlieferungsbedingten Beschränkung auf den (ost-)oberdeutschen Raum bis ca. 1150 bzw. 1500). SermonC ist ein strukturiertes und teilweise (d. h. insbesondere zwischen 1500 und 1900) ausgewogenes Korpus, dass sich an der Struktur des German Manchester Corpus (GerManC, vgl. Durrell et al. 2012) orientiert: Es weist eine Untergliederung in fünf Hauptregionen auf (Nord-,[6] Westmittel-, Ostmittel-, Westober- und Ostoberdeutsch) sowie eine Unterteilung in 50-Jahres-Zeitabschnitte. Je

6 Wie in GerManC wurden hier ausschließlich hochdeutsche Texte aus dem niederdeutschen Raum erfasst.

Zeitabschnitt wurde die Erfassung von drei verschiedenen Textzeugen mit einem Auszug von je ca. 2.000 Tokens angestrebt (und für die Zeit nach 1500 auch erreicht). Insgesamt umfasst SermonC 355.497 Tokens (Tab. 2).

Durch die vergleichsweise große diachrone Homogenität, die durch die Beschränkung auf eine Textsorte und die regionale Strukturierung erzielt werden konnte (vgl. Pickl 2019), ist das Korpus besonders gut für Fragestellungen geeignet, deren Untersuchung diachrone Vergleichbarkeit voraussetzt. Die regionalen Unterschiede zwischen dem Handschriften- (800–1500) und dem Druckkorpus (1500–1900) müssen gegebenenfalls gesondert behandelt werden. Besonders bei Phänomenen, deren unterschiedliche Verteilung auf verschiedene Verwendungsdomänen (konzeptionell mündlich vs. schriftlich) im Fokus des Interesses liegt, ist größtmögliche diachrone Vergleichbarkeit essenziell.

3.1 Qualitativ

Bei der Auswertung von SermonC wurden händisch[7] alle Belege erfasst, die in einem durch ein anaphorisches *d-* (oder *w-*)Pronomen eingeleiteten Gliedsatz bestehen, der ein nominales Antezedens aufweist. Diese Fälle werden anhand der in Abschnitt 2 umrissenen Kriterien kategorisiert. Aufgrund des medial schriftlichen Charakters des Korpus nicht feststellbar ist die Variable der intonatorischen Integration, wodurch die Unterscheidung zwischen hypo- und parataktischen Strukturen erschwert wird. Die folgenden Beispiele illustrieren die jeweiligen Variablenausprägungen.

topologische Integration

(19) *ſehte wa eîn chunich **der** <u>hiez</u> ueſpaſianus. vn̄ ſin ſûn tîtuſ. von rome chom̄ in daz ivden lant.* (OOD_12.I_Prag)

(20) *Da was ein uil wiſer man inne, **der** <u>was</u> ein heiden* (OOD_11.II_Roth)

Definitheit des Antezedens

(21) *Grozze enthabnuſſe het er andem libe. **dem** <u>enzoh</u> er ſwa er mohte daz trinchen unt die ſpiſe* (OOD_11.II_WaBc)

7 Eine umfassende Annotation mit der Möglichkeit automatisierter Abfrage war für SermonC ursprünglich geplant, wurde jedoch aus verschiedenen Gründen vorerst hintangestellt. Aufgrund der großen diachronen Spanne des Korpus sind die Texte in dieser Perspektive sehr heterogen, was eine automatische Annotierung erschwert; zudem konnten durch die manuelle Auswertung so schneller Ergebnisse erzielt werden.

Tab. 2: Übersicht über die Texte des Korpus SermonC mit ihrer zeitlichen und räumlichen Verteilung.

Texte	Handschriften										Drucke								
	9. Jh.	11. Jh.	12. Jh.		13. Jh.		14. Jh.		15. Jh.		16. Jh.		17. Jh.		18. Jh.		19. Jh.		
	1. H.	2. H.	1. H.	2. H.	1. H.	2. H.	1. H.	2. H.	1. H.	2. H.	1. H.	2. H.	1. H.	2. H.	1. H.	2. H.	1. H.	2. H.	Σ
Nd.											3	3	3	3	3	3	3	3	**24**
Wmd.											3	3	3	3	3	3	3	3	**24**
Omd.											3	3	3	3	3	3	3	3	**24**
Wod.				5	2	4	4	3	1	3	3	3	3	3	3	3	3	3	**46**
Ood.	3	3	4	6	5	5	2	3	4	2	3	3	3	3	3	3	3	3	**61**
Σ	**3**	**3**	**4**	**11**	**7**	**9**	**6**	**6**	**5**	**5**	**15**	**15**	**15**	**15**	**15**	**15**	**15**	**15**	**179**
Tokens	**2.072**	**2.671**	**6.753**	**20.533**	**13.257**	**17.320**	**11.074**	**11.180**	**9.146**	**8.453**	**31.425**	**31.879**	**31.137**	**32.362**	**31.845**	**30.745**	**31.656**	**31.989**	**355.497**
	102.459										**253.038**								

(22) *do chom er zi ziuuain burigan . **die** uuaren dero heidini* (OOD_10.II_PreSaC)

Restriktivität

(23) *si horten auer ze ainer stete **div** hiez bethlehem.* (OOD_11.I_ChrGeb)

(24) *sin sun daz ist unsir herre Jesus Christus, **dem** gemahilte er die hailigun christenhait ze ainir brûte* (WOD_11.II_Wein)

assertives Illokutionspotenzial

(25) *do trŏch man ainen totin gegin im fûr die porte, **der** was ainer witwen sun.* (WOD_11.II_Wein)

Hinsichtlich der oben umrissenen Kriterien zeigt sich, dass gelegentlich topologisch integrierte Fälle (19) vorkommen, die so auch für die Gegenwartssprache möglich sind und wohl als parenthetisch zu analysieren sind. V2-Relativsätze treten sowohl nach indefiniten (22) als auch nach definiten (21) und sowohl restriktiv (23) als auch appositiv (24) auf, doch die Merkmale der (In-)Definitheit des Antezedens und der (Nicht-)Restriktivität sind, wie in Abschnitt 2 beschrieben, aneinander gekoppelt: Definite Antezedenzien (inkl. inhärent definiter Eigennamen) gehen mit appositiver Lesart einher, restriktive V2-Sätze sind nur mit indefinitem Antezedens möglich. Das Kriterium des assertiven Illokutionspotentials gilt offenbar uneingeschränkt: V2-Relativsätze treten auch historisch nur assertiv (25) auf.

Betrachtet man wie in Abschnitt 2 (Tab. 2) die belegten Fälle nach möglichen Kombinationen von (In-)Definitheit des Antezedens und (Nicht-)Restriktivität (Tab. 3), zeigt sich dasselbe Beschränkungsmuster wie im gesprochenen Gegenwartsdeutschen (vgl. Abschnitt 2). Dies deutet auf eine Kontinuität zwischen der historischen schriftlichen und der rezenten mündlichen relativischen V2-Konstruktion hin.

Tab. 3: Belegte Kombinationen aus (Nicht-)Restriktivität und (In-)Definitheit des Antezedens bei V2-Relativsätzen im gesprochenen Gegenwartsdeutschen (SermonC).

Antezedens	indefinit	definit
restriktiv	*si horten auer ze ainer stete **div** hiez bethlehem.* (OOD_11.I_ChrGeb)	—
appositiv	*do trŏch man ainen totin gegin im fûr die porte, **der** was ainer witwen sun.* (WOD_11.II_Wein)	*Grozze enthabnuſſe het er andem libe. **dem** enzoh er ſwa er mohte daz trinchen unt die ſpiſe* (OOD_11.II_WaBc)

3.2 Quantitativ

Dieser erste formal und funktional orientierte Befund wird in der Folge quantitativ in diachroner Perspektive erweitert. Abbildung 1 zeigt die diachrone Verteilung von V2-Relativsatzkonstruktionen. Um die Belegzahlen über die verschiedenen Zeitabschnitte hinweg vergleichbar zu machen, wurden sie auf Basis der Gesamttokenzahl für den jeweiligen Zeitabschnitt normalisiert.

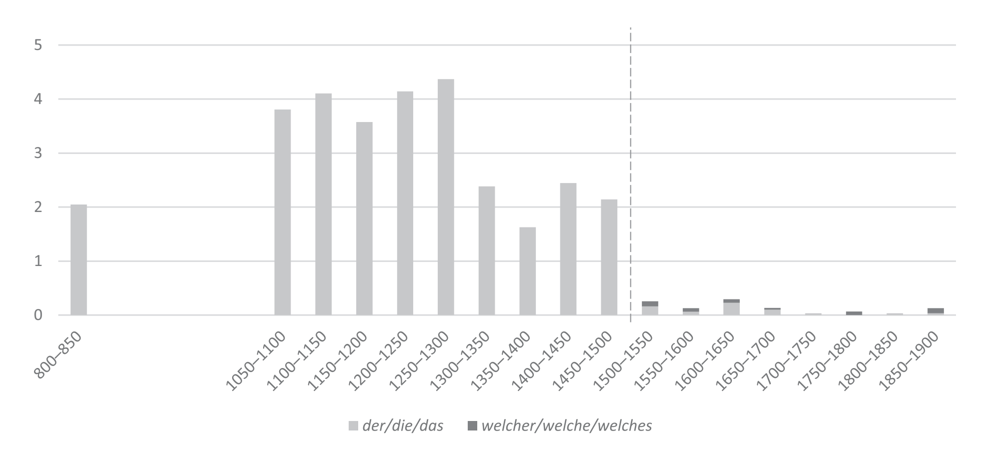


Abb. 1: V2-Relativsatzkonstruktionen in SermonC (Frequenz pro 1.000 Tokens, *n* = 350).

Es ist ein klarer diachroner Trend erkennbar. Die Häufigkeit von V2-Relativsätzen ist in den althochdeutschen Texten geringer (ca. zwei Fälle pro 1.000 Tokens) als im Mittelhochdeutschen, soweit sich das aufgrund der Datenlage beurteilen lässt. Vom 11. bis zum 13. Jahrhundert ist die Frequenz bei V2-Relativsätzen mit *d*-Pronomen relativ stabil bei etwa vier Fällen pro 1.000 Tokens. Um 1300 kommt es zu einem ersten Absacken der Zahlen auf ein wiederum zunächst stabiles Niveau um etwa zwei Fälle pro 1.000 Tokens; um 1500 gehen sie auf nahe Null zurück.

Diese Befundsituation, die auf den ersten Blick auf die graduelle Obsoleszenz dieser Struktur hinzuweisen scheint, ist vereinbar mit der Hypothese, dass es sich bei den V2-Konstruktionen um ein zunächst schriftlich wie mündlich verwendetes Muster handelte, das über die Zeit zunehmend mit dem mündlichen Bereich assoziiert und auf diesen festgelegt wurde, wenngleich Vergleichsdaten aus dem medial mündlichen Bereich naturgemäß fehlen. Hinsichtlich der Chronologie ist in diesem Zusammenhang wichtig, dass 1) die Abnahme der Häufigkeit bereits Ende des Mittelhochdeutschen begann, und dass 2) der entscheidende Rückgang um 1500 stattfand. Punkt 1) deutet darauf hin, dass die stilistische Markierung der Struktur als mündlich bereits im Mittelhochdeutschen seinen Anfang nahm, was eine beginnende und in der Folge zunehmende Ausdifferenzierung einer schriftlichen Varietät voraussetzt (s. hierzu auch Pickl 2020b); Punkt 2) ist ein klarer Hinweis darauf, dass die Standardisierung als solche keine erkennbare Rolle

bei der Zurückdrängung der V2-Strukturen spielte. Die Chronologie ist damit hier eine ganz ähnliche wie die mit Bezug auf Herausstellungen bei Lötscher (1995: 55–56) skizzierte. Hier wie dort gilt: „Diese Entwicklung lässt sich wohl […] mit dem bekannten Prozeß der Verschriftlichung der deutschen Sprache seit dem 15. Jahrhundert in Verbindung bringen." (Lötscher 1995: 55) In diesen Zeitraum lässt sich die Herausbildung eines eigenen schriftsprachlichen Systems einordnen, das sich zunehmend vom gesprochensprachlichen, pragmatisch orientierten System ‚emanzipierte' und seine eigenen, syntaktisierten Ausdrucksmittel ausbildete bzw. ausbaute (s. auch Koch & Oesterreicher 1985: 25–26). Diese Polarisierung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit auf Varietätenebene (s. Pickl 2020b) manifestiert sich hier in Form einer Polarisierung auf Merkmalsebene: Die Konstruktion der V2-Relativsätze wird in dieser Zeit mit dem mündlichen Bereich assoziiert und im selben Zug aus dem schriftlichen Bereich zugunsten der kanonischen VS-Relativsätze verdrängt. Letztere weisen hier, obwohl sie das alternative Gegenstück zu den V2-Relativsätzen darstellen, keine Polarisierung in umgekehrter Richtung auf, denn sie gehören fest zum Inventar auch der gesprochenen Sprache.

Die beinah vollständige Aufgabe der V2-Konstruktion im geschriebenen Deutsch fällt im hier untersuchten Korpus zeitlich zusammen mit dem Wechsel von (edierten) Handschriften- auf gedruckte Quellen. Mit der medialen Transition wurde offenbar der entscheidende Schritt hin zur Elimination der V2-Relativsätze aus der Schriftlichkeit vollzogen. Es ist zu vermuten, dass sie sich in Handschriften nach 1500 noch etwas länger hielten als im Druck. Ein Vergleich zwischen verschiedenen syntaktischen, ebenfalls polarisierten Merkmalen anhand desselben Korpus zeigt, dass die Festlegung des Genitivs auf den schriftlichen Bereich nicht mit der Einführung des Drucks zusammenfiel, sondern bereits früher stattfand (Pickl 2020b), während im Bereich der VS-Relativsatzeinleitungen mit 1500 ebenfalls ein einschneidender Wandel in den Quellen stattfand, der sich im plötzlichen Auftreten genuin schriftlicher Formen (Relativpronomen *welch-*, Relativpartikel *so*) äußerte (Pickl 2022).

Auch bei den V2-Konstruktionen traten im Kontext der neuen Schriftlichkeit ab 1500 durchaus – wenn auch vergleichsweise selten – Fälle mit *welch* auf (vgl. auch Weiß & Schnelle 2016: 11). *Welch* als einleitendes Element von V2-Konstruktionen ist zwischen 1500 und 1900 in SermonC mit insgesamt 16 Fällen belegt, z. B.:

(26) *In der Hebreischen Sprach wird das Wort Rogen gebrauchet/* ***welches*** *heist Zorn oder Unmuth* (WOD_1660_LeichPredigt_Stut)

(27) *die Gewinnsucht ist eine Wurzel alles Uebels,* ***welche*** *hat etliche verleitet, vom Vertrauen auf GOtt abzuweichen* (WMD_1780_LottoSucht_Dar)

Die gängige Darstellung, wonach nicht nur starke Demonstrativa (Typ *dies*), sondern auch (im Kontext) eindeutige Relativa (Typ *welch*) in V2-Relativsätzen ausgeschlossen sind (vgl. Abschnitt 2.1), wurde bereits in Fußnote 3 relativiert und wird durch diese Belege weiter ins Wanken gebracht. Diese Einschätzung ist mit Bezug auf

das gesprochene Deutsch aber wohl insofern aufrechtzuerhalten, als davon ausgegangen werden kann, dass *welch* als einleitender Bestandteil von V2-Konstruktionen in schriftlichen Quellen gerade nicht als Hinweis auf mündlichen Sprachgebrauch zu werten ist, denn das Relativpronomen *welch* gilt als ausgemachter Schriftlichkeitsmarker (vgl. u. a. Fleischer 2005: 176, Pickl 2020a, 2022: 172, 193), sodass die Kombination aus *welch* + V2 eine ungewöhnliche Verbindung aus einem konzeptionell schriftlichen und einem konzeptionell mündlichen Element darstellt. Diese seltene Bildung kann möglicherweise als Versuch gewertet werden, im Prozess der Verschrift(lich)ung eine mündliche Struktur – *d* + V2 – in eine schriftliche zu überführen, was durch die lexikalische, ostentative Ersetzung des *d*-Pronomens durch den starken[8] Schriftlichkeitsmarker *welch* erfolgte, wobei die strukturell zweckmäßige Ersetzung der schwächer medial-konzeptionell indexikalisierten V2- durch die neutrale VS-Stellung unterblieb.

Zur besseren Vergleichbarkeit zwischen historischen und gegenwartssprachlichen Befunden sowie zwischen V2- und VS-Relativsätzen werden im Folgenden V2-Relativsätze den ‚kanonischen' VS-Konstruktionen gegenübergestellt, wobei klar ist, dass beide Strukturen nicht in allen Fällen austauschbar sind. In Abb. 2 sind die Belegzahlen der vorliegenden Untersuchung und einer Untersuchung zu VS-Relativsätzen (Pickl 2022) zusammengeführt.

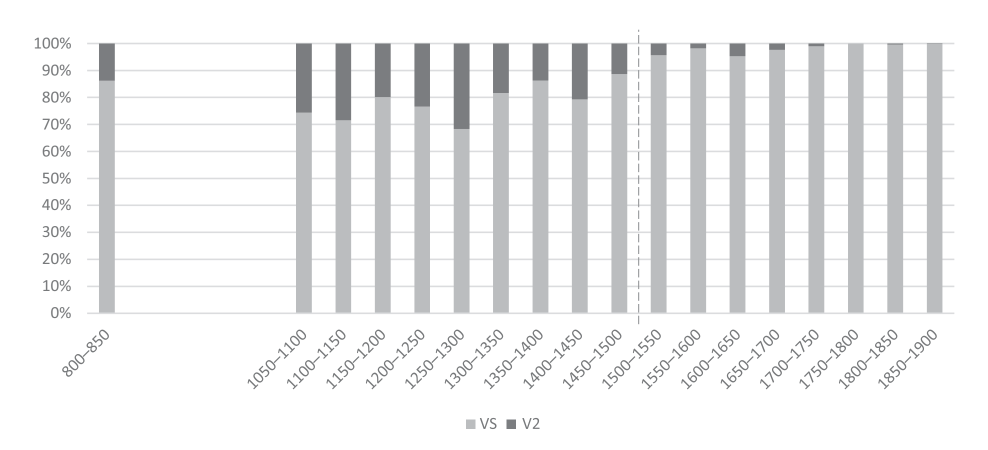


Abb. 2: VS- (*n* = 4019) und V2-Relativsatzkonstruktionen (*n* = 350) mit einleitendem *d*- oder *w*-Pronomen in SermonC.

In relativer Hinsicht zeigt sich im Mittelhochdeutschen eine stabile Verwendungsfrequenz von V2 in Relativsätzen im Bereich von etwa 20 % bis 30 %. Zwischen 1050 und 1350 bzw. 1500 liegt der Durchschnitt bei 24,5 % bzw. 21,5 %. Ab dem 15. Jahrhundert gehen

8 Der hohe Indexikalitätswert von *welch* als Relativpronomen äußert sich später in Form seiner Stigmatisierung als „Papierwort" (vgl. Schieb 1981: 164–166) und setzt sich bis heute fort (s. z. B. Duden 2016: 787, 1019).

diese Zahlen zugunsten der VS-Stellung zurück und fallen um 1500 auf konstant unter 5 % (mit einem Durchschnitt von 1,5 % zwischen 1500 und 1900). Das Verhältnis von V2- zu VS-Relativsätzen mit *d*-Pronomen wandelt sich um 1500 damit beinah qualitativ.

Einen groben Anhaltspunkt für die quantitativen Verhältnisse im rezenten gesprochenen Deutsch bietet die Untersuchung von Catasso (2016) auf der Basis von gesprochensprachlichen Korpora des späten 20. und frühen 21. Jahrhunderts, auch wenn eine direkte Vergleichbarkeit aufgrund der unterschiedlichen Kommunikationsformen und Zählweisen nicht gegeben ist. Catassos (2016: 353) Zahlen für V2-Relativsätze mit *d*-Pronomen ergeben eine relative Frequenz von 18,8 %. Appositive V2-Sätze wurden dabei nicht mitgezählt; trotzdem ist dieser Wert deutlich näher an den historischen Werten im Predigtenkorpus vor 1500, die auch appositive Fälle berücksichtigen. Trotz der erwähnten mangelnden Vergleichbarkeit ist damit in der Tendenz erstmals auch in quantitativer Hinsicht ein Hinweis auf die Kontinuität zwischen dem V2-Gebrauch in Relativsätzen im geschriebenen historischen und dem gesprochenen gegenwartssprachlichen Deutsch gegeben.

4 Fazit und Ausblick

Der Nachweis der diachronen Kontinuität der V2-Relativsätze in qualitativer wie quantitativer Hinsicht lässt die Vorgänge, die zur heutigen Situation mit einer weitgehenden Beschränkung dieser Struktur auf den mündlichen Bereich führten, klarer erscheinen. Seit dem Mittelhochdeutschen erfuhr sie eine beginnende Polarisierung, die sich in einer stärker werdenden Assoziation mit dem mündlichen Bereich äußerte und ihre Verwendung im schriftlichen Bereich zunehmend markiert erscheinen ließ, was sich hier in einer quantitativen Abnahme ihrer Frequenz äußerte. Mit der Verfügbarkeit rezenter medial mündlicher Quellen tritt diese Struktur wieder empirisch hervor. Zwischen den historischen schriftlichen und den rezenten mündlichen Quellen besteht somit eine verdeckte Kontinuität, die durch die Verschriftlichung der Textproduktion seit frühneuhochdeutscher Zeit unterbrochen erscheint.

Die Ursache für diese Polarisierung ist womöglich im prosodischen Bereich zu suchen. Während im Mündlichen die semantische Unterordnung von V2-Relativsätzen durch ihre intonatorische Integration formal markiert ist, ist im Schriftlichen bei dieser Wortstellung kein formaler Reflex der Unterordnung vorhanden. Solange die Schriftlichkeit im Wesentlich en an die Mündlichkeit gebunden war und diese mehr oder weniger direkt reflektierte, handelte es sich bei der intonatorischen Integration lediglich um ein formales Merkmal, das bei der Verschriftung verloren ging und nicht zwangsläufig kompensiert werden musste.

Obwohl die Ambiguität nur in den wenigsten Fällen ein Problem dargestellt haben dürfte, da im Fall appositiver Strukturen mit der intonatorischen Integration kein semantischer Unterschied einhergeht und sich im Fall von Restriktivität diese in der Regel er-

schließt, mag dennoch ein Bedürfnis bestanden haben, die fehlende prosodische Markierung mit morphosyntaktischen Mitteln auszugleichen.[9] Dafür kamen im Wesentlichen drei Strategien infrage: 1) die Markierung der Unterordnung durch die Wortstellung (VS), 2) die Markierung durch eine (zusätzliche) Relativpartikel und 3) die Markierung durch ein eindeutiges (*w*-)Relativpronomen. Für alle drei Strategien lassen sich historisch Indizien finden. Zum Ersten ist die Verdrängung von V2- durch VS-Strukturen mit deren Durchsetzung um 1500 empirisch evident (vgl. Abb. 2); zum Zweiten lässt sich im 15. Jahrhundert ein Peak bei der Verwendung der Relativpartikel *da* in Kombination mit dem *d*-Pronomen in SermonC nachweisen (vgl. Pickl 2022: 178); und zum Dritten beginnt unmittelbar danach, mit dem 16. Jahrhundert, die systematische Verwendung des Relativpronomens *welch* und der Relativpartikel *so* anstelle des *d*-Pronomens (vgl. Pickl 2022).

Das Auftreten der Belege für diese drei Strategien im fraglichen Zeitraum um 1500 ist möglicherweise ein Indiz dafür, dass zu dieser Zeit (bewusst oder unbewusst) versucht wurde, die Möglichkeit der ausdrucksseitigen Unterordnung im schriftlichen Bereich wiederherzustellen, die durch das Fehlen ihrer prosodischen Markierung nicht möglich war. Zeitlich fügt sich dieser Vorgang in die Herausbildung einer eigenständigen schriftlichen Varietät, die zunehmend ihre eigenen Ausdrucksmittel ausbildete (vgl. 3.2). Die häufigen Fälle von V2 vor dieser Zeit kann man mithin als Reflexe einer noch im Mündlichen verankerten sprachlichen Kompetenz verstehen, die ein mit ihr übereinstimmendes Regel- bzw. Beschränkungssystem aufweisen, wie Tab. 1 und Tab. 2 im Fokus auf (In-)Definitheit und (Nicht-)Restriktivität zeigen.

Die in den schriftlichen Quellen repräsentierten sprachlichen Formen sind damit zunächst epiphänomenal und sekundär zum primär gegebenen mündlichen System; m. a. W., die schriftlichen Belege repräsentieren in erster Linie ein System, das sich nicht wesentlich vom mündlichen unterscheidet. Diese Situation ändert sich um 1500 (d. h. im 15. und 16. Jahrhundert) mit der beginnenden Herausbildung eines eigenständigen schriftlichen Systems; ab dieser Zeit verschwinden V2-Relativsätze weitgehend aus den schriftlichen Quellen, da ihre sprachliche Form mit dem distinktiven Merkmal der intonatorischen Integration für ein selbständig im schriftlichen Bereich operierendes System nicht geeignet war. An die Stelle der intonatorischen Integration als Ausdruck der semantischen Unterordnung trat die zunehmend generalisierte syntaktische Integration in Form der VS-Nebensatzstellung (für die semantische Unterordnung eine hinreichende, aber keine notwendige Bedingung ist). Im Zuge der späteren Standardisierung konnte diese Situation im Schriftlichen nur noch kodifikatorisch fixiert werden,

9 Vgl. in diesem Sinne Behaghel (1900: 215): „Die gesprochene Rede kann Sätze von ganz ungleicher Geltung ruhig in aller äußern Selbständigkeit nebeneinander stellen; durch das Eilen oder Zögern der Stimme, durch die Art des Nachdrucks erhalten wir doch ein deutliches Bild von der Abstufung ihres Wertes: dem geschriebenen Wort bleibt oft nichts anderes übrig, als die Nebensache auch äußerlich zum Nebensatz zu gestalten."

was die Assoziation der ursprünglichen Verhältnisse mit dem mündlichen Bereich zementierte; ihr kam kein Anteil an ihrer Etablierung zu.

Wichtig für die historische Sprachwissenschaft ist in diesem Kontext, dass mit diesem Umbruch sprachliche Belege anders zu bewerten sind als in der Zeit zuvor. Während Fälle vor etwa 1500 durchaus (mit Einschränkungen) als Hinweis auf mündlichen Sprachgebrauch bzw. ein im Mündlichen operierendes sprachliches System gewertet werden können, kann dies nach etwa 1500 nicht mehr ohne Weiteres angenommen werden. Stattdessen muss hier klar sein, dass das Gros der schriftlichen Quellen eine Sprachform repräsentiert, die sich systematisch vom mündlichen Sprachgebrauch unterscheidet und zunehmend seine eigenen Ausdrucksmittel und Regularitäten ausbildet, m.a.W., ein vom Mündlichen distinktes System darstellt. Hinweise auf den mündlichen Sprachgebrauch sind in dieser Zeit schwerer zu finden und besonders mit bestimmten Quellentypen assoziiert (s. etwa Ágel & Hennig 2006).

Ein historischer Textsortenvergleich (s. Ravetto 2007) mit Quellen unterschiedlicher Nähe- bzw. Distanzgrade könnte zusätzliches Licht auf die Verteilung von V2-Relativsätzen und anderen Merkmalen des mündlichen Systems sowie ihren stilistischen Wert werfen (s. u. a. Lötscher 1995, Pickl 2022). Weiterführenden Untersuchungen bleibt außerdem die Vertiefung der funktionalen Analyse mit Blick auf (Nicht-)Restriktivität, (In-)Definitheit der Antezedenzien, assertives Illokutionspotenzial und v. a. thematische Progression und die diachrone (Dis-)Kontinuität dieser Parameter vorbehalten. Weiterhin verspricht die Ausweitung der Untersuchung auf weitere Phänomene mit V2-Einbettung (s. u. a. Catasso 2016), die ähnliche Züge aufweisen (z. B. assertives Illokutionspotenzial), aufschlussreiche Ergebnisse. Schließlich kann man auch von einer sprachübergreifenden Perspektive mit Blick auf die Diachronie der Form und Funktion von eingebetteten V2-Strukturen (s. etwa Lohnstein & Tsiknakis 2020, Woods & Wolfe 2020) zusätzliche Einsichten erwarten.

Literaturverzeichnis

Ágel, Vilmos & Mathilde Hennig (Hrsg.) (2006): Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähetexten 1650–2000. Tübingen.

Antomo, Mailin & Markus Steinbach (2010): Desintegration und Interpretation: *Weil*-V2-Sätze an der Schnittstelle zwischen Syntax, Semantik und Pragmatik. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 29, 1–37.

Axel-Tober, Katrin (2012): (Nicht-)kanonische Nebensätze im Deutschen. Synchrone und diachrone Aspekte. Berlin/Boston.

Behaghel, Otto (1900): Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch. In: Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins 17/18, 213–232.

Betten, Anne (1995): Stilphänomene der Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Wandel. In: Gerhard Stickel (Hrsg.): Stilfragen. (Institut für deutsche Sprache. Jahrbuch 1994) Berlin/New York, 257–279.

Birkner, Karin (2008): Relativ(satz)konstruktionen im gesprochenen Deutsch. Syntaktische, prosodische, semantische und pragmatische Aspekte. Berlin.
Brinker, Klaus, Hermann Cölfen & Steffen Pappert (2018): Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden. Berlin.
Catasso, Nicholas (2016): V2-Einbettung im Spannungsfeld von Hypotaxe und Parataxe. Dissertation, LMU München.
Daneš, František (1970): Zur linguistischen Analyse der Textstruktur. In: Folia Linguistica 4, 72–78.
Duden (2016): Das Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle. Richtiges und gutes Deutsch. (Duden Band 9). Hrsg. von Mathilde Hennig. Berlin.
Durrell, Martin, Paul Bennett, Silke Scheible & Richard J. Whitt (2012): GerManC. Oxford Text Archive. http://hdl.handle.net/20.500.12024/2544 (Stand: 30.01.2023).
Eggert, Elmar & Jörg Kilian (Hrsg.) (2016): Historische Mündlichkeit. Beiträge zur Geschichte der gesprochenen Sprache. (Kieler Forschungen zur Sprachwissenschaft 7) Frankfurt am Main.
Fleischer, Jürg (2004): A typology of relative clauses in German dialects. In: Bernd Kortmann (Hrsg.): Dialectology Meets Typology. Dialect Grammar from a Cross-Linguistic Perspective. Berlin, 211–243.
Fleischer, Jürg (2005): Relativsätze in den Dialekten des Deutschen: Vergleich und Typologie. In: Linguistik online 24, 171–186.
Fiehler, Reinhard (2000): Über zwei Probleme bei der Untersuchung gesprochener Sprache. In: Sprache und Literatur 31, 23–42.
Fiehler, Reinhard (2015): Syntaktische Phänomene in der gesprochenen Sprache. In: Christa Dürscheid & Jan Georg Schneider (Hrsg.): Handbuch Satz, Äußerung, Schema. Berlin/Boston, 370–395.
Fleischer, Jürg & Oliver Schallert (2011): Historische Syntax des Deutschen. Eine Einführung. Tübingen.
Gärtner, Hans-Martin (2001): Are there V2 relative clauses in German? In: Journal of Comparative Germanic Linguistics 3, 97–141.
Gärtner, Hans-Martin (2002): On the force of V2 declaratives. In: Theoretical Linguistics 28, 33–42.
Gärtner, Hans-Martin & Jens Michaelis (2020): Verb Second declaratives, assertion, and disjunction revisited. In: Rebecca Woods & Sam Wolfe (Hrsg.): Rethinking Verb Second. Oxford, 281–296.
Gundel, Jeanette, Nancy Hedberg & Ron Zacharski (2019): Cognitive status and the form of referring expressions in discourse. In: Jeanette Gundel & Barbara Abbott (Hrsg.): The Oxford Handbook of Reference. Oxford, 67–99.
Hennig, Mathilde (2006): Grammatik der gesprochenen Sprache in Theorie und Praxis. Kassel.
Hennig, Mathilde (2009): Nähe und Distanzierung. Verschriftlichung und Reorganisation des Nähebereichs im Neuhochdeutschen. Kassel.
Ihden, Sarah (2020): Relativsätze im Mittelniederdeutschen. Korpuslinguistische Untersuchungen zu Struktur und Gebrauch. (Lingua Historica Germanica 23) Berlin/Boston.
Imo, Wolfgang (2016): Diskursmarker: grammatischer Status – Funktionen in monologischen und dialogischen Kontexten – historische Kontinuität. Arbeitspapierreihe Sprache und Interaktion (SpIn) 06/2016, Nr. 65. http://arbeitspapiere.sprache-interaktion.de/arbeitspapiere/arbeitspapier65.pdf.
Koch, Peter & Wulf Oesterreicher (1985): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36, 15–43.
Koch, Peter & Wulf Oesterreicher (2012): Language of immediacy – language of distance. Orality and literacy from the perspective of language theory and linguistic history. In: Lange, Claudia, Beatrix Weber & Göran Wolf (Hrsg.): Communicative Spaces. Variation, Contact, and Change. Papers in Honour of Ursula Schaefer. Frankfurt am Main, 441–473.
Labov, William (1969): Contraction, deletion, and inherent variability of the English copula. In: Language 45, 715–762.
Lohnstein, Horst & Antonios Tsiknakis (Hrsg.) (2020): Verb Second. Grammar Internal and Grammar External Interfaces. Boston/Berlin.

Lötscher, Andreas (1995): Herausstellung nach links in diachroner Sicht. In: Sprachwissenschaft 20, 32–63.
Patocka, Franz (1997): Satzgliedstellung in den bairischen Dialekten Österreichs. (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich) Frankfurt am Main u. a.
Pickl, Simon (2019): Wandel und Variation der Genitivstellung in einem diachronen Predigten-Korpus. Eine epochenübergreifende Längsschnitt-Studie. In: Renata Szczepaniak, Stefan Hartmann & Lisa Dücker (Hrsg.): Historische Korpuslinguistik. (Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte 10) Berlin/ Boston, 176–197.
Pickl, Simon (2020a): Factors of selection, standard universals, and the standardisation of German relativisers. In: Language Policy 19, 235–258.
Pickl, Simon (2020b): Polarization and the emergence of a written marker. A diachronic corpus study of the adnominal genitive in German. In: Journal of Germanic Linguistics 32, 145–182.
Pickl, Simon (2022): Die Dynamik der Relativa in historischen deutschen Predigten. Zur Relevanz attitudinaler Faktoren in Sprachwandel und Standardisierung. In: Neuphilologische Mitteilungen 123/2, 162–201.
Raible, Wolfgang (1992): Junktion. Eine Dimension der Sprache und ihre Realisierungsformen zwischen Aggregation und Integration. (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse) Heidelberg.
Ravetto, Miriam (2007): Es war einmal ein Königssohn, der bekam Lust in der Welt umher zu ziehen. Die deutschen d-V2-Sätze: synchrone und diachrone Überlegungen. In: Deutsche Sprache 35, 239–249.
Sandig, Barbara (1973): Zur historischen Kontinuität normativ diskriminierter syntaktischer Muster in spontaner Sprechsprache. In: Deutsche Sprache 1/3, 37–57.
Schieb, Gabriele (1981): Zu Stand und Wirkungsbereich der kodifizierten grammatischen Norm Ende des 19. Jahrhunderts. In: Gabriele Schieb, Wolfgang Fleischer, Rudolf Grosse & Gotthard Lerchner (Hrsg.): Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache. 1. Band. Leipzig, 134–176.
Schneider, Jan Georg (2011): Hat die gesprochene Sprache eine eigene Grammatik? Grundsätzliche Überlegungen zum Status gesprochensprachlicher Konstruktionen und zur Kategorie ‚gesprochenes Standarddeutsch'. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 39/2, 165–187.
Schneider, Jan Georg, Judith Butterworth & Nadine Hahn (2018): Gesprochener Standard in syntaktischer Perspektive. Theoretische Grundlagen – Empirie – didaktische Konsequenzen. Tübingen.
Schrodt, Richard (2004): Althochdeutsche Grammatik II. Syntax. (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A. Hauptreihe Nr. 5/2) Tübingen.
Selting, Margret (1993): Voranstellungen vor den Satz. Zur grammatischen Form und interaktiven Funktion von Linksversetzung und Freiem Thema in Deutschland. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 21, 291–319.
Selting, Margret (1999): Kontinuität und Wandel der Verbstellung von ahd. *wanta* bis gwd. *weil*. Zur historischen und vergleichenden Syntax der weil-Konstruktionen. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 27, 167–204.
Walkden, George & Hannah Booth (2020): Reassessing the historical evidence for embedded V2. In: Woods, Rebecca & Sam Wolfe (Hrsg.): Rethinking Verb Second. Oxford, 536–554.
Weinrich, Harald (2007): Textgrammatik der deutschen Sprache. Unter Mitarbeit von Maria Thurmair, Eva Breindl und Eva-Maria Willkop. Hildesheim/Zürich/New York.
Weiß, Zarah & Gohar Schnelle (2016): Frühneuhochdeutsche Satzsegmentierung. Annotationsrichtlinien. Version 4.0. http://sfs.uni-tuebingen.de/langbank/src/enhg_sent_segm-german-v4.pdf (Stand: 29.12.2022).
Woods, Rebecca & Sam Wolfe (Hrsg.) (2020): Rethinking Verb Second. Oxford.
Zeman, Sonja (2013): Historische Mündlichkeit. Empirische Erörterung einer theoretischen Problemlage. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 41, 377–412.
Zitterbart, Jurassa Paranhos (2002): Zur korrelativen Subordination im Deutschen. Tübingen.

Martina Werner, Nina C. Rastinger, Sophia M. Beiter

Zur Methodik bei Schnittstellenphänomenen in der historischen Korpuslinguistik

Exemplifiziert an den relationalen Adjektiven des Altdeutschen

1 Thema und Forschungsrelevanz

Relationale Adjektive (RAs, auch klassifizierende, klassifikatorische Adjektive oder Pseudoadjektive)[1] sind eine Subgruppe von Adjektiven, die sich aufgrund bestimmter semantischer und formaler Eigenschaften von typischen Adjektiven, den qualitativen Adjektiven, unterscheiden. RAs sind ein häufiges Phänomen vieler Sprachen (z. B. in der Romania, vgl. u. a. Ramaglia 2011). Über ihre morpho-syntaktischen Eigenschaften im Gegenwartsdeutschen (Frevel & Knobloch 2005, ten Hacken 2019) und besonders über die Entstehung und die historische Entwicklung im Deutschen ist dennoch sehr wenig bekannt – trotz einzelner synchroner Studien (vgl. z. B. Hotzenköcherle 1968, Thomas 2002) und ihrer langen Tradition in der grammatischen Beschreibung (zuerst Bally 1944: 96 f.).

Im Rahmen des FWF-geförderten Projekts *Relational Adjectives in the History of German* (RAHiG) wird angestrebt, diese Forschungslücke u. a. mithilfe korpusbasierter Untersuchungen in der Diachronie des Deutschen zu schließen. Dabei gilt es zu bedenken, dass jeder Untersuchungsgegenstand einer untersuchungsgegenstandsspezifischen Methode bedarf. Ziel des vorliegenden Artikels ist es daher, die für diese Zwecke maßgeschneiderte Methode des Forschungsprojekts vorzustellen, welches seit 2019 am *Austrian Centre for Digital Humanities and Cultural Heritage* (ACDH-CH) der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW) angesiedelt ist.[2]

Obwohl die Definitionen von RAs im Deutschen nicht immer deckungsgleich sind (vgl. Mravlag 2013 und Ganslmayer 2012: 129 ff. und darin enthaltene Literaturverweise), herrscht unter formalem Aspekt Übereinstimmung darin, dass deutsche RAs typischerweise deriviert sind und oft eine denominale Basis haben (vgl. z. B. Holzer 1996, Zifonun 2011, Trost 2006), vgl. (1a–c).

(1a) *gesundheitliche Aufklärung* > Gesundheit
(1b) *betriebliche Entwicklung* > Betrieb
(1c) *studentisches Lernen* > Student
(1d) *betriebliches Vorgehen*

1 Diese Forschung der Autor*innen wurde im Rahmen des Projekts „Relational adjectives in the history of German (RAHiG)“ durch den FWF (Projektnummer P-32415-G) gefördert.

2 Eine Projektskizze ist auch auf der Projektsite zu finden, siehe: https://www.oeaw.ac.at/acdh/projects/rahig (Stand: 01.10.2022).

https://doi.org/10.1515/9783110784282-004

Semantisch bilden relationale Adjektive Subtypen, rufen also eine KIND-Lesart auf (vgl. McNally & Boleda 2004), weswegen sie typologisch mit Erstelementen von Komposita parallelisiert werden (vgl. hierzu Levi 1978). Vor diesem Hintergrund kann die Dimension der Argumentstruktur (AS) innerhalb der NP als Ankerpunkt für die diachrone Untersuchung von RAs in der Geschichte des Deutschen dienen, da zu fragen ist, inwieweit solche sogenannten thetischen (Terminus nach Fábregas 2007) RAs, also AS-basierte, denominale relationale Adjektive sich im Hinblick auf möglichen Sprachwandel von nicht-thetischen relationalen Adjektiven (Typ *gestriger Zufall, tönerner Krug, baldiges Schicksal*) unterscheiden. Neuere Studien, vor allem aus der theoretisch-vergleichenden Morphologie, haben bei denominalen RAs auf die Bedeutung der Argumentstruktur hingewiesen (vgl. z. B. Holzer 1996, Alexiadou & Stavrou 2011, Ramaglia 2011). Syntaktisch verbinden sich thetische RAs des Gegenwartsdeutschen dabei vorwiegend mit *-ung*-Nomina (1a–c) und nominalisierten Infinitiven (1d) in einer NP (Gunkel & Zifonun 2008: 293). In dieser Hinsicht unterscheiden sich RAs von qualitativen Adjektiven (QA), unabhängig davon, ob das Kopfnomen der jeweiligen NP eine Nominalisierung (wie in 2a) oder ein nominales Simplizium (wie in 2b) ist.

(2a) *schnelle/wichtige/direkte Unterstützung*
(2b) *schöne/dicke/mutige Katze*

Aufgrund ihres nicht-qualitativen, nicht-skalierbaren bzw. nicht-polaren Charakters (vgl. Fábregas 2007: 4) können RAs (3a) weder als Prädikativum fungieren (vgl. 3b), noch in komparativer (3c), adverbialer oder modifizierter Form (3d, einschließlich Negation und Diminution/Augmentation, vgl. Mravlag 2013) auftreten. Auch können RAs nicht nominalisiert werden (3e, vgl. z. B. Holzer 1996, Ganslmayer 2012: 138, Frevel & Knobloch 2005, Zifonun 2011 u. a.).

(3a) *(Die) richterliche Ernennung*
(3b) *#Die Ernennung ist richterlich.*
(3c) *#(Die) richterlichere Ernennung*
(3d) *#(Die) Ernennung läuft (sehr) (un-)richterlich.*
(3e) *#Die Richterlichkeit der Ernennung*

Werden RAs dennoch in Kontexten wie (3c) verwendet, nehmen RAs (4a) denominale QA-Lesarten mit der Form‚wie ein N / typisch für ein N' wie in (4b–c) an (vgl. Dornseiff 1921, Motsch 2004: 196 f., Trost 2006: 15 f.):

(4a) *studentisches Lernen* ‚Lernen von Studenten'
(4b) *studentischeres Lernen* ‚Lernen wie Studenten'
(4c) *Peter ist studentisch.* ‚Peter ist wie ein Student.'

Diese morphosyntaktischen wie semantischen Besonderheiten könnten erklären, warum es zu semantischen Blockierungen von RAs kommt und nur die QA-Lesart bestehen bleibt (vgl. 5a), oder warum verschiedene Affixe desselben lexikalischen Stammes verschiedene Interpretationen des Adjektivs auslösen (vgl. 5b für ein RA, 5c für ein QA):

(5a) *haariges Schneiden* *‚Schneiden von Haaren'
(5b) *kindliches Sprechen* > *Kind*
(5c) *kindisches Sprechen* > *Kind*

Eine diachron umfassende Untersuchung mit korpusgestützter Methodologie ist hier jedoch notwendig, um endgültige Aussagen treffen zu können, da die semantische Ableitbarkeit von RAs und QAs nicht nur synchron (Frevel & Knobloch 2005), sondern auch diachron i. d. R. unklar ist bzw. die heute existenten Konnotationen (wie *kindisch* ‚infantil, peinlich', vgl. 5c) nicht notwendigerweise von Beginn an existierten (Wilmanns 1896: 469).

Historisch gesehen scheinen rein formal einige Suffixe (vor allem *-isch, -lich, -ig*) für die Bildung von RAs prädestinierter zu sein als andere, was an der Distribution heutiger Belegen (z. B. *ärztlich*, vgl. Restriktionen wie **die Praxis ist ärztlich*) teilweise noch ablesbar ist (z. B. *-sam*, *-haft*; Zifonun 2011: 103), und auch einige semantische Dimensionen (z. B. Belebtheit, Verwandtschaft) werden in der Literatur als relevant für die diachrone Etablierung der Formenbildung diskutiert (Gunkel & Zifonun 2008: 286 ff.). Dem gilt es methodologisch Rechnung zu tragen. Gleichsam existieren aber auch einige Halbsuffixe und Pseudokomposita, die (vor allem umgangssprachlich) ebenfalls gegenwartssprachliche RAs bilden können, so dass man RAs weniger als geschlossene Gruppe als als offene Gruppe (vgl. hierzu Ganslmayer 2012: 144) annehmen kann, auch wenn lexikalisierte RAs mit entsprechenden synchronen Restriktionen (wie z. B. *gesundheitlich*, *kindlich*, aber **schönheitlich*) existieren. Neue Bildungen auf Basis von Halbsuffixen (6a) oder Pseudokomposition (6b) im heutigen Deutschen zeigen die Produktivität des Musters, auch wenn zur Erhebung seiner genauen Distribution, besonders im Hinblick auf die gesprochene Sprache, andere Methoden zum Einsatz kommen sollten.

(6a) ernährungstechnisches Vorbild
(6b) zeitbasierte Abrechnung

Generell ist jedoch aus der Historischen Morphologie bekannt, dass Suffixe – das gilt natürlich auch für die an der Bildung von RAs beteiligten Suffixe – einander diachron ablösen können, eine Entwicklung, die für jede Sprachstufe dokumentiert und diachron in Bezug auf möglichen Sprachwandel quantitativ wie qualitativ klassifiziert werden muss.

Was die Entstehung der RAs angeht, so ist, wie eingangs erwähnt, noch unklar, wann, warum und wie RAs in der Geschichte des Deutschen entstanden sind. Die Produktivität bei der Bildung von RAs könnte für jedes Suffix individuell begonnen haben und für einige von ihnen offenbar laut Literatur schon im Althochdeutschen (z. B. *-lich*, vgl. Wilmanns 1896: 476 f.). Gleichzeitig wird die Entstehung von RAs aber teilweise auch auf das Frühneuhochdeutsche (Hotzenköcherle 1968) oder das Mittelhochdeutsche (Grimm 1826) datiert, was den dringenden Bedarf einer empirischen, korpusgestützten Untersuchung des Phänomens stützt. Darüber hinaus könnte die Untersuchung von RAs dazu beitragen, mögliche Zusammenhänge mit morphologischen Alternativen der Modifikation (wie z. B. der Komposition, Attributen) für das Deutsche zu erhellen. Schließlich ist für einige morphologische Prozesse die Relevanz von Argumentstruktur, die auch für die Existenz von RAs eine wichtige Rolle spielen kann, sowohl sprachübergreifend (vgl. u. a. Marchis Moreno 2015) als auch historisch (vgl. Werner 2020) empirisch belegt ist.

Um eine mögliche Logik hinter derartigen Sprachwandelprozessen zu finden und um etwaige Verbindungen von RAs zu anderen morphologischen Mustern zu identifizieren, haben wir uns aus Gründen der Chronologie entschieden, mit der frühesten belegten Sprachstufe, also dem Altdeutschen, zu beginnen. Dies auch deshalb, weil in der deutschen historischen Linguistik Beispiele für RAs hinsichtlich ihrer Herkunft (zur Rolle nicht-nativer Suffixe vgl. Dornseiff 1921, Lauffer 1977) und Entwicklung sowie ihres individuellen Lexikalisierungsstatus generell für jede Sprachstufe noch größtenteils unklar bzw. nicht umfassend erhoben sind. Im Folgenden soll die methodische Vorgehensweise des RAHiG-Projekts nun exemplarisch anhand des Altdeutschen vorgestellt, mögliche Herausforderungen und Lösungsansätze erläutert und weitere Forschungsdesiderata skizziert werden.

2 Methodik

Ziel des Projekts ist die sprachstufenspezifische Ermittlung relationaler Adjektive in Diachronie und Synchronie im Rahmen von korpusgestützten Erhebungen (v. a. Ahd., As., Mhd., Fnhd., Nhd., Gegenwartsdt.). Für die hier vorzustellende Untersuchung wurde das Referenzkorpus Altdeutsch (ReA, Donhauser & Gippert & Lühr 2018), das Texte aus dem 8. bis zum 11. Jahrhundert enthält, gewählt. Das Korpus ist frei zugänglich und umfasst 1479 althochdeutsche Texte (614462 Tokens) und 142 altsächsische Texte (92305 Tokens) sowie lexikalische und morphosyntaktische Annotationen. Mit dieser Datenmenge als Startpunkt gliedert sich das methodische Vorgehen in folgende Schritte:

a) Bestimmung potenziell relevanter Adjektivsuffixe
b) Korpusabfrage anhand formaler Kriterien
c) Kontextsensitive Identifikation relationaler Adjektive
d) Analyse der identifizierten Belege

Diese vier Schritte werden im Folgenden jeweils genauer erörtert. Der Fokus des Artikels liegt damit, wie bereits angekündigt, vor allem auf den methodischen Herausforderungen und Potenzialen der Untersuchung anstatt auf den erzielten Ergebnissen. Deren Thematisierung muss im Rahmen des methodologischen Anspruchs des Artikels einer eigenen, genaueren Darstellung(en) vorbehalten bleiben.

a) Bestimmung potenziell relevanter Adjektivsuffixe

Um Beispiele für relationale Adjektive im ReA – und anschließend in weiteren Korpora – aufzuspüren, wurde zunächst theoretische Vorarbeit geleistet: Anhand der Forschungsliteratur wurde ermittelt, welches Suffix zu welcher Sprachstufe als produktiv galt. Da morphologische Produktivität unterschiedlich definiert wird (vgl. Bauer 2001), wurde dabei als Produktivitätsbegriff die Summe aller Produktivitätsdefinitionen in der Literatur zugrunde gelegt, damit möglichst alle produktiven Suffixmuster ermittelt werden können (‚maximum approach').

Aus diesen Recherchen in der Literatur wurde wiederum ein Inventar an althochdeutschen und altsächsischen Suffixen für die darauffolgende Korpusabfrage ermittelt, wobei graphematische Varianten des jeweiligen Suffixes (z. B. ahd. *-lîh, -lîch* für das Suffix nhd. *-lich*, ahd. *-isk*, *-isc* für nhd. *-isch*) – wenn sie nicht ohnehin bereits durch die Lemmatisierung des ReA abgedeckt waren – anhand des ahd. Wörterbuchs von Splett (1993) und des altsächsischen Wörterbuchs von Holthausen (1954) mitberücksichtigt wurden.

b) Korpusabfrage anhand formaler Kriterien

Im Zuge der Korpuserhebung wurde im ANNIS-Interface (Krause & Zeldes 2016) des ReA nach Nominalphrasen bestehend aus einem Adjektiv und einem Substantiv gesucht. In den Suchanfragen wurden dabei folgende formale Kriterien beachtet: Um für unsere Untersuchung als RA in Frage zu kommen, musste das Adjektiv jedenfalls attributiv sein, im Positiv auftreten und konnte einem Substantiv (Appellativum (= NN) vs. Eigenname (= NE)) sowohl vor- als auch nachgestellt sein (pränominale vs. postnominale Verwendung). Im Hinblick auf die Annotation des ReA ergaben sich durch diese Stellungsvarianz vier zu berücksichtigende POS-Kategorien, nämlich ADJ (= Adjektiv, attributiv), ADJN (= Adjektiv, attributiv, nachgestellt), ADJE (= Adjektiv, Bestandteil eines Eigennamens) und ADJNE (= Adjektiv, attributiv, nachgestellt, Bestandteil eines Eigennamens). Dementsprechend wurden für jedes Suffix nach Belegen dieser vier Kategorien gesucht, welche zusätzlich die oben genannten formalen Kriterien erfüllen. In Form von AQL-Suchanfragen, hier exemplarisch anhand von ahd. *-lih*, stellt sich dies wie folgt dar:

(7a) *lemma=/.*lih/ & pos=/ADJE?/ & inflection=/POS.*/ & posLemma=/N./ & #1_=_#2 & #1_=_#3 & #2_=_#3 & #1.#4*
(7b) *lemma=/.*lih/ & pos=/ADJNE?/ & inflection=/POS.*/ & posLemma=/N./ & #1_=_#2 & #1_=_#3 & #2_=_#3 & #4.#1*

Dem unter (7) angeführten Schema folgende Suchabfragen lieferten die Rohdaten der Erhebung, d. h. Nominalphrasen in ihrem Kontext und mit Metadaten. Diese wurden anschließend inkl. Token-ID und entsprechender Verlinkung zur weiteren Bearbeitung und kontextsensitiven Untersuchung extrahiert. Das Ahd. und Altsächsisch (As.) wurden dabei aufgrund der graphematischen Varianz und der unterschiedlichen Periodisierung der beiden Sprachstufen getrennt erhoben.

c) Kontextsensitive Bestimmung relationaler Adjektive

Wie in Abschnitt 1 thematisiert, spielt der Kontext eine zentrale Rolle für die Bestimmung von relationalen versus qualitativen Adjektiven. Diese Kontextabhängigkeit von RAs macht eine manuelle Sichtung der Belege auf Tokenebene für unsere Untersuchung unabdingbar. Um dezidiert etwaige semantische Ambiguität bestmöglich auszuschließen, wurden insofern alle Belege mehrfach überprüft und für die Interpretation schwierige Fälle nochmals doppelblind analysiert und anschließend die Ergebnisse verglichen projektintern diskutiert. Wie wichtig dieser auf Tokenbasis durchgeführte Analyseschritt ist, zeigen die Belegstellen in (8), in denen das Adjektiv *kindisc* je nach Kontext einmal als relational (8a) und einmal als qualitativ (8b) zu klassifizieren ist.

(8a) *Tho bót si mit gilústi thio* ***kíndigun brústi****; ni méid sih, suntar sie óugti, then gotes sún sougti.* ‚Da bot sie mit Freude die kindliche Brust [= zu einer Jungfrau gehörende Brust > RA] an; sie schämte sich nicht, sondern offenbarte sich, als die, die Gottes Sohn stillt.' (aus: Evangelienharmonie Otfrids von Weißenburg)
(8b) *... álso óuh ter ménnisco nâh tero* ***chíndiscun éinfalti****.* ‚... So wie auch der Mensch nach der kindlichen Einfalt [= Einfalt wie ein Kind > QA] [handelt].' (aus: Notkers Übersetzung von Martianus Capellas „De nuptiis Philologiae et Mercurii")

Während in (8a) tatsächlich die Brust eines „Kindes", nämlich jene der Jungfrau Maria, die Jesus in der Krippe stillt, gemeint ist, bezieht sich das Adjektiv *kindisc* in (8b) dagegen auf erwachsene Menschen, die, bedingt durch ihre kindesähnliche Einfalt, Sünden begehen.

Selbstverständlich wirken nicht alle Kontexte so desambiguierend wie in Beispiel 8. Bei manchen Belegen war nicht klar entscheidbar, ob es sich um ein eindeutig relationales Adjektiv handelt. Insbesondere in solchen Zweifelsfällen wurden zusätzlich historische Wörterbücher (z. B. Splett 1993, DWB) konsultiert, um RAs innerhalb

der jeweiligen NPs zu identifizieren. Dennoch nicht auflösbare ambige Fälle wurden letztendlich nicht in das final zu quantifizierende und weiterzuverarbeitende Datenmaterial aufgenommen, um höchste Datenqualität sicherzustellen. Ebenso wurden zudem Belege ausgeschlossen, die auf Annotationsfehlern (z. B. Adverbien statt Adjektiven) basierten sowie Belege, deren Kontext fehlte. Dies ist wichtig zu betonen, da das Gebot der Belegtransparenz in allen Schritten der Erhebung und Auswertung oberste Priorität hatte.

d) Analyse relationaler Adjektive

Die über im vorherigen Abschnitt dargestellten Prozess identifizierten RAs wurden im nächsten Schritt genauer analysiert, wobei verschiedene Aspekte des Phänomens in den Blick gerückt sind. Zuerst wurden die Adjektive morphologisch bzgl. der zugrundeliegenden Basis und deren Wortart und Wortbildung analysiert und hiernach sowie nach Suffix quantifiziert (vgl. 9):

(9a) ahd. *heithaft*$_{\text{ADJ}}$ ‚zum Priesterstand gehörig' > *heit*$_{\text{N}}$ (Simplex) ‚Priesterstand' + *-haft*

(9b) ahd. *brûtlouftlih*$_{\text{ADJ}}$ ‚hochzeitlich' > *brûtlouft*$_{\text{N}}$ (Determinativkompositum) ‚Hochzeit' + *-lih*

(9c) ahd. *lihhamhaftig* ‚körperlich' > *lihhamhaft*$_{ADJ}$ (Suffigierung) ‚körperlich' + *-ig*

(9d) ahd. *rehtlih*$_{\text{ADJ}}$ ‚rechtlich' > *reht*$_{\text{N}}$ (Simplex) ‚Recht, Gerechtigkeit, Gesetz' / *reht*$_{\text{ADJ}}$ (Simplex) ‚(ge)recht, berechtigt' + *-lih*

Folglich ist hier erstmals im Auswertungsprozess zusätzlich zur Analyse auf Token-Ebene ebenfalls eine Analyse auf Type-Ebene möglich, indem mehrere adjektivische Tokens auf einen adjektivischen Type zurückgeführt werden. Gleichsam ergeben sich bei der morphologischen Analyse aber auch Herausforderungen, da morphologisch ambige Belege existieren, deren Stamm eine Rückanbindbarkeit an eine entsprechende Wortart (z. B. N, ADJ) entweder gar nicht erlauben oder gleichzeitig auf mehrere Wortarten attribuierbar sind (siehe 9d, vgl. zu derartiger Ambiguität bei nominalen Komposita in der Diachronie z. B. auch Kopf 2021). Als Lösungsansatz für diese Problematik wurden Fälle ersterer Art, d. h. RAs mit unklarer Basis bzw. Segmentierung (z. B. *evangelisc* > **evangel*), ausgeschlossen, während für Fälle des zweiteren Typus (wie *itmalig* > *itmal* ADJ/N) jeweils eine eigene Wortart-Kategorie (z. B. hier: ADJ/N) eingeführt wurde. Letztere Entscheidung liegt darin begründet, dass bei der Grammatikalisierung von Suffixen (hierzu jüngst Kempf 2016) synchrone Kookkurrenz bzw. Konkurrenz (z. B. ahd. *lihhamhaftig*, *lihhamlih*, *lihhammisc*) bei gleichzeitigem Layering, d. h. dem gleichzeitigen Vorhandensein alter und neuer Formen, auch hinsichtlich der Basen (denominal bzw. deverbal; vgl. auch Werner 2012, Kap. 5–7 als Analogie zum nominalen Bereich) für die Interpretation der morphologischen Struktur von Bedeutung ist. So könnte bei-

spielsweise eine diachrone Abfolge von eindeutig adjektivischen Basen, ambigen Basen und eindeutig nominalen Basen auf einen stattgefundenen Reanalyse-Prozess hindeuten. Empirisch ist es im Hinblick auf RAs damit nicht nur auf Token-, sondern teils bei musterbildendem Auftreten auch auf Typeebene wichtig, morphologische Ambiguität(en) zu berücksichtigen.

Essentiell ist zudem, wie anfänglich erwähnt, neben der lexikalischen Basis auch das jeweils vorliegende Suffix in den Blick zu nehmen. Es stellen sich hier Fragen der Frequenz, der – in unserem konkreten Fall über das Type-Token-Ratio (TTR, vgl. z. B. Hartmann 2016) geschätzten – Produktivität und etwaiger semantischer Muster (z. B. exklusive Bildung von Stoffadjektiven, ethnischen Adjektiven) spezifischer Suffixe. All diese Fragen gilt es im Rahmen einer empirischen Beleganalyse zu klären, um ein möglichst umfassendes Bild relationaler Adjektive und ihrer historischen Entwicklung zu erhalten.

Dem Primat des ‚maximum approach' (s. auch Schritt a) folgt auch der nächste Analyseschritt: Da bei der korpusbasierten Untersuchung von RAs neben den relationalen Adjektiven selbst auch die gesamten NPs von Bedeutung sind, wurde im nächsten Schritt die Morphologie des Bezugsnomens (zB. +/- deriviert) untersucht (vgl. 10):

(10a) *buckin* + *bluot* ‚Blut des Ziegenbocks' (Simplex)
(10b) *faterlih* + *arm* ‚väterlicher Arm' (Simplex)
(10c) *rehtlih* + *girihti* ‚durch die Ordensregel vorgeschriebene Gerechtigkeit' (Derivation)
(10d) *buohkamarig* + *folliglihhi* ‚zur Bibliothek gehörige Fülle' (Derivation)

Hier musste – wie bereits bei der Analyse der RAs – zwischen Tokenebene (Kombination aus RA und Bezugsnomen) und Type-Ebene (insgesamt vorkommende Bezugsnomen) differenziert werden. Außerdem wurde auch – abermals anhand der historischen Wörterbücher sowie der Forschungsliteratur – die historische Produktivität möglicher Nominalisierungssuffixe ermittelt, um zu prüfen, ob möglicherweise bestimmte adjektivische Suffixmuster (z. B. -*lich*, -*ig*) mit bestimmten nominalen Suffixmustern (z. B. -*unga*, -*ida*) korrelieren.

Die Bezugsnomina wurden neben der formalen Analyse (z. B. +/- deriviert) schließlich auch semantisch auf Abstraktheit geprüft. Die Entscheidung für die jeweilige Interpretation wurde dabei einerseits auf Basis möglicher Abstraktsuffixe getroffen (z. B. ahd. -*î*, -*tuom*), andererseits aber auch auf Basis von weiteren formalen und semantischen Merkmalen (wie Pluralisierbarkeit, Eventsemantik). Neben den formalen Kriterien wurden auch die Bedeutungsangaben von Splett (1993) in die tokenindividuelle Interpretation miteinbezogen.

Schließlich wurde geprüft, ob den jeweiligen Belegstellen Argumentstruktur zugrunde liegt, d. h. ob es sich um thetische Adjektive handelt, wie in den folgenden Beispielen des Althochdeutschen:

(1) *faterlih erwirdi* ‚väterliche Ehrfurcht, Ehrfurcht gegenüber dem Vater'
(2) *naturlih saga* ‚natürliche Aussage, Aussage der Natur (Eingeweide prophezeien etw.)'

(3) *kuninglih giwalt* ‚königliches Herrschen'
(4) *menniscin unfesti* ‚menschliche Schwachheit'

Für diese Subgruppe relationaler Adjektive wurden die Analyseergebnisse der vorherigen Schritte erneut in den Blick genommen (u. a. Frequenz, Suffixmuster, Wortbildung der Basis usw.), um etwaige gruppenspezifische Muster zu erkennen. Hier wurden situativ auch relevante semantische Kriterien im Hinblick auf eine Relevanz bei der Auswertung (z. B. Belebtheit, Verwandtschaft, vgl. Gunkel & Zifonun 2008: 286 ff.) berücksichtigt. Außerdem wurde auch hier untersucht, inwieweit die Morphologie des Bezugsnomens mit den entsprechenden Types der Adjektive korreliert, um zu prüfen, inwieweit adjektivische und nominale Domäne im Kontext thetischer relationaler Adjektive syntaktisch miteinander interagieren.

3 Fazit und Ausblick

Synchron liegen bei der korpuslinguistischen Untersuchung von RAs sowohl auf Token- (z. B. RA vs. QA) als auch auf Type-Ebene (z. B. verbale vs. nominale RA-Basis) Ambiguitäten vor, wodurch es retrospektiv schwierig sein kann, gesicherte Aussagen zu treffen. Historische Wörterbücher (wie Splett 1993), die auch morphologische Aspekte mitberücksichtigen, sind hier eine wertvolle, wenn auch natürlich nicht immer ausreichende Stütze bei der individuellen Beleganalyse. Beispielsweise haben sich im Laufe der Untersuchung auch adjektivische Token mit RA-Lesart finden lassen, für welche historische Wörterbücher nur eine QA-Lesart als Bedeutung anführen. Ebenso hilfreich erweist sich das Vorhandensein frei zugänglicher, lemmatisierter und PoS-getaggter Korpora (wie dem hier genutzten ReA), die bereits direkt mit historischen Wörterbüchern verknüpft sind und die Suche nach konkreten formalen Kriterien (z. B. attributiver Gebrauch, Positiv, vgl. Abschnitt 2.2) ermöglichen.

Dennoch wäre in Zukunft noch eine stärkere morphologische Annotation historischer Korpora wünschenswert, da deutsches Sprachmaterial bislang gerade im Hinblick auf die Wortbildung (im Gegensatz zu lexikalischen und morpho-syntaktischen Aspekten wie Wortart, Genus oder Numerus) üblicherweise nicht ausgezeichnet ist und insofern gerade morphologische Untersuchungen aktuell noch vieler manueller Analyseprozesse bedürfen. Außerdem könnten teilweise aktuellere, modernen Methoden der New Philology unterliegende Editionen mit noch umfassenderen Übersetzungen der historischen Belege zielführend sein, um teils noch genauere Aussagen treffen und detailliertere Interpretationen tätigen zu können.

Hinzu kommt bei der semantischen Interpretation die klassische Crux bei der Interpretation: Historische Lesarten (QA vs. RA) sind vor der eigenen Erfahrungswelt heutiger Bedeutungen teils schwer rekonstruierbar bzw. nachvollziehbar, so dass bei der semantischen Interpretation im Zweifelsfall empirische Zurückhaltung zu üben

ist. So kann ein mögliches Beobachterparadoxon bzw. entsprechende, daraus resultierende Beschreibungsartefakte vermieden werden. Zudem gilt es, Ambiguität(en) im untersuchten Datenmaterial offenzulegen und aktiv in die methodische Vorgehensweise einfließen zu lassen. Derartige Transparenz ist unabdingbar, da vorhergehende Schritte (z. B. hier Inventar an zu suchenden Suffixen, Korpusabfragen, Ausschluss von potenziellen QA-Belegen) nachfolgende Analyseergebnisse maßgeblich prägen. Nur durch kontinuierliche Dokumentation und Reflektion der Methodik kann die Validität und – für das RAHiG-Projekt, das Daten vom Althochdeutschen bis zum Gegenwartsdeutschen erhebt, von besonderer Bedeutung – die (diachrone) Vergleichbarkeit der empirischen Ergebnisse gesichert werden.

Mit diesem Gedanken soll hier abschließend ein kurzer Ausblick auf das weitere Voranschreiten des Projekts gegeben werden: Am Ende des Projekts werden relationale Adjektive aus verschiedenen Sprachstufen des Deutschen inklusive der jeweiligen Belegstelle im Korpus manuell identifiziert worden sein und als Datensammlung vorliegen. Um diesen Projektoutput auch künftigen Forschungsprojekten zur Verfügung zu stellen, ist geplant, die Daten nach Projektabschluss in einem digitalen Repositorium zu hinterlegen und/oder in Form einer zusätzlichen Annotationsinformation in bestehende digitale Plattformen einzuspeisen. Überdies werden neben der korpusbasierten Untersuchung von RAs ergänzend auch andere methodische Ansätze erprobt: Um etwa mögliche Verbindungen zu verwandten Wortbildungsmustern wie der Komposition (Typ *kindliches Lernen / Kinderlernen*) für das Gegenwartsdeutsche zu ermitteln und mögliche Präferenzen im aktuellen Sprachgebrauch (auch im Hinblick auf etwaige Sprachwandeltendenzen) zu eruieren, besteht eine weitere Komponente des Projekts in der Durchführung psycholinguistischer Experimente, besonders da sich relationale Adjektive in syntaktischer Hinsicht wie Substantive verhalten (Fábregas 2007: 3). RAs als Phänomen an der Schnittstelle von Morphologie, Syntax und Semantik erweisen sich damit sowohl inner- als auch außerhalb korpusbasierter Untersuchungen als wichtiger Untersuchungsgegenstand, der eine Vielfalt an unterschiedlichen linguistischen Schwerpunktsetzungen und auch außerlinguistisch verschiedenste Anknüpfungsmöglichkeiten an angrenzende Disziplinen (wie der Literaturwissenschaft oder den Digital Humanities) erlaubt.

Literaturverzeichnis

Alexiadou, Artemis & Melitha Stavrou (2011): Ethnic Adjectives as Pseudo-Adjectives: A Case Study on Syntax-Morphology Interaction and the Structure of DP. In: Studia Linguistica 65/2, 117–146.

Bally, Charles (1944): Linguistique générale et linguistique française. Berne.

Bauer, Laurie (2001): Morphological productivity. Cambridge.

Donhauser, Karin, Jost Gippert & Rosemarie Lühr (Hrsg.) (2018): Deutsch Diachron Digital. Referenzkorpus Altdeutsch (ReA). Humboldt-Universität zu Berlin. http://www.deutschdiachrondigital.de/rea (Stand: 22.10.22).

Dornseiff, Franz (1921): Das Zugehörigkeitsadjektiv und das Fremdwort. In: GRM 9, 193–200.

Fábregas, Antonio (2007): The internal structure of relational adjectives. In: Probus 19/1, 1–36.
Frevel, Claudia & Clemens Knobloch (2005): Das Relationsadjektiv. In: Knobloch, Clemens & Burkhard Schaeder (Hrsg.): Wortarten und Grammatikalisierung. Perspektiven in System und Erwerb. (Linguistik – Impulse & Tendenzen 12) Berlin/Boston, 151–175.
Ganslmayer, Christine (2012): Adjektivderivation in der Urkundensprache des 13. Jahrhunderts: Eine historisch-synchrone Untersuchung anhand der ältesten deutschsprachigen Originalurkunden. (Studia Linguistica Germanica 97) Berlin/Boston.
Grimm, Jacob (1826): Deutsche Grammatik. Bd. 2. Göttingen.
Gunkel, Lutz & Gisela Zifonun (2008): Constraints on relational-adjective noun constructions. A comparative view on English, German and French. In: Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik 56/3, 283–302.
Hartmann, Stefan (2016): Wortbildungswandel. Eine diachrone Studie zu deutschen Nominalisierungsmustern. (Studia Linguistica Germanica 125) Berlin/Boston.
Holzer, Peter (1996): Das Relationsadjektiv in der spanischen und deutschen Gegenwartssprache. Wilhelmsfeld.
Holthausen, Ferdinand (1954): Altsächsisches Wörterbuch. Münster.
Hotzenköcherle, Rudolf (1968): Gegenwartsprobleme im deutschen Adjektivsystem. In: Neuphilologische Mitteilungen 69, 1–28.
Kempf, Luise (2016): Adjektivsuffixe in Konkurrenz. Wortbildungswandel vom Frühneuhochdeutschen zum Neuhochdeutschen. (Studia Linguistica Germanica 126) Berlin/Boston.
Kopf, Kristin (2021): Eine Heuristik zur Erkennung von N+N-Komposita im Frühneuhochdeutschen. In: Ganslmayer, Christine & Christian Schwarz (Hrsg.): Historische Linguistik. Theorien – Methoden – Perspektiven (= Germanistische Linguistik 252–254). Hildesheim/Zürich/New York, 187–223.
Krause, Thomas & Amir Zeldes (2016): ANNIS3. A new architecture for generic corpus query and visualization. In: Digital Scholarship in the Humanities 31. https://doi.org/10.1093/llc/fqu057 (Stand: 22.10.22).
Lauffer, Hartmut (1977): Sprachwandel durch Interferenz beim Adjektiv. In: Kolb, Herbert & Hartmut Lauffer (Hrsg.): Sprachliche Interferenz. Festschrift Werner Betz. Tübingen, 436–462.
Levi, Judith N. (1978): The Syntax and Semantics of Complex Nominals. New York.
Marchis Moreno, Mihaela (2015): Relational adjectives as interfaces. In: Studia Linguistica 69/3, 304–332.
McNally, Louise & Gemma Boleda (2004): Relational adjectives as properties of kinds. In: Bonami, Olivier & Patricia Cabredo Hofherr (Hrsg.): Empirical Issues in Formal Syntax and Semantics 5. Berlin, 179–196.
Motsch, Wolfgang (2004): Deutsche Wortbildung in Grundzügen. 2. Aufl. Berlin.
Mravlag, Hedwig (2013): Relationsadjektive im Deutschen, Französischen und Russischen. Innsbruck.
Ramaglia, Francesca (2011): Adjectives at the Syntax-Semantics Interface. München.
Splett, Jochen (1993): Althochdeutsches Wörterbuch. Analyse der Wortfamilienstrukturen des Althochdeutschen, zugleich Grundlegung einer zukünftigen Strukturgeschichte des deutschen Wortschatzes. Berlin/New York.
Ten Hacken, Pius (2019): Relational adjectives between syntax and morphology. In: SKASE Journal of Translation and Interpretation 19/1, 77–92.
Thomas, Barbara (2002): Adjektivderivation im Nürnberger Frühneuhochdeutsch um 1500. Eine historisch-synchrone Analyse anhand von Texten Albrecht Dürers, Veit Dietrichs und Heinrich Deichslers. (Wortbildung des Nürnberger Frühneuhochdeutsch 3) Berlin/New York.
Trost, Igor (2006): Das deutsche Adjektiv. Untersuchungen zur Semantik, Komparation, Wortbildung und Syntax. Hamburg.
Werner, Martina (2012): Genus, Derivation und Grammatikalisierung. Zur Funktion der Suffigierung und verwandter Phänomene im Deutschen. Berlin/Boston.

Werner, Martina (2020): Zur Entwicklung nominalisierter Infinitive und ihrer diachronen Integration in die Morphologie des Deutschen. In: Linguistik online 102/2, 155–181.

Wilmanns, Wilhelm (1896): Deutsche Grammatik. Gotisch, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch. Band 2: Wortbildung. Straßburg.

Zifonun, Gisela (2011): Relationale Adjektive – ein „klassisches“ Muster im europäischen Vergleich. In: Deutsche Sprache 9/2, 98–112.

Alexander Lasch

Am Brunnen steh ich lange

Die Bedeutung von Adverbien auf *-e* für historisch-konstruktionsgrammatische Analysen

1 Hinführung

In diesem knappen Beitrag wird gezeigt, weshalb sich Adverbien aufgrund spezifischer morphologischer Markierungen für korpuslinguistisch orientierte historisch-konstruktionsgrammatische Analysen in besonderer Weise anbieten. Dazu muss ein Vorschlag weiter ausgebaut werden, den ich an anderen Stellen zunächst auf Konstruktionen der Perfektivität und der Faktizität (Lasch 2023; vgl. auch Zima 2021: 238–241) bezog. Hier wird dagegen auf Konstruktionen der Modalität (im Kontext von Negationen bereits in Lasch 2020, Lasch 2022) mit Adverbien wie *lange* im titelgebenden Eichendorff-Zitat einzugehen sein. Rahmend sind (1) Vorüberlegungen zu Konstruktionen als *Bedeutungs-Form-Paaren* anzustrengen, bevor (2) Adverbien in Konstruktionen der Modalität in einem semantisch motivierten Konstruktion analysiert werden können, um (3) die Relevanz von Adverbien für konstruktionsgrammatische Studien am Beispiel des *Referenzkorpus Mittelhochdeutsch* (ReM) zu illustrieren.

2 *Bedeutungs-Form-Paare* im semantisch motivierten Konstruktikon einer gebrauchsbasierten Konstruktionsgrammatik

Konstruktionen (z. B. nach Goldberg 2006: 5, 2013: 17–19; Ziem & Lasch 2013: 9–17 und präzisierend 77) sind sprachliche gestalthafte Einheiten, die aus Sprachgebrauch als *form-meaning pairs* unterschiedlicher Komplexität und Schematizität emergieren. Mit ihrer Hilfe perspektivieren Sprachbenutzer:innen Wahrnehmungsgegenstandsausschnitte (Köller 2004: 9) in spezifischer Weise (vgl. zuletzt Lasch 2020): Konstruktionen sind also Formate sprachlichen Wissens (vgl. bspw. Croft & Cruse 2004; Croft 2001, 2013; Goldberg 2006, 2013, 2019 oder Ziem & Lasch 2013). An verschiedenen Stellen (Lasch 2022 und 2023 sowie fortlaufend unter https://kurzelinks.de/BedeutungsForm Paar, Stand: 28.02.2023, vgl. einführend auch Zima 2021: 138–241) plädiere ich dafür, Konstruktionen als *Bedeutungs-Form-Paare* aufzufassen – das hat freilich Konsequen-

https://doi.org/10.1515/9783110784282-005

zen für die Analyse von Adverbien als Geltungsmodifikatoren in einem semantisch motivierten Konstruktikon, wie im Folgenden kurz dargestellt wird.[1]

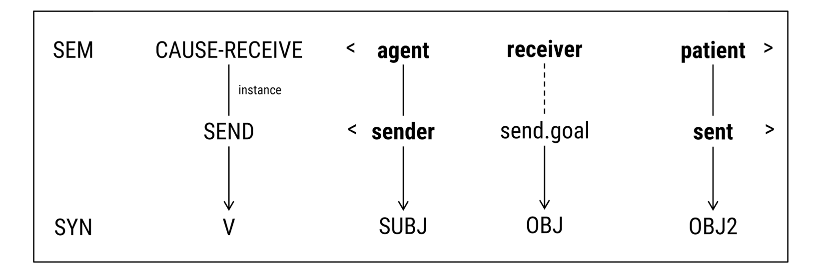


Abb. 1: Interne Struktur der *Ditransitivkonstruktion* mit *send* (Goldberg 1995: 53).

Die interne Struktur der *Distransitivkonstruktion* nach Goldberg (Abb. 1) zeigt an, dass auf der formalen Ebene dieser *cause receive*-Konstruktion zwei Objekte realisiert sind. Noch 2019 nennt Goldberg Konstruktionen dieses Typs *double-object-constructions* – auch in der Auffassung von Konstruktionen als *form-meaning pairs* wird deutlich, dass Goldberg zunächst auf die Formseite von gestalthaften sprachlichen Einheiten blickt. Dieses Modell wurde in den letzten Jahren weiterentwickelt. (1) Der relationalen Kategorisierung folgte eine Phrasenannotation auf formaler Ebene; aktuell wird eine Minimalannotation ([[V][N_{NOM}][N_{DAT}][N_{AKK}]]) bevorzugt, die auf Wortartenannotationen setzt, das Konzept ‚Wortart' aber gleichzeitig kritisch reflektiert. Auf der anderen Seite (2) wurde die Orientierung auf formale Merkmale sprachlicher Einheiten hinterfragt. Statt jedoch von einer *double-object-construction* zu sprechen, wird der Begriff *Transferkonstruktion* [[V][N_{NOM}][N_{DAT}][N_{AKK}]] gewählt, um die spezifische Perspektivierungsleistung der Konstruktion zu betonen. In Abb. 2 ist in eine solche Konstruktion das Verb *stricken* eingebettet. Die Bedeutung dieses Verbs steht nicht in direkter Relation zur Konstruktionsbedeutung des Transfers, sondern hebt das Ergebnis einer Handung hervor. Nicht alle Rollen,[2] die konstruktional angelegt sind – Agens (AG), Benefaktiv (BEN) und Affiziertes Objekt (AOB) –, fusionieren (durchgezogene Linie) daher.

1 Aus forschungspraktischer Perspektive – und nicht, um den holistischen Anspruch der Konstruktionsgrammatik zu relativieren – werden in diesem Beitrag nur sprachliche Einheiten bis zur Periphrasengrenze thematisiert (vgl. Goldberg 2013: 17–19, 2019).

2 Das nicht abgeschlossene Set semantischer Rollen für die gebrauchsbasierte Konstruktionsgrammatik wurde u. a. beginnend in Ziem & Lasch 2013 in Anlehnung an von Polenz (2008, zuerst 1985) adaptiert und nach und nach ausgebaut. Zum aktuellen Stand vgl. https://kurzelinks.de/SemantischeRollen, Stand: 28.02.2023.

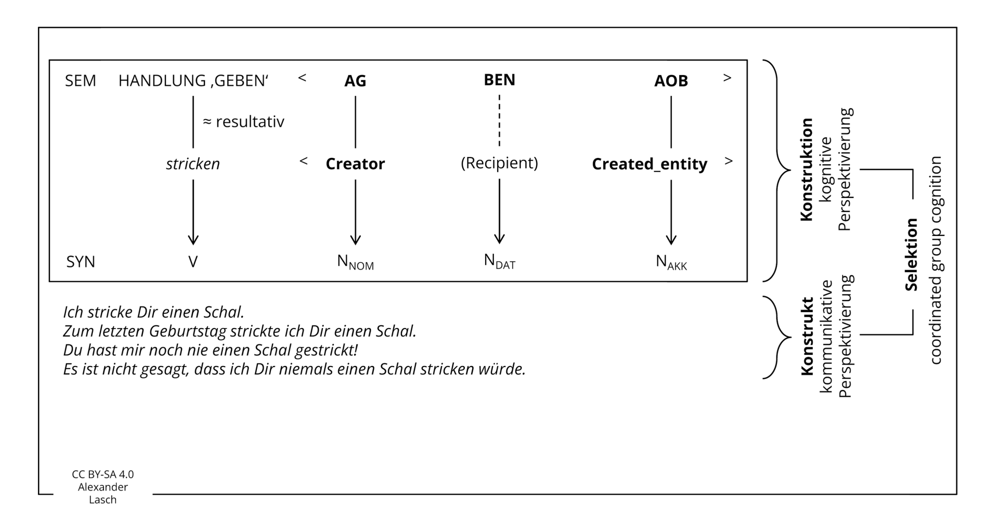


Abb. 2: Transferkonstruktion mit dem Verb *stricken.*

Die Darstellung orientiert sich weiter – trotz aller Fragen der direkten Übertragbarkeit[3] – anders als noch Goldberg an Ergebnissen framesemantischer Analysen. *Creator* und *created_entity* sind Kernelemente (*core elements*) des Frames *creating*, dem *stricken* als lexikalische Einheit (*lexical unit*) üblicherweise zugeordnet wird. Neben den genannten Kernelementen ist im Framenet allerdings auch ein Nichtkernelement (*non-core element*) *recipient* angelegt (https://framenet2.icsi.berkeley.edu/fnReports/data/frameIndex.xml?frame=Creating, Stand: 28.02.2023). Die Transferkonstruktion erzwingt den Benefaktiv (*coercion*) (gestrichelte Linie, Abb. 2), der im Frame *creating* als *non-core element* angelegt ist. Diesen semantischen Kategorisierungen sind formal identifizierbare Elemente zugeordnet (SYN). Um den Unterschied zwischen Konstruktion – also der schematischen Abstraktion – und den im Sprachgebrauch beobachtbaren Konstrukten operationalisieren zu können, kann auf das Konzept der kognitiven und kommunikativen Perspektivität zurückgegriffen nach Köller (2004: 22) zurückgegriffen werden. Die *kognitive Perspektivität*, die die Bezeichnung der Konstruktion als Transferkonstruktion motiviert, lässt sich anhand von konkreten Realisierungen und deren *kommunikativer Perspektivität* erschließen, die außerdem offenbaren, dass z. B. in *Du hast mir lange keinen langen Schal gestrickt!** neben der Transferkonstruktion Konstruktionen der Perfektivität und Konstruktionen der Modifikation (Negation und adverbiale Modifikation) zu identifizieren sind. Mit der analytischen Differenzierung können also komplexe Verhältnisse des Eingebettetseins und Konstruktionsverschränkungen unterschiedlicher

3 In Düsseldorf wird an einer deutschen Variante des Framenets ausgehend von einer Übersetzung des Berkeleyer FrameNet (Version 1.7) gearbeitet. Dieses ist erreichbar unter https://gsw.phil.hhu.de/framenet/frameindex, Stand: 01.12.2021.

Schematizität sichtbar gemacht werden, die auf der Basis des semantischen Kriteriums der Perspektivität das Modellieren eines semantisch motivierten Konstruktikons, als einem ‚Netzwerk' von Konstruktionen, erlauben. Die (meist unbewusste) *Selektion* und Realisierung von Konstrukten aus Konstruktionen von subjektiven Perspektivierungen her können über Prozesse des *construals* erklärt werden (vgl. zusammenfassend besonders Verhagen 2007): „Construal is our ability to conceive an portray the same situation in alternate ways. In cognitive linguistics, the term indicates an array of conceptual factors (such as prominence [and selection, *perspective*, *dynamicity*, *imagination*]) shown to be relevant for lexical and semantic description." (Langacker 2015: 120)

3 Adverbien in Konstruktionen der Modifikation

3.1 Was ‚sind' Adverbien?

Im Weiteren werden unter *Adverbien* zunächst die sprachlichen Einheiten verstanden, die gemeinhin der lexikalischen Wortklasse *Adverb* zugeordnet werden wie *lange* in *Du hast mir lange keinen langen Schal gestrickt!** (Abb. 2). Sprachliche Einheiten, die *adverbial gebraucht werden können*, seien vorerst kurz ausgeklammert. Das ist allerdings nur der Darstellung geschuldet; im hier vorgestellten Beschreibungsansatz ist diese Differenzierung lediglich eine analytische.

> Adverbien stellen eine heterogene und deshalb schwierig zu definierende Wortart dar. Ihre Gemeinsamkeit besteht darin, unflektierbar zu sein – abgesehen von der Tatsache, dass einige wenige komparierbar sind – und im Vorfeld von Verbzweitsätzen, d. h. vor dem finiten Verb, stehen zu können [...]: *Heute regnet es*. Dieses syntaktische Kriterium hebt die Adverbien von den anderen Nichtflektierbaren ab. Ansonsten handelt es sich um eine ziemlich heterogene Gruppe. Selbst eine Unterscheidung in mehr oder weniger prototypische Adverbien ist nicht einfach: ‚Der Prototyp hält sich verborgen' (Eisenberg 2002a: 61). Am nächsten dürften dem jedoch die Situierungsadverbien (wie *hier*, *dort, heute*, *immer*) kommen, die sehr frequent sind und den größten Anteil an den Adverbien stellen. (Duden 4 ^{9}2016: 581).

Die nähere Bestimmung in der *Duden*-Grammatik, die im Vergleich zur letzten Auflage auch an keiner Stelle geändert wurde (vgl. Duden 4 ^{8}2009: 569), weist Adverbien (1) zum ersten als eine äußerst heterogene Wortklasse aus, die sich weder formal noch (semantisch) prototypisch genau eingrenzen ließe, sich aber dennoch durch morphosyntaktische Merkmale von anderen Gruppen unterscheidet – erst durch diese Unterscheidung werden sie (ex negativo) als eine Wortklasse konturiert.

> Entgegen der eigentlichen Bedeutung von ‚Adverb' müssen sich Adverbien nicht immer auf das Verb beziehen bzw. sich syntaktisch in dessen Nähe befinden. Adverbien können neben dem Verb auch Adjektive, andere Adverbien, Substantive, nicht selten auch den ganzen Satz modifizieren. (Duden 4 ^{9}2016: 581)

(2) Zum zweiten sind Adverbien auch funktional im Hinblick auf ihre Bezüglichkeit nicht festgelegt – es sind, wie oben bereits kurz angedeutet, prototypische Geltungsmodifikatoren, die sich auf alle anderen sie umgebenden sprachlichen Einheiten beziehen können, ohne dass es hierfür bis auf die wenigen in der *Duden*-Grammatik genannten Spezifika zu geben scheint, wie z. B. genau festgelegte Positionen in satzwertigen Konstruktionen, Intonation usw. Für Grammatikbeschreibungsansätze stellen sich beide Herausforderungen sowohl bei der Analyse sprachlicher Einheiten, die der Wortklasse Adverb zugerechnet werden, als auch bei jenen, die adverbial gebraucht werden wie Orts- oder Richtungsangaben mit Präposition.

3.2 Adverbien im semantisch motivierten Konstruktikon

Neben der Bestimmung dessen, was eine Konstruktion sei, beschäftigte sich Goldberg schon früh mit dem, was Fillmore als Kontinuum zwischen Syntax und Lexikon bezeichnete. Goldberg 2019 konzeptualisiert dieses Kontinuum *constructicon* als ‚Netzwerk', andere modellieren Schichten in einem formorientierten Mehrebenenmodell (vgl. Boas & Ziem 2018) oder nutzen die Metapher des ‚Universums' (wie bspw. Boas) – zusammenfassend lässt sich kurz sagen, dass dies vorläufige Überlegungen zu Modellierungen von Sprachwissen sind, die je die Form- *oder* Bedeutungsseite von Konstruktionen für die Relationierung relevant setzen.

In diesem Beitrag wird (vgl. Lasch 2013 und 2022 sowie fortlaufend unter https://www.gls-dresden.de/?s=bedeutungsformpaar, Stand: 28.02.2023, vgl. einführend auch Zima 2021: 138–241) der Vorschlag eines semantisch motivierten Konstruktikons am Beispiel *er strickt einen Schal** mit dem Fokus auf Konstruktionen der Modalität erläutert. Die beschriebene Transferkonstruktion (vgl. Abschnitt 1) *er strickt ihm einen Schal** bettet gestalthaft, und nicht ad hoc, eine Agens-Handlung-Konstruktion (*er strickt einen Schal**) ein. Hinsichtlich Faktizität, Perfektivität, Temporalität (hier im Präsenz unmarkiert) und Modalität ist sie nicht zu analysieren, wohl aber das hervorgehobene Beispiel *er hat ihm lange keinen Schal gestrickt**. Konstruktionen der Modalität (Negation *keine* [vgl. dazu Lasch 2020 und 2022] und zusätzliche temporale Modalisierung durch Adverb *lange*) betten die Konstruktionen der Temporalität (Präsens) und der Perfektivität (Präsensperfekt, vgl. dazu Lasch 2023), also der Abgeschlossenheit, gestalthaft (und nicht ad hoc) ein, ohne dass die kognitive Perspektivität der Transferkonstruktion (vgl. oben Abschnitt 1 mit Abb. 2) verändert würde.

Die Unbestimmtheit des Bezugs (vgl. Abschnitt 2.1, Punkt 2) von Adverbien oder von sprachlichen Einheiten, die adverbial im Sinne der Konstruktionen der Modalität gebraucht werden, ist unter den hier diskutierten Annahmen nicht auszumodellieren; dies hätte Einbettungsverhältnisse auf unterschiedlichen konstruktionalen Komplexitätsniveaus zur Folge. Vielmehr handelt es sich um Konstruktionen hoher Schematizität wie Negationen, die für die Geltungsmodifikation anderer Konstruktionen (vgl. Abb. 3) zur Anwendung kommen können. Auch die Heterogenität der ‚lexikalischen Wortklasse'

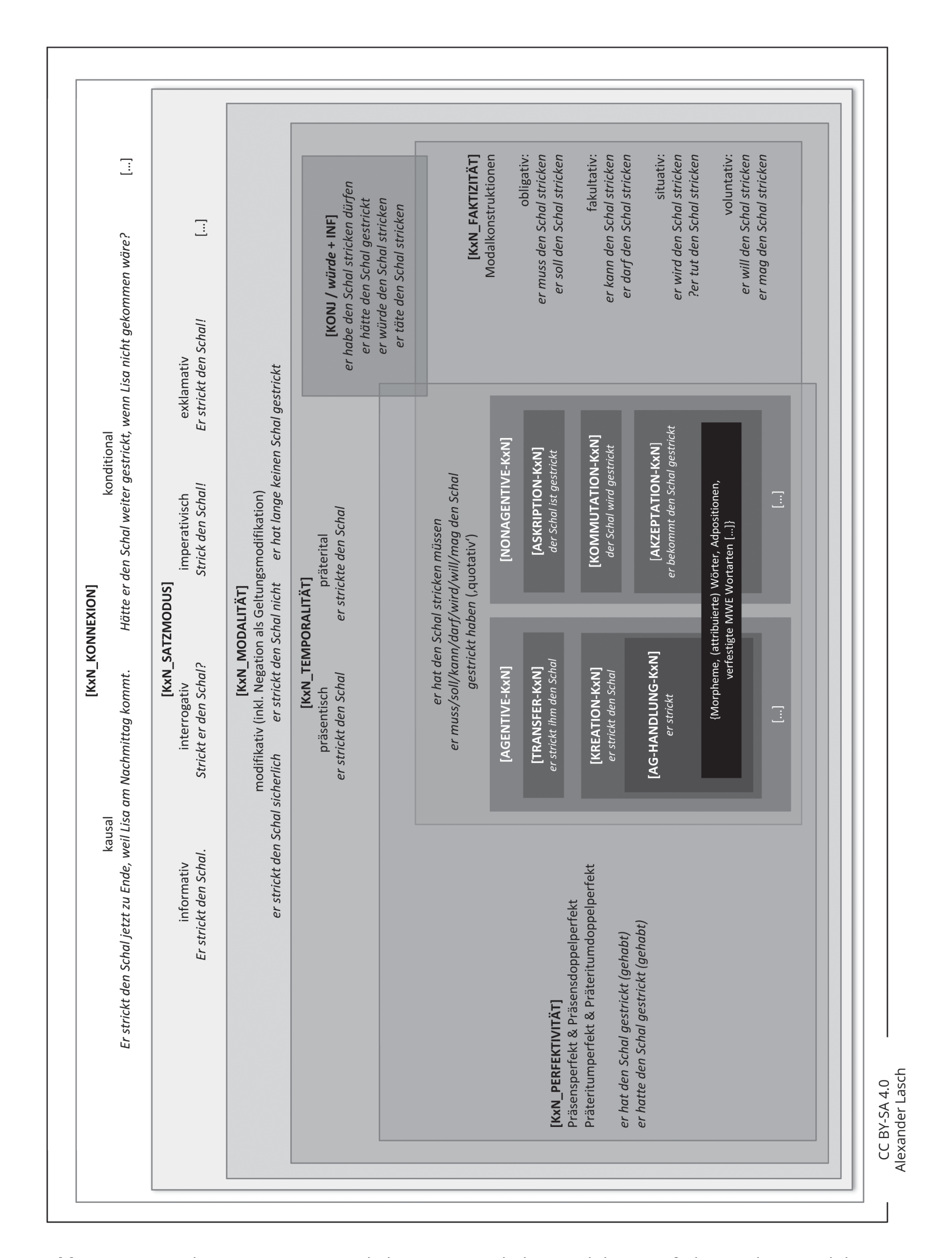


Abb. 3: Semantisch motiviertes Konstruktikon. Hervorgehoben sind die Transferkonstruktion und die Konstruktion der Modalität.

(vgl. Abschnitt 2.1, Punkt 1) und mehr noch die Heterogenität der sprachlichen Einheiten, die im Sinne der beschriebenen Geltungsmodifikation gebraucht werden können (*er hat ihm im Urlaub lange keinen Schal (mehr) gestrickt**), stellt ein *semantisch motiviertes Konstruktikon* nicht vor die Herausforderung der Notwendigkeit einer Kategorisierung formal höchst unterschiedlicher sprachlicher Einheiten – denn im Grunde ist ihre Leistung für die Perspektivierung von Konstruktionen auf einem abstrakten Niveau identisch. Voraussetzung dafür ist jedoch die Annahme der Konstruktion als *Bedeutungs-Form-Paar* und eine sorgfältige Weiterentwicklung von semantischen Rollen, nach denen sie freilich bedeutungsseitig ausdifferenziert werden können (Modifikativ [MOD] > Locativ [LOC] / Temporativ [TE] usw. vgl. oben Anm. 2), sowie die weitere Adaptation des framesemantischen Beschreibungsansatzes auf die Varietäten des Deutschen (vgl. oben Anm. 3).

4 Die Bedeutung von Adverbien auf *-e* in historisch-konstruktionsgrammatischen Analysen

Das titelgebende Zitat *Am Brunnen steh ich lange* aus Eichendorffs *Rückkehr* weist mit *lange* (Temporativ [TE]) und *am Brunnen* [Locativ [LOC]) zwei sprachliche Einheiten auf, die auf den ersten Blick Indikatoren sein könnten für eine schematische Konstruktion der Geltungsmodifikation. Allerdings ist der Locativ *am Brunnen* im konkreten Beispiel Teil einer Konstruktion niederer Schematizität, die der Positionierung im Raum dient. Konstruktionen dieser Art setzen Locative entweder als Ortsbezüge (Origativ [OR: *ich komme aus Frankfurt**] oder Destination [DES: *ich komme in Frankfurt an**]) bzw. Richtungsangaben (Direktional [DIR: *ich fahre nach Frankfurt**]) voraus. *Lange* hingegen erweist sich als Element einer Konstruktion der Geltungsmodifikation.

Wie oben (Abschnitt 2.1) zitiert, weisen einige Adverbien eine relativ hohe und stabile Frequenz auf. Dies gilt neben *hier*, *dort*, *heute* und *immer* (vgl. Duden 4 [9]2016: 581) auch für *lange* (vgl. Abb. 4) – und dies schon ziemlich lange, weshalb sich einige von ihnen in besonderem Maße als Anker für konstruktionsgrammatische Analysen mit diachroner Orientierung eignen. Adverbien wie *lange* kommt dabei eine besondere Bedeutung zu. Denn *lange* gehört zu einer Gruppe von deadjektivischen Adverbien, die sich morphologisch markiert durch Suffix *–e* zu einem Adjektiv etablieren (*lanc-lange*) und für die Varietäten des Deutschen bereits im 11. Jahrhundert zum festen Bestand gehören (vgl. Paul § M 32–35). Konstruktional sind diese Adverbmarkierungen als reihenbildende Elemente aufzufassen, die eine strukturelle Bedeutung sichtbar machen – vergleichbar etwa der morphologischen Markierung von *un*-Adjektiven; ohne aber, dass, wie bei Adjektiven, diese Möglichkeit ad hoc zur Verfügung stünde (vgl. Lasch 2020 und 2022). Ihre Identifikation in größeren sprachlichen Einheiten ermöglicht es (1) zum einen, Aussagen über die Qualität und Struktur von Untersuchungskorpora zu machen. Zum anderen können sie (2) als Indikatoren für Konstruktionen der Geltungsmodifikation morphologisch markiert leicht aufgespürt

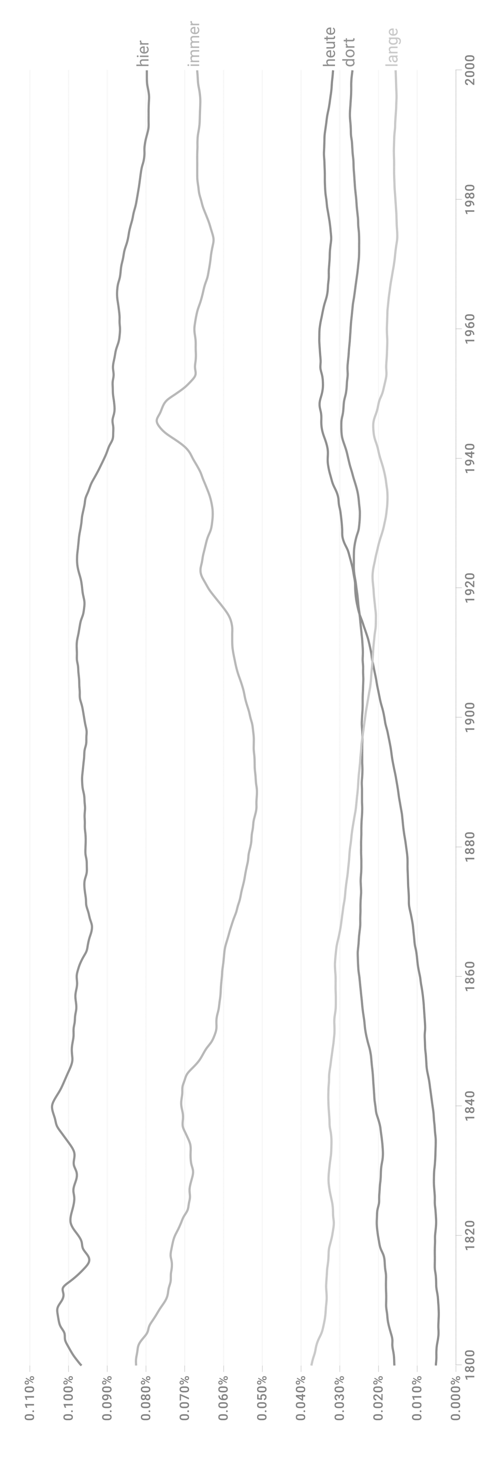


Abb. 4: Frequenz der Adverbien *hier*, *heute*, *immer*, *lange* in deutschsprachigen Drucken im *Google Books Ngram Viewer* zwischen 1800 und 2000 (https://kurzelinks.de/00yj, Stand: 30.11.2021).

werden und so die Analyse von beherrschbaren Korpusausschnitten erlauben, da sie die Perspektivität von Konstruktionen, die sie einbetten, gemäß der Prämissen des hier vorgestellten Grammatikbeschreibungsansatzes nicht verändern.

4.1 Analysen im *Referenzkorpus Mittelhochdeutsch* (ReM) – Suchoperationen und notwendige Normalisierung

Für die Analyse von historischen Sprachdaten stehen unterschiedliche Korpora und Untersuchungsumgebungen zur Verfügung, für das Mittelhochdeutsche etwa kann mit dem *Referenzkorpus Mittelhochdeutsch (1050–1350)* gearbeitet werden (https://www.linguistics.rub.de/rem/, Stand: 04.12.201; zur Einführung vgl. Dipper 2015). Die annotierten Korpusdaten erlauben es, gezielt nach Wortklassen mit spezifischen morphologischen Eigenschaften zu suchen und die Suchergebnisse temporal wie nach Wissensdomäne einzugrenzen. Allerdings ist die Schichtung der Korpora im ReM und deren unterschiedlicher Umfang mit in die Analyse einzubeziehen. Des Weiteren ist auch die Zuordnung zu Wissensdomänen nicht kategorisch ausschließend, so dass Texte verschiedenen Domänen zugeordnet werden können. Aussagen über Verteilungen werden so, ganz unabhängig von der Frage nach der Zuverlässigkeit der Annotation bestimmter Wortarten, die sich immer stellt, ganz erheblich erschwert. Um eine Normalisierung der Daten zu erreichen, bieten sich bspw. im ReM zwei einfache Operationen an, um Aussagen über die Verteilung sprachlicher Einheiten etwas belastbarer zu machen. In einem ersten Schritt wird mittels Suchabfragen einer häufigen sprachlichen Einheit, z. B. Nomina, die Präzision der Annotation und der Schichtung der Korpora abgeprüft. Dazu sind insgesamt drei unterschiedliche Suchabfragen notwendig, die ich der Einfachheit halber im Folgenden *Einfachabfrage*, *Komplexabfrage* und *Detailabfrage* nenne:[4]

```
{Einfachabfrage: 8816}
pos = /N./
& meta::time=/(.*11.*)/

{Komplexabfrage: 8763}
pos = /N./
& meta::time=/(.*11.*)/
& meta::topic=/(.*[Aa]lltag.*|.*[Ll]iteratur.*|.*[Pp]oesie.*|.*[Ww]issen.*|.*[Rr]eligion.*)/

{Summe der Detailabfragen nach Domäne (Suchstring am Beispiel „Alltag“): 9171}
pos = /N./ & meta::time=/(.*11.*)/ & meta::topic=/(.*[Aa]lltag.*)/
```

4 Alle hier diskutierten Abfragen, deren Ergebnisse und weiteren Berechnungen sowie Visualisierungen sind dokumentiert unter https://kurzelinks.de/ADV-MHD-ReM, Stand: 04.12.2021. Bemerkenswert sind die Ergebnisse der Detailabfragen für die Domäne „[Ll]iteratur“ (pos = /N./ & meta::topic = /(.*[Ll]iteratur.*)/) für das 11., 13. und 14. Jahrhundert, die unten in Tab. 1 und Tab. 2 nachgewiesen werden. Eine kritische Reflexion kann aber an dieser Stelle nicht erfolgen, da der Fokus des Beitrags ein anderer ist. Eine Exploration wäre allerdings wünschenswert.

In der *Einfachabfrage* wird die Anzahl der Nomina (Z. 1) in allen Texten ermittelt, die, im Beispiel, dem 11. Jahrhundert (Z. 2) zugeordnet sind, mit 8816 ermittelt, während in der *Komplexabfrage*, die zusätzlich nach Domänen differenziert (Z. 3), nur 8764 Nomina ermittelt werden. Summiert man hingegen alle *Detailanfragen* je Wissensdomäne auf, kommt man auf eine Summe von 9171 Nomina. Keine der Abfragen für sich genommen ist also geeignet, verlässliche Aussagen zu treffen. Weitet man die Abfragen noch zusätzlich nach Zeiträumen aus, zeigt sich ein höchst disparates Bild (Tab. 1):

Tab. 1: Absolute Häufigkeit der Nomina im ReM. Zu den Belegzahlen in der Domäne Literatur vgl. den Kommentar in Anm. 4.

Jahrhundert	Detailabfragen nach						Einfachabfrage	Komplexabfrage
	Alltag	Literatur	Poesie	Wissen	Religion	Summe		
11	75	0	24	405	8667	9171	8816	8763
12	1814	113	36220	37793	99682	175622	103834	103616
13	269	0	81731	18919	120291	221210	188727	156280
14	1632	0	57287	1761	62473	123153	130480	102253

Um verlässliche Aussagen zum Verhältnis der Domänen und der Verteilung spezifischer sprachlicher Einheiten machen zu können, muss eine Entscheidung darüber getroffen werden, welches der drei Ergebnisse aus den unterschiedlichen Abfragen als Referenz für die Ermittlung von Teilkorpusgrößen herangezogen werden soll. Für diesen Beitrag werden dafür die Ergebnisse der *Einfachabfrage* genutzt (vgl. Tab. 1). Diese werden in Relation zueinander gesetzt, um die nach Jahrhunderten stark divergierenden Korpusgrößen auszugleichen, indem angenommen wird, dass die Nomina auf eine Million Token ungefähr gleich verteilt sind, was einen Faktor ergibt, der mit den absoluten Häufigkeiten je Teilkorpus multipliziert wird. Somit ergibt sich eine normalisierte Häufigkeit der Nomina im ReM (Tab. 2):

Tab. 2: Normalisierte Häufigkeit der Nomina im ReM. Zu den Belegzahlen in der Domäne Literatur vgl. den Kommentar in Anm. 4.

Jahrhundert	Detailabfragen nach					Einfachabfrage	Komplexabfrage
	Alltag	Literatur	Poesie	Wissen	Religion	Faktor	
11	8507,26	0,00	2722,32	45939,20	983098,91	113,43	
12	17470,19	1088,28	348826,01	363975,19	960013,10	9,63	
13	1425,34	0,00	433064,69	100245,33	637380,98	5,3	
14	12507,66	0,00	439048,13	13496,32	478793,68	7,66	

Mit diesen ermittelten Verhältnissen wird es nun möglich, Aussagen über die Verteilung von Adverbien im ReM sowohl in spezifischen Domänen wie über die zeitliche Erstreckung vorzunehmen.

4.2 Das Adverb *lange* im *Referenzkorpus Mittelhochdeutsch* (ReM)

Adverbien auf *-e*, im Beispiel wieder für das 11. Jahrhundert, lassen sich generell mit dieser Einfachabfrage im ReM ermitteln:

```
{Einfachabfrage: 324}
pos = „AVD“ &
tok_anno = /.*e/ &
#1 _=_ #2 &
meta::time=/(.*11.*)/
```

Alle 324 als Adverbien annotierten Einheiten (Z. 1) – auf die Herausforderungen adäquater Annotation gehe ich wie gesagt nicht ein –, die auf *–e* enden (Z. 2), die in Texten des 11. Jahrhunderts (Z. 4) erfasst worden sind, werden so gefiltert. Die Abfrage zu *lange* hingegen wird ohne Wildcard (Z. 2) realisiert:

```
{Einfachabfrage: 2}
pos = „AVD“ &
tok_anno = /lange/ &
#1 _=_ #2 &
meta::time=/(.*11.*)/
```

Die Ergebnisse für die Abfragen nach dem in Abschnitt 3.1 beschriebenen Muster mit absoluten und normalisierten Häufigkeiten werden in den Tab. 3 und 4 und in den Abbildungen 5 und 6 erfasst.

Tab. 3: Absolute Häufigkeit des Adverbs *lange* im ReM. Zu den Belegzahlen in der Domäne Literatur vgl. den Kommentar in Anm. 4.

Jahrhundert	Detailabfragen nach						Einfachabfrage	Komplexabfrage
	Alltag	Literatur	Poesie	Wissen	Religion	Summe		
11	0	0	0	0	2	2	2	2
12	4	1	68	93	154	320	165	165
13	0	0	177	53	210	440	358	293
14	5	0	123	5	104	237	213	190

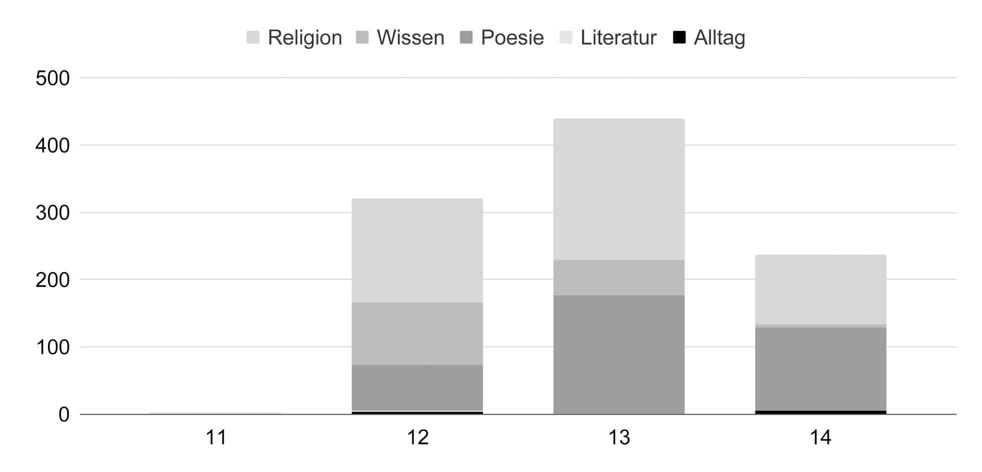


Abb. 5: Visualisierung der absoluten Häufigkeit des Adverbs *lange* im ReM in zeitlicher und nach Schichtung der Domänen.

Tab. 4: Normalisierte Häufigkeit des Adverbs *lange* im ReM. Zu den Belegzahlen in der Domäne Literatur vgl. den Kommentar in Anm. 4.

Jahr-hundert	Detailabfragen nach					Einfachabfrage	Komplexabfrage
	Alltag	Literatur	Poesie	Wissen	Religion	Faktor	
11	0,00	0,00	0,00	0,00	226,86	113,43	
12	38,52	9,63	654,89	895,66	1483,14	9,63	
13	0,00	0,00	937,86	280,83	1112,72	5,3	
14	38,32	0,00	942,67	38,32	797,06	7,66	

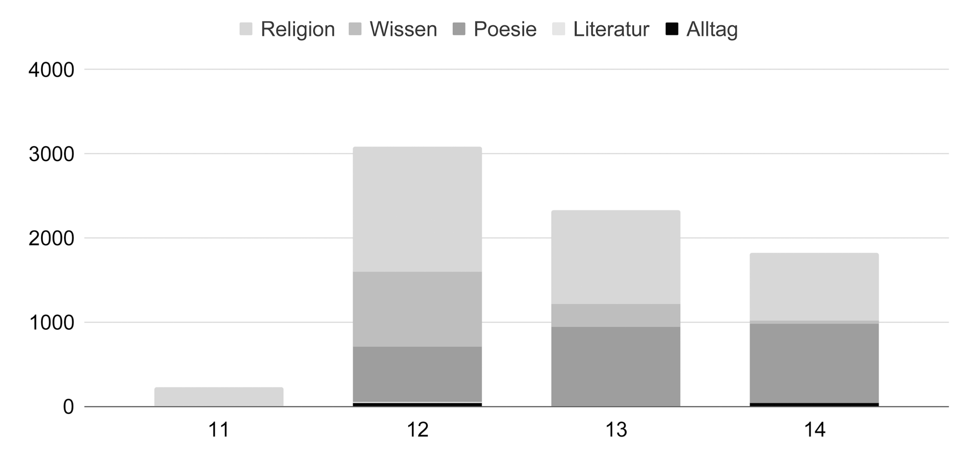


Abb. 6: Visualisierung der normalisierten Häufigkeit des Adverbs *lange* im ReM in zeitlicher und nach Schichtung der Domänen.

Wie die normalisierten Frequenzen in Tab. 4 und Abb. 6 auf den ersten Blick verdeutlichen, ist mitnichten von einer Gleichverteilung der Adverbien auf *-e* im Mittelhochdeutschen auszugehen, sondern es zeigt sich stattdessen eine deutliche Differenzierung nach unterschiedlichen Domänen und im diachronen Verlauf. Diese lässt sich noch einmal deutlich zuspitzen, wenn man sich in der Visualisierung auf die Domänen *Religion* und *Poesie* beschränkt, wie in Abb. 7:

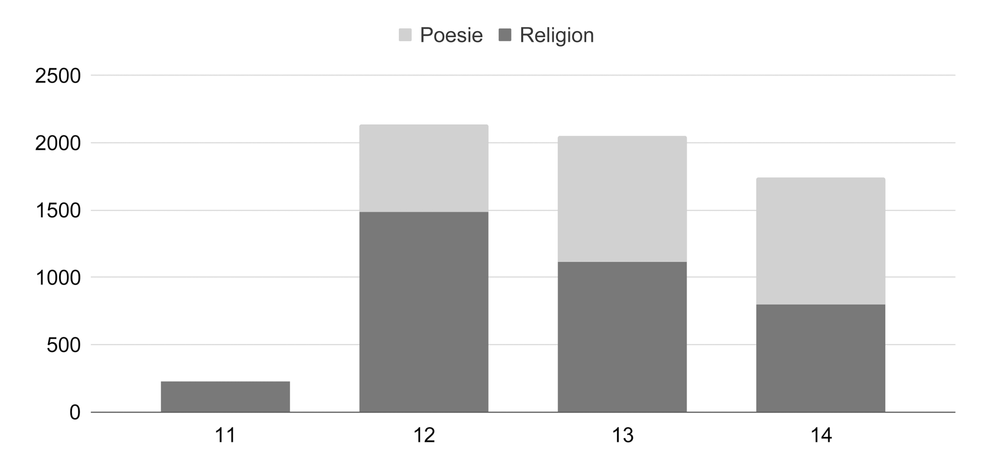


Abb. 7: Visualisierung der normalisierten Häufigkeit des Adverbs *lange* in den Domänen „Religion“ und „Poesie“ des ReM in zeitlicher Schichtung.

Unter den Prämissen der Konstruktion der Geltungsmodifikation (vgl. Abschnitt 2) ist mit diesem Zuschnitt der Erhebung, z. B. im ReM, die Grundlage für eine korpuslinguistisch orientierte konstruktionsgrammatische Untersuchung gelegt. Da Konstruktionen der Modalität in ihrer Bezüglichkeit in einem semantisch motivierten Konstruktikon Konstruktionen unterschiedlichster Schematisierungsgrade einbetten, können sie unter dieser Prämisse idealerweise als Marker für den Zuschnitt von Untersuchungskorpora genutzt werden. Deadjektivische Adverbien auf *-e* eignen sich dafür in besonderem Maße. Sie können in diesen Konstruktionen der Modalität besonders gut identifiziert werden; konstruktional sind diese Adverbmarkierungen als reihenbildende Elemente aufzufassen, die eine strukturelle Bedeutung sichtbar machen – vergleichbar etwa der morphologischen Markierung von *un*-Adjektiven. Spezifische Adverbien (wie *lange*) können darüber hinaus selbst Gegenstand der Analyse werden, wenn ihr Auftreten in historischer Perspektive eben nicht auf einem Frequenztableau liegt (vgl. dazu oben Abb. 4), sondern einer gewissen Konjunktur zu unterliegen scheint (vgl. Tab. 4 mit den Abb. 6 und 7).

5 Zusammenfassung

Konstruktionen der Modalität in einem *semantisch motivierten Konstruktikon* betten andere Konstruktionen ein. Die Frage nach der Heterogenität der ‚lexikalischen Wortklasse' Adverb oder anderer adverbial gebrauchter sprachlicher Einheiten stellt unter der Annahme von *Bedeutungs-Form-Paaren* nicht mehr im Vergleich zu anderen Grammatikbeschreibungsmodellen. Damit wird es möglich, Adverbien in Konstruktionen der Modalität als Anker für die Auswahl und den Zuschnitt von Untersuchungskorpora heranzuziehen und Aussagen im Hinblick auf die Struktur und Qualität von Korpora zu machen. Reihenbildende deadjektivische Adverbien auf *-e* sind hierfür besonders relevant, da sie ab dem 11. Jahrhundert in deutschsprachigen Texten nachweisbar und aufgrund ihrer morphologischen Spezifik leicht auffindbar sind. Als Anker in einer Konstruktion der Modalität können dann alle Konstruktionen, die sie einbetten, zum konkreten und arbeitspraktisch beherrschbaren Untersuchungsgegenstand in einer korpuslinguistisch orientierten historisch-konstruktionsgrammatischen Analyse werden.

Literaturverzeichnis

Quellen und Ressourcen

Bedeutungs-Form-Paar, https://kurzelinks.de/BedeutungsFormPaar (Stand: 28.02.2023)
Datendokumentation für diesen Beitrag, https://kurzelinks.de/ADV-MHD-ReM (Stand: 04.12.2021).
FrameNet (FN), https://framenet.icsi.berkeley.edu/fndrupal/ (Stand: 04.12.2021).
German FrameNet (GFN), https://gsw.phil.hhu.de/framenet/frameindex (Stand: 04.12.2021).
Referenzkorpus Mittelhochdeutsch (1050–1350) (ReM), https://www.linguistics.rub.de/rem/ (Stand: 04.12.201).
Semantische Rollen, https://kurzelinks.de/SemantischeRollen (Stand: 28.02.2023).

Literatur

Boas, Hans & Alexander Ziem (2018). Constructing a constructicon for German. In: Benjamin Lyngfelt, Lars Borin & Kyoko Ohara (Hrsg.): Constructicography: Constructicon development across languages. (Constructional Approaches to Language 22) Amsterdam/Philadelphia.
Croft, William & David Alan Cruse (2004): Cognitive Linguistics. Cambridge.
Croft, William (2001): Radical Construction Grammar. Syntactic Theory in Typological Perspective. Oxford.
Croft, William (2013): Radical Construction Grammar. In: Thomas Hoffmann & Graem Trousdale (Hrsg.): The Oxford Handbook of Construction Grammar. Oxford, 211–232.
Dipper, Stefanie (2015): Annotierte Korpora für die Historische Syntaxforschung. Anwendungsbeispiele anhand des Referenzkorpus Mittelhochdeutsch. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 43/3, 516–563.

Duden (2009) = Dudenredaktion (Hrsg.) (2009): Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Band 4. 8., überarbeitete Aufl. Mannheim u. a.
Duden (2016) = Dudenredaktion (Hrsg.) (2016): Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Band 4. 9., überarbeitete Aufl. Mannheim u. a.
Goldberg, Adele E. (1995): Constructions. A Construction Grammar Approach to Argument Structure. Chicago.
Goldberg, Adele E. (2006): Constructions at Work. The Nature of Generalization in Language. Oxford.
Goldberg, Adele E. (2013): Constructionist Approaches. In: Thomas Hoffmann & Graeme Trousdale (Hrsg.) (2013): The Oxford Handbook of Construction Grammar. Oxford, 15–31.
Goldberg, Adele E. (2019): Explain Me This. Creativity, Competition, and the Partial Productivity of Constructions. Princeton.
Köller, Wilhelm (2004): Perspektivität und Sprache. Zur Struktur von Objektivierunsformen in Bildern, im Denken und in der Sprache. Berlin/New York.
Langacker, Ronald R. (2015): Construal. In: Ewa Dabrowska & Dagmar Divjak (Hrsg.): Handbook of Cognitive Linguistics. (HSK 39) Berlin/Boston, 120–143.
Lasch, Alexander (2020): „Kein Reicher war nicht dabei“. Konstruktionen der Negation als Herausforderung für die Konstruktionsgrammatik. In: Katharina Mucha & Michel Levevre (Hrsg.): Konstruktionen, Kollokationen, Muster. Geerbte Strukturen, Übertragung in neue Realitäten. (Eurogermanistik 39) Tübingen, 135–152.
Lasch, Alexander (2022): Die (syntaktische) Negation im Konstruktionsnetzwerk des Deutschen. In: Sprachwissenschaft 47/3, 213–231.
Lasch, Alexander (2023): Verschränkung abstrakter grammatischer Konstruktionen. Über die ‚Perfektlücke‘ im Frühneuhochdeutschen. In: Alexander Lasch & Alexander Ziem (Hrsg.), Konstruktionsgrammatik VII: Wandel im Sprachgebrauch. Tübingen, 227–248.
Polenz, Peter von (2008): Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens. 3., unveränderte Auflage der Ausgabe von 1985. Berlin/New York.
Verhagen, Arie (2007): Construal and Perspectivization. In: Dirk Geeraerts & Hubert Cuyckens (Hrsg.): The Oxford Handbook of Cognitive Linguistics. Oxford, 48–81.
Ziem, Alexander & Alexander Lasch (2013): Konstruktionsgrammatik. Konzepte und Grundlagen gebrauchsbasierter Ansätze. (Germanistische Arbeitshefte 44) Berlin/Boston.
Zima, Elisabeth (2021): Einführung in die gebrauchsbasierte kognitive Linguistik. Berlin/Boston.

Michail L. Kotin

Textsorte, Kontext und grammatische Funktion

Einige Überlegungen zur Wechselbeziehung von Mikro- und Makrostrukturen im historischen Text

1 Textsorte als Kriterium für Erklärungsadäquatheit in historischer Linguistik

Die natürliche Sprache ist als Forschungsobjekt schwer greifbar, was in der Sprachbehandlung innerhalb unterschiedlicher, ja gegensätzlicher Konzepte von Sprache Niederschlag findet. Bereits der Mitbegründer des Strukturalismus in der Linguistik, Ferdinand de Saussure, ging in seiner Sprachbehandlung nicht nur bei der Darstellung von Sprachphänomenen, sondern auch bei der Definition der Sprache selbst dichotomisch vor, indem er zwischen Sprachsystem (*langue*) und Sprachverwendung (*parole*) unterschied und andererseits beide Existenzformen der Sprache auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen versuchte, den er als *langage* bezeichnet (vgl. Saussure 1916: 107), was auch immer darunter verstanden wird. (Bekanntlich wird *langage* in verschiedenen Interpretationen postsaussurescher Forscher:innen mal als Sprachtätigkeit, mal als Sprachfähigkeit gedeutet). Stark vereinfacht lässt sich nun die Sprache entweder als Inbegriff von Strukturen eines Systems oder aber als Inbegriff von Texten definieren, und in der neueren Geschichte der Linguistik wird sie tatsächlich vorwiegend eben entweder aus der ersten oder aus der zweiten Sicht behandelt.

Bemerkenswerterweise wird die *parole* bei Saussure zwar unter *langage* gesetzt, aber die weitere Dichotomie, zwischen Synchronie und Diachronie, betrifft in seinem Modell lediglich die *langue*, was die *parole* eigentlich aus der Dichotomie zwischen statischer und evolutionärer Linguistik (in de Saussures Terminologie) ausschließt, vgl. Abb. 1:

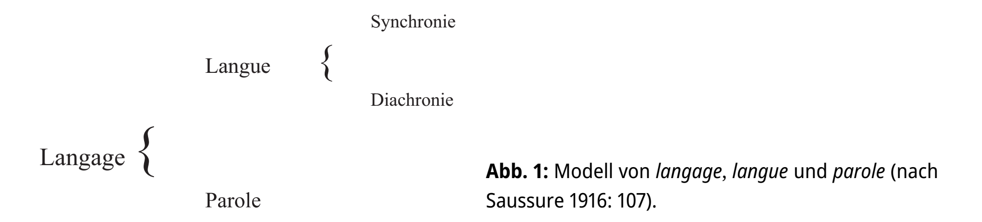


Abb. 1: Modell von *langage*, *langue* und *parole* (nach Saussure 1916: 107).

Die historische Textanalyse hat mittlerweile eindeutig erwiesen, dass nicht nur die *langue*, sondern durchaus auch die *parole* diachrone Fragestellungen involvieren kann und muss, allerdings unter einer wesentlichen Einschränkung. Bei synchroner

https://doi.org/10.1515/9783110784282-006

Sprachbehandlung, die per definitionem die Sprachkompetenz der Sprecher:innen und somit auch der Linguist:inn:en mit einschließt, kann die Sprache unter Anwendung von drei empirischen Methoden untersucht werden, und zwar: (a) Introspektion (d. h. Selbstbefragung der Sprachforscherin/des Sprachforschers, falls diese in der analysierten Sprache muttersprachliche Kompetenz besitzen), (b) Informant:inn:en-Befragung sowie (c) Korpusstudien an Hand von geschriebenen und (aufgenommenen bzw. transliterierten) gesprochenen Texten (vgl. u. a. Kratochvilová & Wolf 2010: 4). Bei der Untersuchung historischer Texte ist notgedrungen lediglich die dritte Methode akzeptabel, wobei die Introspektion zwar ebenfalls eingeschränkt zulässig ist (da gewisse Gesetzmäßigkeiten universeller bzw. panchroner Natur sind), zugleich aber zum Verhängnis werden kann, da bei der Behandlung sprachhistorischer Phänomene häufig eine ‚moderne Brille' aufgesetzt und somit die Lage in der Gegenwartssprache unberechtigt auf ältere Sprachstufen extrapoliert wird.

Die Textsorten spielen bei diachron ausgerichteten Sprachstudien – nicht zuletzt aus dem oben genannten Grund – eine essentielle Rolle. Sie fallen nämlich umso stärker ins Gewicht, als sie die Verwendung bestimmter Sprachformen vorprägen, welche sich direkt aus dem jeweiligen Textmuster ergeben oder aber umgekehrt dadurch mehr oder minder blockiert werden. Daher sind die Textsorten ein objektives Kriterium, welches nicht etwa Introspektion oder Fragebogenmethode ergänzt (wie dies bei modernen Texten der Fall ist), sondern ausgerechnet bei historischen Texten die Erklärungsadäquatheit der Ergebnisse weitgehend allein bewerkstelligt. Deswegen ist auch V. Ágels Konzeption sehr aufschlussreich, laut der die quantitative Korpusanalyse bei weitem nicht immer schlüssig ist, solange sie nicht durch eine Textprofilanalyse ergänzt wird (vgl. Ágel & Henning 2006). Eine besondere Rolle von Textsorten bei historischer Sprachforschung, darunter bei der Untersuchung des grammatischen Wandels, heben ferner u. a. Diewald (1999), Gloning (1991, 2001) und Habermann (2014: 374) hervor.

Die Rangordnung der Textsorte bei der Untersuchung der Relation zwischen Textmikro- und Makrostrukturen (also zwischen den Satzgebilden und dem Textganzen) ergibt sich aus der Tatsache, dass die Gebrauchsweise sprachlicher Entitäten durch tradierte Textmuster vorgeprägt ist (vgl. Gloning 2001). Dies bedeutet u. a., dass Intentionen der Textproduzent:inn:en und daraus folgende kommunikative Strategien die Wahl und die Verwendungsbesonderheiten sprachlicher – darunter grammatischer – Entitäten weitestgehend bedingen. Dies erlaubt es, die Analyse der Funktion grammatischer Formen unabhängig von Faktoren vorzunehmen, die sonst unentbehrlich sind. Es handelt sich darum, dass eine synchrone Deskription von Mikrostrukturen der Gegenwartssprache, die ein gewisses Maß an muttersprachlicher Sprachkompetenz voraussetzt, bei historischen Texten zwar nicht möglich ist, aber die eventuellen Verluste, welche durch mangelnde Sprachkompetenz entstehen, unter der Maßgabe der entscheidenden Rolle der Textsorte maximal kompensiert werden können. An dieser Stelle sei ausdrücklich betont, dass es sich hierbei nicht um die Rolle des sprachlichen oder außersprachlichen Kontextes handelt, welche auch bei gegenwarts-

sprachlichen Texten stets relevant ist, sondern um das in der Spezifik der Textmakrostruktur verankerte „zusammenhängende[s] sprachliche[s] Handeln“ (Gloning 1991). Somit wird die Textsorte unmittelbar dem Bereich zugewiesen, welcher traditionell innerhalb der ‚Kerngrammatik‘ behandelt wird, die sich mit der Satzsyntax deckt. Durch direkte Einbeziehung der Textsorten-Grammatik in die bisher der ‚Kerngrammatik‘ vorbehaltene Analyse kann somit eine angemessene Erklärungsadäquatheit der diachronen Syntax und des Sprachwandels gewährleistet werden. Im Weiteren wird diese These an konkreten grammatischen Phänomenen im diachronen Längsschnitt demonstriert. Das Fallbeispiel ist die Form und Funktion deontischer Modalitätssignale im historischen Psalmenkorpus aus der Sicht der Aspektualität/Modalität-Schnittstelle als postulierten Kategorialknotens im Verbalsystem der deutschen Sprache in historischer Perspektive.

2 Werner Abrahams Generalisierung zur Affinität von Modalverblesarten und Aspektualität aus der Sicht historischer Textsorten

In Abraham & Leiss (2008: XII) wird das sogenannte Aspekt-Modalität Interface postuliert, das u. a. zwei konträre Generalisierungen (Aspect-Modality-Generalisations, im Folgenden: AMIG) involviert:

(1) AMIG I: Perfectivity-Root Modality Convergence Generalization: *Pete must die*. Diese Generalisierung besagt, dass eine relativ strikte Affinität der weit verstandenen ‚Perfektivität‘ zur Wurzelmodalität im Sinne von Palmer (1986) und Kratzer (1991) besteht. Unter Wurzelmodalität werden demnach sämtliche ‚primäre‘ modale Lesarten verstanden, die die Subjektbindung des modalen Prädikats voraussetzen, also Möglichkeit, Erlaubnis, Notwendigkeit, aber auch Wunsch.

(2) AMIG II: Imperfectivity-Epistemicity Convergence Generalization: *Pete must be dying*. Diese Generalisierung besagt, dass eine relativ strikte Affinität der weit verstandenen ‚Imperfektivität‘ zur epistemischen Modalität besteht (vgl. u. a. Hundt 2003). Unter epistemischer Modalität werden demnach sämtliche ‚sekundäre‘ modale Lesarten verstanden, die die Sprecherbindung des modalen Prädikats voraussetzen, also Wahrscheinlichkeit in deren Abstufung nach Überzeugungsgrad, und zwar sowohl aus eigener Erfahrung der Sprecherperson (*Peter kann/muss da sein*) als auch aus ihrer Informiertheit aus fremden Quellen (*Peter soll/dürfte da sein*).

Beide Generalisierungen sind ein Paradebeispiel für mikrostrukturelle, im Rahmen der Satzgrammatik verifizier- bzw. falsifizierbare Hypothesen. Sie betreffen dabei eine der zentralen Eigenschaften des Verbalsystems, nämlich konvergente Relationen zwischen formal unterschiedlichen Kategorialfunktionen. Daraus folgt u. a., dass (i) Aspektsprachen

(z. B. die Slavia, aber wahrscheinlich auch die ältesten Germania und das rekonstruierbare Urgermanisch) via ‚paarige Aspektformen' von Verben (vgl. Eroms 1997) nicht nur – overt – Abgeschlossenheit des Verbalgeschehens, sondern zugleich auch – kovert – wurzelmodale vs. epistemische Bedeutungen kodieren; und umgekehrt, Sprachen ohne Aspektkategorie (z. B. Gegenwartsdeutsch) via Semantik der Modalverben nicht nur – overt – Modalität, sondern auch – kovert – Aspektualität ausdrücken; (ii) der Verlust der Aspektkategorie einen angemessenen Wandel im Gesamtgefüge der Verbalkategorien herbeiführt, indem u. a. das System von Modalverben ausgebaut wird, die teilweise die Funktion des verschollenen Verbalaspekts übernehmen. Die erste Schlussfolgerung ist typologischer, die zweite genealogischer (diachroner) Natur.

Wie sind nun die angeführten Generalisierungen überprüfbar? Offenkundig soll ein entsprechendes empirisches Material untersucht werden, das dazu geeignet ist, die These von Abraham auf ihre Korrektheit und Suffizienz hin zu überprüfen. Für die Gegenwartssprache können dabei alle drei Forschungsmethoden, also Introspektion, Informant:inn:en-Befragung und Korpusstudien inklusive Textprofilanalyse angewandt werden, während für historische Sprachstufen nur die letztere Methode Gültigkeit hat. Doch hier stoßen wir auf eine essentielle Hürde. Bei der Wahl der Texte sind wir nämlich gezwungen, die Textsortenspezifik nicht nur zu berücksichtigen, sondern dieser denselben theoretischen und empirischen Stellenwert zuzuweisen, welcher der Analyse der Einzelbelege gilt. Bei den althochdeutschen Texten, die uns hier eigentlich interessieren, ist es nun ein echtes Problem. Es gibt nämlich insgesamt nicht allzu viele erhaltene Schriftdenkmäler, die in althochdeutschen Dialekten verfasst sind. Dazu kommt die Textsorten-Spezifik der ältesten Texte. Dies sind vorwiegend einige wenige autochthone Werke der Heldendichtung mit heidnischen und christlichen, mitunter gemischten, Inhalten; Zauber- und Segenssprüche; autochthone Werke christlicher Dichtung sowie relativ viele Übersetzungen biblischer oder katechetischer lateinsicher Texte, darunter teilweise mit eigenem oder ebenfalls aus lateinischen Vorlagen stammendem Kommentar. Konkret für unsere Fragestellung bedeutet die Quellenlage, dass auf eine komplette Überprüfung der oben angeführten Thesen verzichtet werden muss, da lediglich die erste Generalisierung überprüfbar ist. Wurzelmodale Lesarten von Modalverben (und anderen modalen Entitäten) sind nämlich in den Quellen reichlich vertreten, wohingegen epistemische Lesarten lediglich vereinzelt vorkommen und daher keine sicheren Aussagen hinsichtlich ihrer aspektuellen Funktion (Imperfektivität) zulassen. Dies ist dadurch verursacht, dass die uns zur Verfügung stehenden Schriftdenkmäler so gut wie keine epistemischen Signale enthalten, da sie zu den Texten gehören, welche kraft ihrer Spezifik keine Annahmen bzw. Vermutungen mittels modaler Signale ausdrücken. Die Implikaturen im Sinne von Grice (1979) oder Liedtke (2011: 140–142) sind nämlich fast durchweg wurzelmodal, und kritische Kontexte im Sinne von Diewald (2009: 453–455, Szczepaniak 2011: 167–168) gibt es darin so gut wie nie. Einzelfälle von epistemischen bzw. quasi-epistemischen Lesarten der Modalverben, die von den Forscher:inn:en festgestellt und behandelt werden (vgl. u. a. Krause 1997), sind

interessant und aufschlussreich, lassen aber mangels empirischer Suffizienz keine sicheren Verallgemeinerungen zu.

3 Die Textvorlage und ihre Spezifik aus der Sicht der Fragestellung des Beitrags

Ein typisches überliefertes Textkorpus, welches einerseits viele Belege für wurzelmodale Funktion verschiedener Sprachformen, darunter Modalverben, liefert, andererseits aber so gut wie keine Evidenzen zur epistemischen Modalität enthält, ist das alttestamentliche Buch der Psalmen. Die epistemischen, also „subjektiven“ (Fourquet 1970) Modalverblesarten entfallen nahezu gänzlich gerade wegen der Spezifik der textuellen Makrostruktur des Psalmenbuchs. Der Psalmensänger bringt nämlich gemeinhin apodiktisch zu deutende Inhalte zum Ausdruck, die keinerlei Spekulationen über den Wahrheitswert das Gesagten oder Reflexionen des Psalmensängers über die Faktizität seiner Worte zulassen. Eine mentale Distanz zum Geäußerten ist für die Bibeltexte, insbesondere für Psalmen, nicht typisch. Dies schließt automatisch die Möglichkeit aus, die im Abschnitt 2 formulierte AMIG II-Hypothese empirisch zu belegen oder zu widerlegen. Man soll sich nun mit der Analyse ‚objektiver‘ (deontischer, dispositioneller, abilitiver, volitiver etc.) Bedeutungen, also den Arten von Wurzelmodalität im Rahmen des AMIG I-Generalisierung von Abraham begnügen. Da nun aber Imperfektivität im Gegensatz zur Epistemik unumstritten zum Ausdruck gebracht wird, muss davon ausgegangen werden, dass diese Bedeutung merkmallos ist und daher entweder in modalen Kontexten zunächst gar nicht erscheint (wogegen allerdings die einfache Sprachintuition spricht) oder aber – viel wahrscheinlicher – keine regelmäßigen kategorialen Überschneidungen zur Modalität aufweist.

Der Psalter besteht aus 151 Psalmen unterschiedlichen Umfangs. Aus der Sicht der Intention des Dichters lassen sie sich in Bußpsalmen, Lobpsalmen, Danksagungspsalmen, Lehrpsalmen, Pilgerpsalmen, historische Psalmen, Naturpsalmen und verwünschende Psalmen eingliedern (vgl. Seybold 2003: 170, Schnocks 2014: 33–49) und enthalten somit Elemente episch-narrativer, lyrisch-intimer, und ethisch-didaktischer Dichtung (vgl. Seybold 1991, Millard 1994: 53–60, Hanamann 2010: 138–144). Viele Psalmen tragen außerdem Kennzeichen unterschiedlicher Textsorten und sind als textuelle Mischformen einzuordnen. Die Relevanz der Psalmentexte für kontrastive Studien folgt u. a. daraus, dass es keine Parallel-, sondern Kontrasttexte sind. Der Einfluss der jeweiligen Ausgangssprache ist daher relativ und die sprachliche Selbständigkeit der jeweiligen übertragenen Textversion verhältnismäßig groß. In unserem Fall ist die wichtigste Ausgangssprache Latein, aus dem die Psalmen sowohl ins Alt- als auch ins Frühneuhochdeutsche bzw. ins Neuhochdeutsche übertragen wurden. Die Vorlage des lateinischen Psalmentextes war ihrerseits vor allem das Griechische, in das das Buch der Psalmen wiederum aus dem Althebräischen übersetzt worden war. Allerdings ist die lateinische Vorlage je

nach Epoche und Übersetzter nicht immer die einzige unmittelbare Quelle der deutschen Übersetzungen. So hat Martin Luther mit Hilfe seiner Mitstreiter, vor allem Philipp Melanchthons, den griechischen und partiell sogar den ursprünglichen, althebräischen Text benutzt (vgl. Scheible 1996: 142). Die Luther-Übersetzung wurde ihrerseits den meisten späteren Übersetzungen der Heiligen Schrift ins Deutsche, darunter weitgehend der *Einheitsbibel*, zugrunde gelegt (vgl. Besch 2014).

Notkers Psalmenkorpus stellt „die reifste und nachhaltigste Bibelübersetzung der althochdeutschen Zeit und eine der großartigsten in der Geschichte deutscher Bibeltradition überhaupt" dar (Sonderegger 1975: 99–100). Er besteht aus folgenden Teilen:

> (1) lateinischer Psalmentext: lateinischer Psalmentext und althochdeutsche Übersetzung; (2) lateinische Kommentare: althochdeutsche Erklärung (mit lateinischen Reservaten); (3) zusätzliche Bibelzitate (meist aus den Kommentaren): lateinische Bibelzitate. Hier setzt die St.-Galler Glossierung ein und verdeutscht zusätzlich weitgehend die lateinischen Bestandteile und Zitate. Oft genug ist Notkers Text dabei zu einem neuen Ganzen verwoben, so daß Übersetzung und Kommentierung nach Augustinus, Cassiodor, Hieronymus und andern ineinander übergehen; dabei sind Notkers Erläuterungen nicht immer strenge Übersetzungen von Kommentarstellen, sondern sie stellen einen freien Gebrauch derselben für seine erklärende Übersetzung dar. (Sonderegger 1975: 100)

Luginbühl (1970: 166) stellt fest, dass „Notker sich immer mehr frei macht von dem Zwange des Lateinischen und sich besinnt auf den Geist seiner eigenen Sprache". In einem in lateinischer Sprache geschriebenen Brief an den Bischof Hugo von Sitten (um 1015–1020) nennt Notker einige Prinzipien der Wiedergabe und Kommentierung lateinsicher Texte im „Alemannischen". Er plädiert u. a. für

> die Anwendung eines differenzierten Übersetzungsverfahrens, an die sich eine Erklärung für das syllogistisch, bildlich oder rhetorisch Ausgedrückte unter Bezug von Fachschriftstellen anschließt […], wobei die um eigene Zusätze bereicherte kommentierte Erläuterung oft im Sinne einer *interpretatio christiana* verändert erscheint. (Sonderegger 1975: 222)

Dieses Grundprinzip tritt besonders deutlich in Erscheinung bei Wiedergabe der lateinischen Verbalformen des Futurs und des futurisch-optativ zu lesenden Konjunktivs vor dem Hintergrund des Fehlens der grammatischen Futurform im Althochdeutschen. Im Weiteren wird gezeigt, dass Notkers Übersetzungsstrategie bei der Wiedergabe lateinischer Formen im Psalmentext anders ist als bei Luther und der seit ihm etablierten Tradition, die Zukunftsperspektive, inklusive der Bedeutung der „Perfektivität" des Verbalgeschehens, durch Modalverbkonstruktionen mit volitiv (bouletisch) bzw. deontisch zu lesenden Modalverben *wollen, sollen, müssen, können* und *dürfen* und dem Infinitiv des Grundverbs wiederzugeben. Doch in den Kommentaren werden diese Verben auch von Notker weitgehend verwendet. Daraus kann geschlussfolgert werden, dass die Konfrontierung von zwei Textsorten – Psalmendichtung und exegetischem Kommentar – in einem Gesamttext es erlauben, die Kodierungsformen bestimmter grammatischer Funktionen anders zu verteilen als bei einer einfachen Übersetzung der Quelle. Im folgenden Unterkapitel wird eine Analyse einiger Belege vorgenommen, die die oben aufgestellten Thesen illustrieren. Aus Platzgründen wird

dabei je ein Beleg für die jeweilige Funktion untersucht, unter der Maßgabe, dass das Psalmenkorpus ausreichend repräsentative Belege hierfür liefert (vgl. Kotin 2008, 2021).

4 Die Kodierungsformen von Temporalität, Aktionsart und Wurzelmodalität im historischen Psalmenkorpus

4.1 Prospektivität, Perfektivität/Imperfektivität und Volitivität: Psalm 12 (13), Vers 6

In der griechischen Version, der *Septuaginta*, lautet der Beleg wie folgt:

(1)	*ᾄσω*	τῷ	κυρίῳ	τῷ	εὐεργετήσαντί	με.
	singen1.Sg.Fut.Ind.Act	dem	Herrn	dem	Gnade-gebenAor.Act.Part.D.Sg.Mask.	mir

‚Ich werde singen dem Herrn, der mir Gnade gegeben hat.‘

Die Form ᾄσω steht im Futur und drückt Prospektivität aus, die in Verbindung mit der 1. Person sich weitgehend mit bouletischer (volitiver) Modalität deckt. Die Aktionsart lässt sich sowohl als terminativ (perfektiv) als auch als aterminativ (imperfektiv) interpretieren, je nachdem, ob Inchoativität vorliegt (eine *neue* Tätigkeit in der Zukunft anfängt) oder aber die Fortsetzung der in der Gegenwart bereits vorhandenen Tätigkeit gemeint ist.

Die lateinische Übersetzung (Vulgata) lässt ebenfalls beide Aktionsarten in der Zukunftsperspektive zu:

(2) *cantabo* Domino quia reddidit mihi / qui bona tribuit mihi.

Die Form *cantabo* ist das Futur Indikativ Aktiv, 1. Person von *cantare*.

In Notkers Psalmenbuch (S. 38, Linie 20) erscheint der lateinisch-althochdeutsche Text in folgender Form:

(3) *Cantabo domino Síngo góte* [...] *qui bona tribuit mihi. Der mir spiritalia bona gegében hat.*

Im Althochdeutschen fehlt bekanntlich die grammatische Futurform. Notker übersetzt daher das lateinische Verb mit der althochdeutschen Form der 1. Person Sg. Präs. Ind. Aktiv *singo* ‚[ich] singe‘, wodurch die prospektive Lesart entweder gänzlich zurückgestellt wird oder aber kontextbedingt abgeleitet werden muss, allerdings le-

diglich unter der Maßgabe, dass sie mit inchoativer Lesart einhergeht, also gemeinhin unter Perfektivität fällt. Bei aterminativer Deutung ist notgedrungen auch Gegenwartsbezug impliziert, da ‚singen' aus der Sicht der Aktionsart ambig ist und in einem neutralen Kontext in aller Regel imperfektiv (durativ) gelesen wird. In diesem Fall wird nun aber zugleich bouletische (volitive) Modalität neutralisiert, was ein deutliches Indiz für eine enge Verzahnung temporaler, aspektueller (aktionsartbezogener) und wurzelmodaler Funktionen ist.

Luther entscheidet sich eindeutig für die volitive und somit prospektiv-inchoative Lesart, indem er das explizite Kodierungsmittel der Volitivität, das Verb *wollen*, einsetzt, vgl. die Stelle in der Lutherbibel, Redaktion von 1912:

(4) *ich will dem Herrn singen, dass er so wohl an mir tut.*

In der modernen Einheitsübersetzung von 2016 wird ebenfalls die Verbindung des bouletischen *wollen* mit dem Infinitiv des Grundverbs verwendet:

(5) *singen will ich dem HERRN, weil er mir Gutes getan hat.*

Bemerkenswert ist allerdings, dass die griechischen bzw. lateinischen Futurformen ohne explizite volitive Marker sowohl in der Lutherbibel als auch in der Einheitsübersetzung mithilfe des bouletischen *wollen* und nicht etwa durch das neutrale futurische *werden* mit Infinitiv wiedergegeben werden. Offenkundig liegt es daran, dass die bouletische Modalität durch die Übersetzer aus dem Kontext ‚abgelesen' wurde, da weder Latein noch Altgriechisch in derartigen Kontexten spezielle bouletische Signale verwenden und sich mit explizitem Zukunftsbezug begnügen. Notker verwendet dagegen das Präsens des Grundverbs, also die denkbar unterspezifizierte Verbalform, sodass ihre eigentliche Semantik lediglich aus dem Kontext (einschließlich des Kommentars) abgeleitet werden kann.

4.2 Prospektivität/Retrospektivität, Perfektivität und Deontik: Psalm 23 (24), Vers 3

In der griechischen *Septuaginta* werden wiederum einfache, synthetische Verbalformen verwendet, und zwar die 3. Pers. Sg. Fut. Ind. Medium *ἀναβήσεται* von *ἀναβαίνω*, aufsteigen, und *στήσεται* von *ἵστημι* ‚stehen' oder (transitiv) ‚stellen', ‚zum Stehen bringen', vgl.:

(6) τίς *ἀναβήσεται* εἰς τὸ ὄρος τοῦ κυρίου
wer steigen3.Sg.Fut. Med.Ind. auf den Berg des Herrn
καὶ τίς *στήσεται* ἐν τόπῳ ἁγίῳ αὐτοῦ?
und wer stehen3.Sg.Fut.Med.Ind. an Ort heiligem seinGen.

„Wer wird steigen auf den Berg des Herrn und wer wird stehen an seinem heiligen Ort?“

Der lateinische Vulgata-Text enthält, je nach Handschrift, verschiedene Formen des Verbs mit der Bedeutung ‚steigen‘, und zwar (i) *ascendet* bzw. (ii) *ascendit*. Die erste Form ist das Futur, während die zweite sowohl als Präsens als auch als Perfekt gedeutet werden kann:

(7) *Quis ascendet/ascendit in montem domini aut quis stabit in loco sancto eius?*

Die Form *stabit* ist dagegen eindeutiges Futur, was vermuten lässt, dass es sich bei *ascendit* um einen Schreibfehler handelt, da beide Verbalformen in einem deutlich zeitgleichen – prospektiven – Kontext auftreten. Außerdem erscheinen die entsprechenden griechischen Verben ebenfalls in der Futurform. Doch bei Notker (S. 71, Linien 19–22) steht lediglich die Form *ascendit*, die er offenkundig als Perfekt deutet und durch die Form des althochdeutschen Präteritums – also mit Vergangenheitsbezug – wiedergibt:

(8) *QVIS A-scendit in montem domini? Vuer gestêig ûf in gótes perg? [Vuer erhuôb sih noh in dîa hôhi Gótes rehtes?] Aut quis stabit in loco sancto eius? Alde uuer ist dar der stâte in sînero hêiligun stete?*

Diese Lesart wird zusätzlich im Kommentar bekräftigt, wo neben der Übersetzung *gistêig* im Haupttext die Form *erhuôb sih*, ebenfalls im Präteritum, auftritt. Diese Lesart lässt die Semantik der Aussage als eine abgeschlossene Handlung deuten, die in der Vergangenheit erfolgt ist. (Auffällig dabei sind die präfigierten Verbalformen *gi-stêig* und *er-huôb sih*, welche eindeutig Perfektivität kodieren). In diesem Fall erübrigt sich natürlich die deontische Semantik. Nun muss der Übersetzer die Form *stabit* inhaltlich anpassen, damit der Gesamtkontext, einschließlich der inhärenten Bedeutung einer Möglichkeit bzw. einer Erlaubnis, konsistent bleibt. In der griechischen und lateinischen Version wird diese Bedeutung nämlich einzig und allein durch die Prospektivität der entsprechenden Futurformen indiziert. Hierfür wählt Notker die Konjunktivform des Verbs mit der Semantik ‚stehen‘ *stâte*, die in Verbindung mit der Indikativform des Präteritums *gestêig* die Semantik der Möglichkeit bzw. Erlaubnis – wenngleich indirekt – zum Ausdruck bringt.

Bei Luther und in der Einheitsübersetzung erscheint dagegen das eindeutigste Kodierungsmittel für Erlaubnis bzw. Befugnis, welche in diesem Fall von Gott erteilt werden muss, nämlich das Verb *dürfen* in Verbindung mit dem Infinitiv der jeweiligen Grundverben, vgl.:

(9) Lutherbibel, Redaktion 1912:
Wer darf auf des HERRN Berg gehen, und wer darf stehen an seiner heiligen Stätte?

(10) Einheitsübersetzung 2016:
Wer darf hinaufziehn zum Berg des HERRN, wer darf stehn an seiner heiligen Stätte?

Diese Formen indizieren wiederum zugleich Prospektivität, Abgeschlossenheit und deontische Modalität. (Die resultative Aktionsart ergibt sich bei *gehen* und *stehen/stehn* aus dem Kontext, und bei *hinaufziehen* wird sie durch das Präfixverb auch kontextfrei kodiert).

4.3 Gegenwartsbezug, Imperfektivität und Volitivität

Die Modalverben in volitiver oder deontischer Lesart, also in wurzelmodaler Funktion, drücken in ihren Präsensformen laut der oben erwähnten AMIG I in der Regel Perfektivität und Prospektivität aus. Nun haben wir gezeigt, dass die epistemischen Lesarten im Psalmentext kraft seiner Textsortenspezifik so gut wie wegfallen. Die AMIG II besagt aber, dass epistemische Lesarten eine kategoriale Schnittstelle zu Imperfektivität und zugleich Gegenwartsbezug bilden. Dadurch entsteht eine Kollision, die sich daraus ergibt, dass Epistemik zwar textsortenbedingt wegfallen kann, aber Imperfektivität und Gegenwartsbezug dadurch logischerweise in keiner Textsorte simultan verschwindet. Eine theoretisch haltbare Lösung dieses Dilemmas wäre die Hypothese, laut welcher imperfektive und gegenwartsbezogene Lesarten von wurzelmodal gedeuteten Modalverbkonstruktionen merkmalhaft sind und in der Regel Ambiguität involvieren. Diese Annahme findet gemeinhin bei der Beleganalyse Bestätigung, wie u. a. aus dem folgenden Beleg, Psalm 12 (13), Vers 1 (2), ersichtlich ist:

(11) Lateinisch (Vulgata)
Usquequo Domine oblivisceris me in finem? Quosque auertis faciem tuam a me?

(12) Althochdeutsch (Notker, Psalmen, Linien 22–26, S. 37)
Vuîo lango trúhten irgízest dû? Vuiê langó chêrest dû fone mir?

(13) Lutherbibel (Redaktion 1912)
HERR, wie lange willst du mein so gar vergessen? Wie lange verbirgst du dein Antlitz vor mir?

(14) Einheitsübersetzung
Wie lange noch, HERR, vergisst du mich ganz? Wie lange noch verbirgst du dein Angesicht vor mir?

Die Verwendung des bouletischen Modalverbs *wollen* bei Luther ändert nichts daran, dass es sich um einen dauernden, grundsätzlich aterminativen Sachverhalt in der Gegenwart handelt. Andererseits kann die Interpretation dahin gehen, dass hier eine gewollte Grenze gemeint ist, nach der dieser unerwünschte Sachverhalt endet. Die bouletische (volitive) Modalität ist hier aber deutlich optional und erscheint daher in der Einheitsübersetzung nicht.

4.4 Gegenwartsbezug, Imperfektivität und Deontik

Auch die deontische Modalität in Verbindung mit Gegenwartsbezug und Imperfektivität verhält sich genauso wie die bouletische (volitive), vgl. Psalm 12 (13), Vers 3:

(15) Lateinisch (Vulgata)
Quamdiu ponam consilia in anima mea? dolorem in corde meo per diem?

(16) Althochdeutsch (Notker, Psalmen, Linien 2–3, S. 38)
Vuiê lango sol ih ahton . uuiê lángo sol ih sêreg kân ín dáge?

(17) Lutherbibel (Redaktion 1912)
Wie lange soll ich sorgen in meiner Seele und mich ängsten in meinem Herzen täglich?

(18) Einheitsübersetzung
Wie lange noch muss ich Sorgen tragen in meiner Seele, Kummer in meinem Herzen Tag für Tag?

In diesem Passus verwendet Notker (16) zweimal die Modalverbform *sol* mit dem Infinitriv der Vollverben *ahton* und *kân*. In kontextueller Umgebung mit dem durativen Adverb *lango* im Verbund der rhetorischen Frage *vuiê lango* involviert der Satz eine mögliche Implikation von Zustandsänderung und somit coverte Perfektivität, ähnlich zu dem Beleg (13) oben. In (17) kann man eine damit identische Übersetzungsstrategie bei Luther feststellen, was sonst für Notkers Version, wie oben gezeigt wurde, nicht typisch ist. Die Einheitsübersetzung wählt dagegen das Modalverb *müssen*, was den Zwang stärker betont und die externe Instanz (in diesem Fall Gott) zurückstellt.

5 Fazit

Die erste Generalisierung (AMIG I-Hypothese: Perfektivität und Deontik) lässt sich relativ gut belegen, und zwar gerade diachron.

Die zweite Generalisierung (AMIG II-Hypothese: Imperfektivität und Epistemik) kann dagegen weder bestätigt noch widerlegt werden, da es hierfür keine Belege gibt.

Fehlende Belege für die Überprüfung der zweiten Hypothese ergeben sich aus der Textsorte, welche kraft ihrer Spezifik keine epistemischen Lesarten enthält und sich somit aus der Sicht der gestellten Forschungsaufgabe als defizitär erweist.

Die Textsortenspezifik muss bei der Aufgabenstellung als übergeordnetes und unveräußerliches Kriterium behandelt werden.

Diese Schlussfolgerung betrifft nicht nur Textsorten als solche, sondern auch ihre historische Entwicklung. Wahrscheinlich gibt es grammatische Phänomene, die erst ab Entstehung neuer Textsorten den Gegenstand einer linguistischen Analyse ausmachen können.

Literaturverzeichnis

Quellen

Die Bibel. Revidierte Einheitsübersetzung. Gesamtausgabe. Stuttgart: Katholisches.
Bibelwerk (2017), https://www.die-bibel.de/bibeln/online-bibeln/einheitsuebersetzung/bibeltext/bibel/text/lesen/stelle/2/10001/19999/ (Stand: 20.01. 2022).
Luther, Martin (1912): Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments nach der Übersetzung von Martin Luther. Revidierte Ausgabe. Berlin, https://www.bibel-online.net (Stand: 20.01. 2022).
Septuagint Psalms. The Greek Old Testament. Online-Version, https://www.ellopos.net/elpenor/greek-texts/septuagint/chapter.asp?book=24 (Stand:20.01. 2022).
Tax, Petrus W. (1979–1983): Die Werke Notkers des Deutschen. Bde. 8–10: Der Psalter. Tübingen., http://titus.unifrankfurt.de/texte/etcs/germ/ahd/notkerps/notke.htm (Stand: 20.01.2022).

Literatur

Abraham, Werner & Elisabeth Leiss (Hrsg.) (2008): Modality-Aspect-Interfaces. Implications and typological solutions. Amsterdam/Philadelphia.
Ágel, Vilmos & Mathilde Henning (Hrsg.) (2006): Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähetexten 1650–2000. Tübingen.
Besch, Werner (2014): Luther und die deutsche Sprache. 500 Jahre deutsche Sprachgeschichte im Lichte der neueren Forschung. Berlin.
Diewald, Gabriele (1999): Die Modalverben im Deutschen: Grammatikalisierung und Polyfunktionalität. Tübingen.

Diewald, Gabriele (2009): Konstruktionen und Paradigmen. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 37, 445–468.
Eroms, Hans-Werner (1997): Verbale Paarigkeit im Althochdeutschen und das‚Tempussystem' im‚Isidor'. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 126/1, 1–31.
Fourquet, Jean (1970): Zum subjektiven Gebrauch der deutschen Modalverba. In: Hugo Moser (Hrsg.): Studien zur Syntax des heutigen Deutsch. Festschrift für Paul Grebe zum 60. Geburtstag. Düsseldorf, 154–161.
Gloning, Thomas (1991): Bedeutung und zusammenhängendes sprachliches Handeln: *sollen* und das Vorausdeutungsspiel. In: Sorin Stati, Edda Weigand & Franz Hundsnurscher (Hrsg.): Dialoganalyse III. Referate der 3. Arbeitstagung, Bologna 1990. Teil 1. Tübingen, 123–134.
Gloning, Thomas (2001): Gebrauchsweisen von Modalverben und Texttraditionen. In: Reimar Müller & Marga Reis (Hrsg.): Modalität und Modalverben im Deutschen. Hamburg, 177–200.
Grice, Herbert Paul (1979): Logik und Konversation. In: Georg Meggle (Hrsg.): Handlung, Kommunikation, Bedeutung. Frankfurt am Main, 243–265.
Habermann, Mechthild (2014): Historische Sprachwissenschaft zwischen Tradition und Innovation. In: Vilmos Ágel & Andreas Gardt (Hrsg.): Paradigmen der aktuellen Sprachwandelforschung. (Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte 5) Berlin/Boston, 373–378.
Hanamann, Rudolf (2010): Der deutsche Teil des Florianer Psalters. Sprachanalyse und kulturgeschichtliche Einordnung. Frankfurt am Main u. a.
Hundt, Markus (2003): Zum Verhältnis von epistemischer und nichtepistemischer Modalität im Deutschen. Forschungspositionen und Vorschlag zur Neuorientierung. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 31/3, 343–381.
Kotin, Michail L. (2008): Zu den Affinitäten zwischen Modalität und Aspekt. Eine germanisch-slavische Fallstudie. In: Die Welt der Slaven. Internationale Halbjahresschrift für Slavistik, LIII (1), 116–140.
Kotin, Michail L. (2021): Tempus, Modus und Modalverben in Notkers Psalmenbuch im Vergleich zu Luthers Psalmenübersetzung und zum neuhochdeutschen Psalter. In: Moderna Språk 1, 95–121.
Kratochvilová, Iva & Norbert Richard Wolf (2010): Kompendium Korpuslinguistik. Eine Bestandsaufnahme aus deutsch-tschechischer Perspektive. Heidelberg.
Kratzer, Angelika (1991): Modality. In: Arnim von Stechow & Dieter Wunderlich (Hrsg.): Semantik. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung. Berlin/New York, 639–650.
Krause, Maxi (1997): Zur Modalisierung bei Otfrid. In: Yvon Desportes (Hrsg.): Semantik der syntaktischen Beziehungen. Akten des Pariser Kolloquiums zur Erforschung des Althochdeutschen 1994. Heidelberg, 92–106.
Liedtke, Frank (2011): Sprechakte und pragmatische Anreicherung. In: Michail L. Kotin & Elizaveta G. Kotorova (Hrsg.): Die Sprache in Aktion. Pragmatik – Sprechakte – Diskurs. Heidelberg, 131–144.
Luginbühl, Emil (1970): Studien zu Notkers Übersetzungskunst. Die altdeutsche Kirchensprache. Nachdruck der Ausgaben von 1933 bzw. 1936/37. Berlin u. a.
Millard, Matthias (1994): Die Komposition des Psalters. Ein formgeschichtlicher Ansatz. Tübingen.
Palmer, Frank Robert (1986): Mood and Modality. Cambridge.
Saussure, Ferdinand de (2016): Cours de linguistique générale. Lausanne/Paris.
Scheible, Heinz (1996): Melanchthon und die Reformation: Forschungsbeiträge. Mainz.
Schnocks, Johannes (2014): Psalmen. Paderborn.
Seybold, Klaus (1991): Die Psalmen. Eine Einführung. 2. Aufl. Stuttgart u. a.
Seybold, Klaus (2003): Poetik der Psalmen. Stuttgart.
Sonderegger, Stefan (1975): Notkers des deutschen Psalmenübersetzung. In: Sprachspiegel 31/4, 99–104.
Szczepaniak, Renata (2011): Grammatikalisierung im Deutschen. Eine Einführung. 2., überarb. und erw. Aufl. Tübingen.

Philipp Pfeifer

Versuch einer Typologie der Verwendungsweisen von ahd. Modalverben am Beispiel des Verbes *sculan*

1 Einleitung

Der folgende Beitrag baut auf den Ergebnissen meiner 2021 an der Karl-Franzens-Universität Graz eingereichten Diplomarbeit auf. Er behandelt einen Spezialbereich, der mit meinem Dissertationsvorhaben zum Thema „Zwischen Modalität und Tempus. Studien zu den Verwendungsweisen von Modalverben und Präteritopräsentia im Althochdeutschen“ in Verbindung steht, das seit 2022 durch das DOC-Stipendium der Österreichischen Akademie der Wissenschaften gefördert wird. Ziel dieses Projektes ist es, alle ahd. Modalverben und Präteritopräsentia im Kontext ihrer morphosyntaktischen, lexikalischen und semantischen Umgebung zu analysieren und zu vergleichen.

Wie auch das Nhd. zeigt das Ahd. in Bezug auf das semantische Spektrum von Modalverben eine große Variabilität, der das Dissertationsprojekt gezielt und umfassend auf den Grund zu gehen versucht. Zusätzlich zu einer Untersuchung möglichst vieler Belegstellen des Ahd. soll basierend auf Scherr (2019) sowie auf Vorarbeiten von Braun & Scherr (2021) und Braun, Pfeifer & Scherr (in Druck) ein Merkmalskatalog erarbeitet werden, der eine – auch intersubjektiv überprüfbare – typologische Einordnung der Belegstellen ermöglicht. Ein erster Einblick in diese Methodik findet sich bei Braun & Scherr (2021) zum Verb *magan* im Ahd. Tatian und bei Otfrid von Weißenburg sowie – mit Blick auf die epistemischen Verwendungsweisen von *magan* und *sculan* – bei Braun, Pfeifer & Scherr (in Druck). Im Folgenden sollen erste Ergebnisse auch zu den nicht-epistemischen Verwendungen von *sculan* in den eben erwähnten Werken dargelegt werden.

2 Theoretische Vorbemerkungen

Das Feld der Modalitätsforschung zeichnet sich durch eine Fülle von Theorien aus, die sich einer noch größeren Fülle von Fachtermini[1] bedient, die oftmals keine große Verbreitung innerhalb der wissenschaftlichen Welt erfahren. An dieser Stelle sollen lediglich einige Grundannahmen dargelegt werden, von denen für die folgende Analyse

1 Für eine Aufstellung der verschiedenen Fachtermini vgl. bspw. Milan 2001: 35.

Anmerkung: Der Autor ist Stipendiat der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (DOC) am Institut für Germanistik der Universität Graz.

https://doi.org/10.1515/9783110784282-007

ausgegangen wird: So lässt sich sagen, dass Modalität im Wesentlichen mit den Kategorien ‚Notwendigkeit' und ‚Möglichkeit' in Zusammenhang steht (vgl. bspw. Kratzer 1981: 6), wenngleich es sich dabei nicht um ein bipolares Spektrum handelt, da die Notwendigkeit – auch in Hinblick auf die klassische Modallogik (vgl. Hughes & Cresswell 1978: 20) – als Teilbereich der Möglichkeit anzusehen ist (vgl. Milan 2001: 27; Scherr 2019: 58). Modalität zeichnet sich auch dadurch aus, dass sie in Verbindung mit der Faktizität einer Aussage steht. In Bezug auf das Verhältnis von Faktizität und Modalität wird hier die Ansicht von Scherr (vgl. 2019: 94; 425) vertreten, die davon ausgeht, dass dieses Verhältnis zwischen epistemischen und nicht-epistemischen Modalverbverwendungen unterscheidet. Epistemische Verwendungen zeichnen sich dadurch aus, dass ihre Faktizität bereits entschieden ist, der Sprecher jedoch nicht darüber bescheid weiß (vgl. Scherr 2019: 94; Pfeifer 2021: 35); die Faktizität von nicht-epistemischen Verwendungen hingegen ist zur Referenzzeit noch nicht entschieden (vgl. Scherr 2019: 425; Pfeifer 2021: 35).

Als dritte Grundannahme ist anzuführen, dass Modalität eine deiktische Relation ausdrückt (vgl. Diewald 1999; Scherr 2019: 78 ff.).

Die aus der Analyse folgende Typologie basiert im Wesentlichen auf der von Kratzer in mehreren Werken (vgl. 1981; 1991 u. a.) entwickelten Theorie der Redehintergründe, die von der IDS-Grammatik (Zifonun et al. 1997: 1882) in vereinfachter Form übernommen wurde: „In den Redebeiträgen von Sprechern im Diskurs dienen Redehintergründe als handlungs- und interaktionsleitende Orientierungen des Sprechers." Zifonun et al. (vgl. 1997: 1884) gehen in Bezug auf Modalverben von fünf zugrundeliegenden Redehintergründen aus: epistemisch, circumstatiell, normativ, teleologisch und volitiv. Für die Beschäftigung mit dem Verb *sculan* in den erwähnten Werken spielt der circumstantielle Redehintergrund keine Rolle; ob *sculan* in teleologischer Bedeutung auftritt, ist fraglich (siehe unten). Die übrigen Redehintergründe lassen sich in zwei große Gruppen teilen: epistemische und nicht-epistemische Verwendungsweisen. Diese unterscheiden sich nicht nur, wie oben erwähnt, in ihrer Relation zur Faktizität einer Aussage, sondern auch in der deiktischen Relation, die sie ausdrücken. Während epistemische Modalverbverwendungen „keine prospektivische Relation" zeigen, sondern „auf einen Sachverhalt, der bereits entschieden ist", verweisen (Scherr 2019: 426), enthalten nicht-epistemische Verwendungen eine „temporaldeiktische Komponente" mit „prospektivische[r] Verweisrichtung" (Scherr 2019: 425). Damit rücken Letztere in die Nähe des Tempus Futur und werden mitunter als Futurmarker grammatikalisiert (vgl. bspw. Diewald 1999: 418; DWB 16: 1488). So finden sich in den betrachteten Quellen auch Verwendungen des Verbs *sculan*, die (ausschließlich) zum Ausdruck des Futurs dienen. Neben diesen (stark) grammatikalisierten Belegen von *sculan* zeigt vor allem der Ahd. Tatian, mitunter aber auch Otfrids Evangelienbuch – wenn auch in anderer Art und Weise –, (ältere) Vollverbverwendungen.

3 Methodik

Um eine Übersicht über die Verwendungsweisen zu erarbeiten, wurden zunächst alle Belegstellen, die das zu untersuchende Modalverb *sculan* enthalten, mithilfe der Datenbank „Deutsch Diachron Digital“, die über ANNIS zugänglich ist, identifiziert. Bereits in diesem Schritt zeigte sich eine starke Diskrepanz zwischen den beiden untersuchten Werken: Während im Ahd. Tatian lediglich 16 Belege für *sculan* zu finden waren, weist Otfrids Evangelienbuch 218 Belege auf. In einem weiteren Schritt wurden alle Belegstellen übersetzt und eine erste Einteilung vorgenommen. Daraufhin wurde das morphosyntaktische, lexikalische und semantische Umfeld analysiert, um Merkmale zu identifizieren, die vermehrt mit gewissen Verwendungsweisen auftreten bzw. gewisse Verwendungen auszuschließen scheinen. Auf Basis der so erarbeiteten Merkmale wurden dann eine (vorläufige) Typologie erstellt und die Belegstellen reevaluiert und – wenn nötig – neu zugeordnet.

4 Typologie der Verwendungsweisen

Die so generierte Typologie umfasst grundlegend zwei große Kategorien: *Vollverbverwendungen* und *Verwendungen als Modalverb bzw. Hilfsverb*. Diese beiden Kategorien sind formal eindeutig voneinander zu trennen, treten doch Vollverbverwendungen von *sculan* immer ohne regierten Infinitiv (dafür mitunter mit Akkusativobjekt) auf. Die Modalverb-/Hilfsverbverwendungen lassen sich weiter in drei Unterkategorien unterteilen: *futurische*, *deontische* und *epistemische* Verwendungen. Unter Rückgriff auf Vorarbeiten zu den altenglischen (vgl. Standop 1957) und mittelenglischen (vgl. Küppers 1996) Modalverben wurden die Belege innerhalb dieser Unterkategorien zu noch spezifischeren Untergruppen zusammengefasst. So lassen sich die futurischen Belege in ein *prophetisches*, ein *unmittelbares* und ein *neutrales Futur* einteilen, wobei Letzteres in den betrachteten Werken nicht eindeutig festgestellt werden kann. Die deontischen Verwendungsweisen lassen sich auch nach den Redehintergründen der IDS-Grammatik (vgl. Zifonun et al. 1997: 1884) in *normative*, *extrasubjektiv-volitive* und *adhortative* Verwendungen unterteilen. Die epistemischen Verwendungsweisen schließlich umfassen *quotative*[2] und *hypothetische* Verwendungen (siehe Abb. 1).

2 Vgl. zu diesem Begriff Diewald (1999: 225).

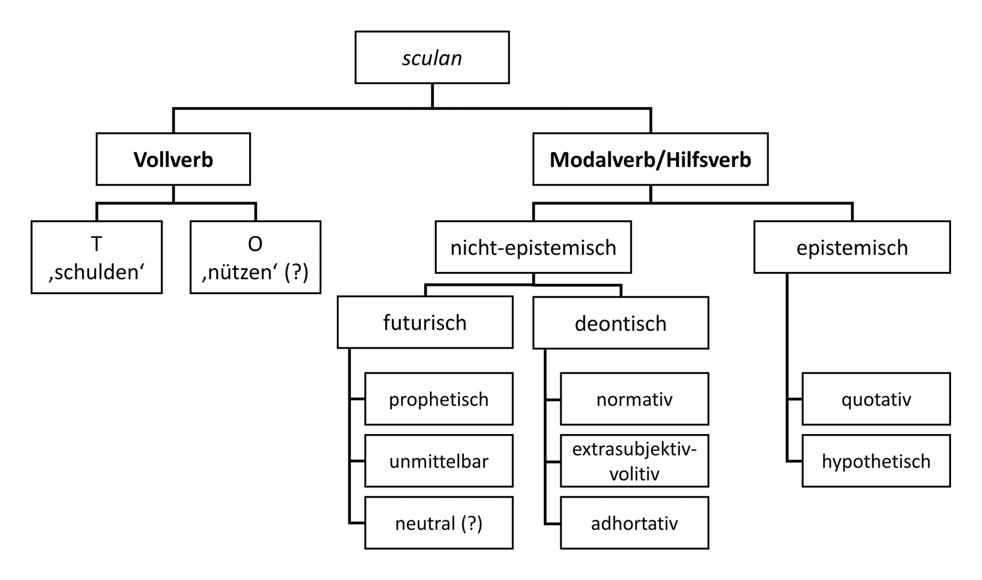


Abb. 1: Übersicht über die Typologie der Verwendungsweisen (Pfeifer 2021: 71).

4.1 Vollverbverwendungen

Sowohl im Ahd. Tatian als auch in Otfrids Evangelienbuch finden sich Belege für Vollverbverwendungen von *sculan*. Im Ahd. Tatian sind diese Verwendungen dominant; *sculan* tritt hier üblicherweise mit Akkusativobjekt in der Bedeutung ‚schulden‘ auf (1):

(1) T 99,1 (H.P.P.)
Inti mittiu her bigonda redea sezzan, braht uuard imo ein, ther ***scolta*** <u>*zehen thusunta talentono*</u>.
‚Und als er begann Rechenschaft abzulegen, wurde ihm einer gebracht, der schuldete zehntausend Talente.‘

Ein Beleg (2) im Tatian könnte möglicherweise als Spezialfall der Vollverbverwendung gedeutet werden, wenngleich hier bereits die späteren Verwendungen von *sculan* zu erahnen sind.

(2) T 239,3
domine, hic autem quid? (‚Herr, dieser aber was?‘)
trohtin, uuaz sal theser?
‚Herr, was soll dieser?‘

Aufgrund des – bereits im Lateinischen – stark defektiven Satzes wird erst durch den Kontext klar, dass dieser Satz etwa ‚Was wird mit diesem geschehen?‘ bedeutet (Pfei-

fer 2021: 41). Es wird also bereits die prospektive Komponente, die *sculan* in Otfrids Evangelienharmonie zumeist aufweist erkennbar.

Auch in Otfrids Werk finden sich Belegstellen, an denen kein Infinitiv regiert wird, es sich aber auch nicht um eine Ellipse handelt (siehe unten). Im Unterschied zum Ahd. Tatian wird hier jedoch kein Akkusativobjekt regiert. Als Bedeutung kann ‚nützlich sein, nützen' angesetzt werden (3). Sollte sich diese Interpretation als stabil erweisen, könnte hier womöglich ein teleologischer Redehintergrund gesehen werden.

(3) O. 2,4,41f. (H.P.P.)
Nim góuma waz er wólti, waz sulih béta ***skolti****, waz Kriste* ***scólti*** *thaz brot; ni wás imo es nihein nót!*
‚Nimm in Achtsamkeit, was er wollte, was solch eine Forderung sollte, was Christus sollte das Brot; nicht war ihm dessen keine Not!'

Ob diese Bedeutung spezifisch für Otfrid ist oder im Ahd. weiter verbreitet war, werden weitere Analysen zeigen.

4.2 Verwendungen als Modalverb bzw. Hilfsverb

Neben den Verwendungen als Vollverb, bei denen kein Infinitiv regiert wird, finden sich vor allem in Otfrids Evangelienbuch (im Ahd. Tatian nur vereinzelt) auxiliare bzw. modale Verwendungsweisen. Diese lassen sich grundlegend in drei große Gruppen einteilen: futurisch, deontisch und epistemisch.

4.2.1 Futurische Verwendungen

4.2.1.1 Das prophetische *sculan*

Das prophetische *sculan*[3] ist die häufigste Verwendungsweise dieses Verbs bei Otfrid. Es wird hierbei ein Sachverhalt beschrieben, der aus Sicht der Vergangenheit in der Zukunft, aus der Perspektive der Sprechzeit (zumeist) jedoch bereits in der Vergangenheit liegt, oder ein Sachverhalt, dessen (bereits prophezeites) Eintreten in der Zukunft aus Sicht des Sprechers für gesichert gilt. Moderne Grammatiken bezeichnen diese Form zumeist als *Zukunft in der Vergangenheit(sperspektive)* (vgl. bspw. Helbig & Buscha 1980: 113 und Schönherr 2010: 78) oder *Schicksalsfutur* (vgl. Duden 2016: 551). Diese Verwendung tritt in den untersuchten Werken besonders häufig im Präteritum auf (4), es finden sich jedoch auch Belege im Präsens (5).

3 Zu diesem Begriff vgl. Küppers 1996: 84.

(4) O 1,9,1f.
Thes ér iu ward giwáhinit, tho ward irfúllit thiu zít, thaz sáliga thiu álta thaz kind tho béran scolta.
‚Dessen früher ward euch erwähnt, da ward erfüllt die Zeit, dass die selige Alte das Kind da gebären sollte.'

(5) O 5,20,3f.
Er sélbo iz sus giméinta joh júngoron sinen zéinta, joh selbo in ságeta ubar ál, wio égislih iz wésan scal.
‚Er selbst es so sagte und seinen Jüngern zeigte, und selbst sagte (er) ihnen über alles, wie schrecklich es geschehen soll.'

Besonders häufig tritt diese Verwendung in der indirekten Rede auf, wird durch *wio* eingeleitet und ist mit *sīn, wesan* oder *werdan* als regiertem Infinitiv konstruiert (vgl. 5).

4.2.1.2 Das unmittelbare Futur

Neben dem prophetischen Futur, das auf Sachverhalte verweist, die entweder bereits in der Vergangenheit oder weit in der Zukunft liegen, folgen die mit dem unmittelbaren Futur[4] angekündigten Handlungen direkt auf die Äußerung (6).

(6) O 1,5,43f.
Ih scal thir sagen, thiarna, rácha filu dóugna, sálida ist in éwu mit thíneru sélu.
‚Ich soll dir sagen, Jungfrau, eine Sache sehr geheimnisvoll, Segen ist in Ewigkeit mit deiner Seele.'

Diese Verwendung tritt besonders häufig in der ersten Person Singular und Plural auf. Alle Belege für das unmittelbare Futur stehen – aus naheliegenden Gründen – im Präsens, als regierter Infinitiv treten beinahe ausschließlich *verba dicendi* auf (*sagen, ir-, gi-, zellen, rachon, redinon, fragen* und *leren*), in einem Beleg wird *lesan* regiert. In Hinblick auf die Satzstruktur finden sich die meisten Belege für das unmittelbare Futur in direkter Rede bzw. in Parenthesen. Als lexikalischer Hauptindikator muss angeführt werden, dass die Lokaladverbiale *hiar* ausschließlich mit dieser Verwendung auftritt.

4.2.1.3 Das neutrale Futur

Neben prophetischem und unmittelbarem Futur kann noch eine dritte futurische Kategorie eingeführt werden. Dieses sogenannte *neutrale Futur*[5] ist in den betrachteten

4 Zu diesem Begriff vgl. Küppers 1996: 85.
5 Zu diesem Begriff vgl. Küppers 1996: 85.

Werken schwer festzumachen: Oftmals ist eine Zuteilung nicht eindeutig, da auch die deontischen Verwendungen ein prospektives Moment beinhalten und für eine eindeutige Zuordnung jeglicher modale Charakter einwandfrei ausgeschlossen werden müsste. Wahrscheinlich ist diese Verwendung daher vor allem in jenen Fällen, in denen auch futurische Ausdrücke auftreten, wie bspw. futurisches *wellen* (7). Ob eindeutig neutrale futurische Verwendungen von *sculan* im Ahd. existieren, wird in weiteren Studien zu klären sein.

(7) O 1,5,51f. (H.P.P.)
Ér ***scal*** *sinen drúton thráto gimunton, then alten sátanasan wílit er gifáhan.*
‚Er **soll** (wird) seinen Vertrauten wirksam beschützen, den alten Satan will (wird) er ergreifen.'

4.2.2 Deontische Verwendungen

Die deontischen Verwendungen zeichnen sich dadurch aus, dass hier jemand zu einer Handlungsweise aufgefordert wird. Die drei Untergruppen unterscheiden sich einerseits darin, wer oder was die Quelle der Aufforderung, und andererseits, wer Adressat*in dieser Aufforderung ist. Beim normativen *sculan* ist die Quelle ein (Natur-)Gesetz oder eine soziale Norm bzw. – textsortenspezifisch in den untersuchten Werken – der Wille Gottes (siehe Abb. 2).

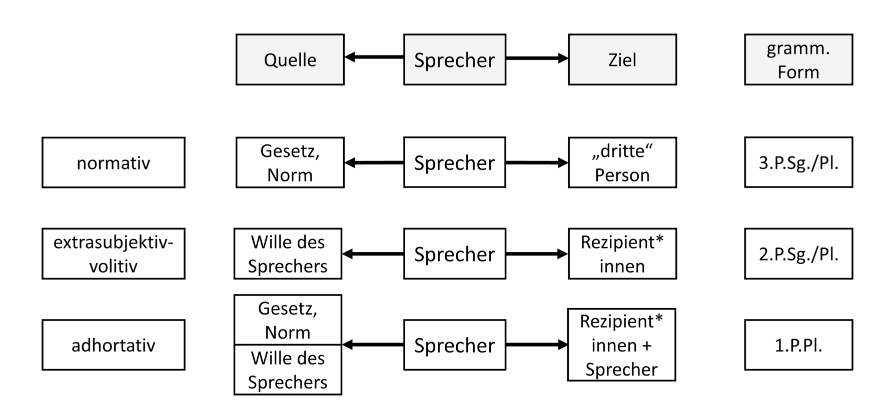


Abb. 2: Übersicht über die deontischen Verwendungsweisen (Pfeifer 2021: 74).

(8) T 197,6
Tho antlingitun imo thie ludei: uuir habemes euua, inti after euu sal her sterban, uuanta her sih gotes sun teta.
‚Da antworteten ihm die Juden: Wir haben (ein) Gesetz, und nach dem Gesetz soll er sterben, weil er sich (zu) Gottes Sohn machte.'

(9) O. 1,19,4f.
Ther engil spráh imo zúa: „thu scalt thih héffen filu frúa; fliuh in ántheraz lánt, bimíd ouh thesan fiant!“
‚Der Engel sprach ihm zu: „Du sollst dich erheben sehr früh; fliehe in anderes Land, meide/entgehe auch diesem Feind.“‘

(10) O. Ludw. 29f.
Nu níazen wir thio gúati joh frídosamo zíti sínes selbes wérkon, thes sculun wir góte thankoN;
‚Nun genießen wir das Gute und (die) friedsame Zeit seiner eigenen Werke, dessen sollen wir Gott danken.‘

Anhand von (8), (9) und (10) soll die Unterscheidung der drei deontischen Untergruppen verdeutlicht werden: In (8) sprechen die Juden mit Pilatus. Sie erwähnen als Ziel der Aufforderung eine dritte Person, nämlich Jesus, der jedoch nicht direkt angesprochen bzw. aufgefordert wird. Diese Aufforderung basiert auf einem – auch explizit erwähnten – Gesetz (*euua*), das gewisse Verhaltensweisen *normativ* vorschreibt. Semantisch ist *sculan* hier also in der Nähe des nhd. *müssen* zu verorten.

In (9) tritt *sculan* in einer anderen direkten Rede auf. Angesprochen wird hier – auch formal mit der zweiten Person Singular realisiert – Josef von einem Engel. Diese Aufforderung einer direkt angesprochenen Person kann an den extrasubjektiv-volitiven Redehintergrund angeschlossen werden (vgl. Zifonun 1997: 1891), die Quelle ist hier der Wunsch des Auffordernden bzw. einer dritten beteiligten oder unbeteiligten Person.

Ist der Sprecher dagegen Teil der aufgeforderten Rezipient*innen, wird auch er selbst adhortativ zu einer gewissen Handlung aufgefordert (vgl. (10)). Quelle kann hier entweder eine Norm oder der Wunsch des Sprechers sein.

Die drei deontischen Verwendungsweisen unterscheiden sich vorwiegend in ihrer grammatischen Realisierung. So finden sich Belege für normatives *sculan* zumeist in der dritten Person Singular oder Plural, Belege für extrasubjektiv-volitives und adhortatives in der zweiten respektive ersten Person Singular oder Plural. Extrasubjektiv-volitives *sculan* tritt vorwiegend in Formen der Rede auf, adhortatives *sculan* vor allem in Autorenrede und Parenthesen. Nicht zuletzt sei darauf hingewiesen, dass normatives *sculan* häufig mit der Adverbiale *thruh not* auftritt, die die Notwendigkeit der Norm noch unterstützt.

Ein Spezialfall der normativen Verwendung findet sich in der Wendung *so [X] ([Y]) scal/scolta*. Hier wird üblicherweise auf eine Handlungsweise hingewiesen, die sich für das Subjekt gehört oder die für das Subjekt, (sozialen) Normen folgend, angebracht erscheint (11).

(11) O. 3,18,17
suntar éren ubar ál minon fáter so ich scál;
‚Sondern ich ehre meinen Vater über alles, wie ich soll‘

Teilweise ist durch ein Objekt (entweder als reines Dativobjekt oder als Präpositionalobjekt mit *zi* (12) oder *in*) realisiert, wem gegenüber das erwähnte Verhalten geziemend ist.

(12) O. 2,8,15f.
Spráh tho zi iru súazo ther ira sun zeizo sconon wórton ubar ál, so sun zi múater scal: ‚Sprach da zu ihr süß, der ihr teurer Sohn (mit) schönen Worten über alles, so (ein) Sohn zur Mutter soll.'

In diesen Verwendungen kann wohl von einer Ellipse des regierten Infinitivs gesprochen werden, der direkt im vorangegangenen Satz erwähnt wird. Eindeutig ist in (12), dass die Valenz des *sprehhan* im Nebensatz weitergetragen wird. Diese Wendung findet sich auch häufig in ahd. Beichttexten, die regelmäßig darauf hinweisen, dass der*die Beichtende nicht so gehandelt hat, ‚wie er/sie sollte' (*so ih scolta*). In manchen Fällen werden hier jedoch Infinitive nicht elliptisch ausgelassen, was als eindeutiger Hinweis auf die elliptische Struktur der anderen Sätze zu deuten ist:

(13) Würzburger Beichte (H. P. P.)[6]
ih furgoumolosota gihore gotes gibot. italiu ente unbideruiu sprah ih mit diu de ih scolti guotiu sprehe, ent mit minan hantun uuorhta daz ih niscolta ***uuirchen****.*
‚Ich versäumte zu hören Gottes Gebot. Leer und nutzlos sprach ich mit denen, denen ich sollte (Konj.) gut sprechen, und mit meinen Händen wirkte ich, das ich nicht sollte **wirken**.

4.2.3 Epistemische Verwendungen

Es sei darauf hingewiesen, dass die wissenschaftliche Diskussion um die Terminologie der Epistemik (so wie auch über jene der Modalität allgemein) eine Vielzahl an Begriffen hervorgebracht hat, die im Rahmen dieses Artikels nicht erschöpfend reflektiert werden können. Grundsätzlich lassen sich jedoch die wenigen epistemischen Belege, die ausschließlich bei Otfrid auftreten, in zwei Kategorien teilen: *hypothetische* Verwendungen, in denen die Meinung des Sprechers zur Faktizität eines Sachverhaltes ausgedrückt wird, und *quotative*[7] Verwendungen, die die Einschätzung Dritter zu einem Sachverhalt zitieren. Als zentrale Unterscheidung zwischen epistemischen und nicht-epistemischen Verwendungsweisen soll auf den in der Einleitung beschriebenen

6 Vgl. Steimeyer (1919: 316).
7 Zu diesem Begriff vgl. Diewald 1999. Da terminologische Fragen für die vorliegende Analyse nur eine untergeordnete Rolle spielen, sei an dieser Stelle lediglich darauf verwiesen, dass ein großer Zweig der Modalitätsforschung folgende Belege von *sculan* nicht als epistemisch, sondern als evidentiell einordnen würde (vgl. bspw. Aikhenvald 2004).

Sachverhalt verwiesen werden, dass nicht-epistemische Modalverbverwendungen eine prospektive Relation ausdrücken – hier muss die Faktizität eines Sachverhaltes erst entschieden werden (vgl. Scherr 2019: 425) – während diese Eigenschaft epistemischen Modalverbverwendungen nicht zu eigen ist: Im Gegenteil, hier ist die Faktizität des erwähnten Sachverhaltes „bereits entschieden“ und nur dem Sprecher noch nicht bekannt (Scherr 2019: 426).

Epistemische Verwendungen treten ausschließlich mit den statischen Infinitiven *wesan* und *sīn* auf und finden sich zumeist in Fragesätzen.

(14) O. 3,15,57f.
Wir wizun in thía ahta áIla sina sláhta, fáter inti muater; scolt ér sin Kríst guater
‚Wir wissen (kennen) in diesen Gedanken all sein Geschlecht, Vater und Mutter, sollte er sein Christ, (der) Gute?‘

(15) O. 3,12,7f.
Waz quít fon mir ther líutstam? thaz gizéllet mir nu frám; wer quédent sie theih sculi sín odo ouh rácha wese mín?
‚Was sagt von mir das Volk (die Leute)? Das erzählt mir nun ganz; wer sagen sie, dass ich soll sein oder auch meine Sache sei?‘

In (15) findet sich der einzige eindeutige Beleg für quotatives *sculan* in den untersuchten Werken. Schönherr (2010: 93) erwähnt noch ein weiteres Beispiel, bei dem die quotative Lesart jedoch bei weitem nicht so eindeutig ist.

(16) O. 2,14,75f.
Ein mán ist uns gihéizan joh scal ouh Kríst heizan, uns duit sin kúnft noh wánne thaz al zi wízanne,
‚Ein Mann ist uns verheißen und (er) soll auch Christus heißen/genannt werden, uns bewirkt seine Ankunft außerdem irgendwann, dass alle zu Wissenden (werden).‘

Das Auftreten eines anderen Infinitives als *sīn* oder *wesan* sowie der prospektive Verweis im zweiten Teil des Satzes scheinen in diesem Fall eher auf eine prophetische Verwendung hinzudeuten, obgleich eine quotative Verwendung nicht ganz ausgeschlossen werden kann.

5 Fazit und Ausblick

Im vorliegenden Artikel konnte gezeigt werden, dass das Modalverb *sculan* in den untersuchten Texten (im Ahd. Tatian und in Otfrids Evangelienbuch) in unterschiedlichen Lesarten auftritt. Während der Ahd. Tatian sich hauptsächlich einer Vollverbverwen-

dung in der Bedeutung ‚schulden' bedient, findet sich bei Otfrid, bei dem diese Verwendung überhaupt nicht auftaucht, ein breites Spektrum an modalen und auxiliaren Verwendungen. Durch die semantische Nähe von nicht-epistemischen Modalverben zur Prospektivität rückt auch das Modalverb *sculan* in die Nähe einer Futurmarkierung, behält jedoch gleichzeitig immer einen gewissen Grad an (modaler) Eigensemantik, wird also (in den untersuchten Werken) nicht zur Gänze als Temporalmarker grammatikalisiert. In den epistemischen Verwendungen, die sich auch nachweisen lassen, hingegen findet sich keine prospektive Komponente. Insgesamt kann also von drei inhärenten Eigenschaften des Verbes gesprochen werden, die in verschiedenen Lesarten unterschiedlich stark auftreten: Denotation, Prospektivität und Modalität. Je nach Verhältnis zwischen diesen drei Eigenschaften können Belege einer Verwendungsweise zugeordnet werden (siehe Abb. 3).

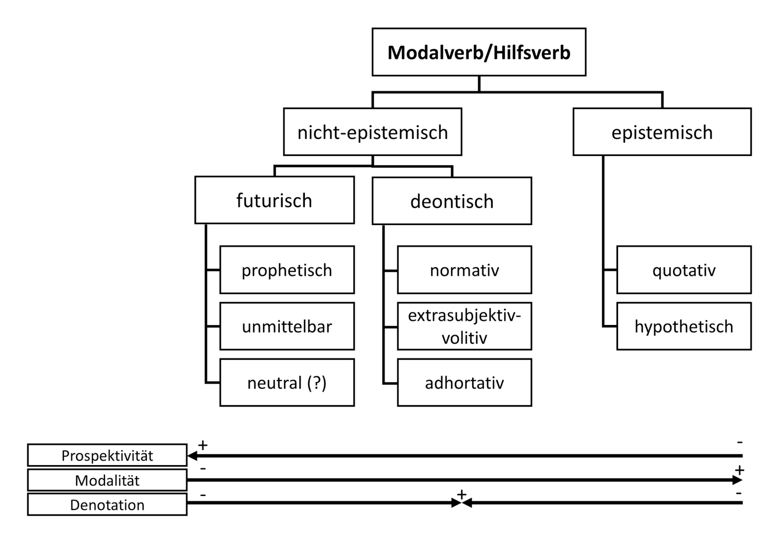


Abb. 3: Übersicht über die Modal- und Hilfsverbverwendungen in Bezug gesetzt zu deren relativer Prospektivität, Modalität und Denotation (Pfeifer 2021: 72).

Zudem konnte gezeigt werden, dass eine Analyse von morphologischen, syntaktischen, lexikalischen und semantischen Merkmalen Aufschluss über die in einer Belegstelle vorliegende Lesart geben kann, wenngleich die meisten Merkmale nur Tendenzen aufzeigen. Eine Analyse möglichst vieler ahd. Belegstellen des Verbes *sculan* könnte hier zu weiteren Erkenntnissen führen und potentiell weitere Lesarten zutage fördern. Eine Zusammenschau aller Modalverben in dieser Sprachstufe könnte zudem einen Überblick über das System der verschiedenen Lesarten der einzelnen Verben und ihrer Interaktion geben sowie Merkmale offenbaren, die für mehrere Modalverben ausschlaggebend sind. Solche Analysen werden momentan im Rahmen des von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften geförderten Dissertationsprojektes „Zwischen Modalität und Tempus. Stu-

dien zu den Verwendungsweisen von Modalverben und Präteritopräsentia im Althochdeutschen“ durchgeführt und sollten bald weitere Ergebnisse liefern können.

Literaturverzeichnis

Quellen

Kleinere ahd. Denkmäler. Zugriff über Referenzkorpus Althochdeutsch. Online unter: https://korpling.german.hu-berlin.de/annis3/ddd#_c=RERELUFELUtsZWluZXJlX0FsdGhvY2hkZXV0c2NoZV9EZW5rbcOkbGVyXzEuMQ (Stand: 03.11.2022).

Masser, Achim (Hrsg.) (1994) Die lateinisch-althochdeutsche Tatianbilingue Stiftsbibliothek St. Gallen Cod. 56. (Studien zum Althochdeutschen 25) Göttingen.

Otfrid von Weißenburg (1973): Otfrids Evangelienbuch. Hrsg. von Oskar Erdmann. 6. Aufl. Besorgt von Ludwig Wolff. Tübingen.

Otfrid von Weißenburg (2006): Evangelienbuch. Hrsg. von Wolfgang Kleiber unter Mitarbeit von Rita Heuser. Bd. II. Edition der Heidelberger Handschrift P (Codex Pal. Lat. 52) und der Handschrift D (Codex Discissus: Bonn, Berlin/ Krakau, Wolfenbüttel). Teil 1: Texte. Tübingen.

Otfrid von Weißenburg, sämtliche Texte. Zugriff über Referenzkorpus Althochdeutsch. Online unter: https://korpling.german.hu-berlin.de/annis3/ddd#_c=RERELUFELU90ZnJpZF8xLjE (Stand: 03.11.2022).

Sievers, Eduard (Hrsg.) (1882): Tatian. Lateinisch und althochdeutsch mit ausführlichem Glossar. 2., neubearb. Aufl. Paderborn et al.

Steimeyer, Elias (Hrsg.) (1919): Die kleineren Althochdeutschen Sprachdenkmäler. Berlin.

Tatian, sämtliche Texte. Zugriff über Referenzkorpus Althochdeutsch. Online unter: https://korpling.german.hu-berlin.de/annis3/ddd#_c=RERELUFELVRhdGlhbl8xLjE (Stand: 03.11.2022).

Literatur

Aikhenvald, Alexandra (2004): Evidentiality. Oxford: Oxford University Press.

Braun, Christian & Elisabeth Scherr (2021): Verschriftlichte Modalität. Epistemische Interpretationsvarianten althochdeutscher Modalverben in ausgewählten Quellen. In: Jahrbuch der Gesellschaft für Germanistische Sprachgeschichte 2021, 269–291.

Braun, Christian, Philipp Pfeifer & Elisabeth Scherr (in Druck): Zur historischen Epistemik der Modalverben. Eine kontrastive Studie zu *magan* und *sculan* bei Otfrid und im althochdeutschen Tatian. In: Jahrbuch der Gesellschaft für Germanistische Sprachgeschichte 2023.

Buscha, Joachim & Gerhard Helbig (1980): Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Leipzig.

Diewald, Gabriele (1999): Die Modalverben im Deutschen. Grammatikalisierung und Polyfunktionalität. (Reihe Germanistische Linguistik 208) Tübingen.

Duden (2016) = Der Duden in zwölf Bänden. Bd. 4. Die Grammatik. Hrsg. von Angelika Wöllstein und der Dudenredaktion. 9. vollst. überarb. und aktual. Aufl. Berlin.

DWB [16] = Deutsches Wörterbuch von Jakob und Wilhelm Grimm. Bd. 16. Digitalisierte Fassung im Wöterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities. Version 01/21. URL: https://www.woerterbuchnetz.de/DWB (Stand: 12.06.2021).

Milan, Carlo (2001): Modalverben und Modalität. Eine kontrastive Untersuchung Deutsch-Italienisch. (Linguistische Arbeiten 444) Tübingen.
Hughes, G. E. & M.J. Cresswell (1978): Einführung in die Modallogik. Übers. von Florian Coulmas, Roland Posner & Bern Wiese. Berlin/New York.
Kratzer, Angelika (1981): The Notional Category of Modality. In: Hans-Jürgen Eikmeyer & Hannes Rieser (Hrsg.): Words, Worlds and Contexts. New Approaches in Word Semantics. (Research in Text Theory 6) Berlin/New York, 28–74.
Kratzer, Angelika (1991): Modality. In: Hugo Steger & Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.): Semantik. (HSK 6) Berlin/New York, 639–650.
Küppers, Guido (1996): Untersuchungen zur mittelenglischen Verbalsyntax. Die Modalverben cunnen, moten, mouen, shulen und *willen* in der Katherine Group und Ancrene Wisse. Univ. Diss. Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn.
Pfeifer, Philipp (2021): „Waz skel iz sin?“. Typologie der Verwendungsweisen des Verbes *sculan* im althochdeutschen Tatian und bei Otfrid. Unveröff. univ. Dipl.-Arb. Universität Graz.
Scherr, Elisabeth (2019): Die Opazität epistemischer Modalverben im Deutschen. Funktion, Form und empirische Fassbarkeit. (Sprache und Wissen 39) Berlin/Boston.
Schönherr, Monika (2010): Modalität und Modalitätsausdrücke in althochdeutschen Bibeltexten. Eine korpusgestützte Analyse (WespA 7). URL: https://opus.bibliothek.uni-wuerzburg.de/opus4-wuerzburg/frontdoor/deliver/index/docId/3874/file/MonikaSchoenherrDissWespa7.pdf (Stand: 03.11.2022).
Standop, Ewald (1957): Syntax und Semantik der modalen Hilfsverben im Altenglischen. Magan, motan, sculan, willan. (Beiträge zur englischen Philologie 38) Bochum.
Zifonun et al. (1997): Grammatik der deutschen Sprache. Bd. 1 (Schriften des Instituts für deutsche Sprache 7.1) Berlin/Boston.

Jens Fleischhauer & Stefan Hartmann

Der Weg von *kommen* zum Funktionsverb

1 Einleitung

Funktionsverbgefüge sind Mehrworteinheiten, die aus einem desemantisierten Verb und einem phrasalen Element bestehen. Das phrasale Element ist entweder eine Nominal- oder eine Präpositionalphrase. Zusammen bilden beide Bestandteile ein (semantisch) komplexes Verb. Repräsentative Beispiele sind *eine Entscheidung treffen* und *jemanden zur Verzweiflung bringen*. In der germanistischen Sprachwissenschaft stellen Funktionsverbgefüge seit mehreren Jahrzehnten den Gegenstand kontroverser Diskussionen dar (vgl. Heine 2020). Auch wenn einzelne Autoren (vgl. Van Pottelberge 2001) argumentieren, dass es eine eigene grammatikalisch relevante Kategorie ‚Funktionsverbgefüge' nicht gibt, nimmt die Mehrheit der Autoren doch an, dass Funktionsverbgefüge eine relevante Kategorie darstellen.

In der überwiegenden Mehrzahl der Arbeiten werden Funktionsverbgefüge aus einer synchronen Perspektive behandelt, diachrone Untersuchungen zu ihren sind bislang eher selten. Nennenswerte Ausnahmen stellen die Arbeiten von Braun (2010), Relleke (1974), Seifert (2004, 2016, 2020) und So (1991) dar. Eine systematische Untersuchung der Entstehung von Funktionsverbgefügen über verschiedene historische Stufen des Deutschen hinweg fehlt bislang noch.

In der vorliegenden Arbeit untersuchen wir unterschiedliche Hypothesen zur Entstehung deutscher Funktionsverbgefüge. Die Hypothesen leiten sich aus synchronen Beobachtungen grammatikalischer Charakteristika prototypischer Funktionsverbgefüge ab. Dies sind einerseits die Desemantisierung des finiten Verbs, anderseits das Vorkommen eventiver Nomen in der Komplement-PP des Verbs. Anhand einer Fallstudie verfolgen wir die Entwicklung von *kommen* ausgehend vom Althochdeutschen bis hin zum Frühneuhochdeutschen. Dabei blicken wir nicht gezielt auf Konstruktionen, die (aus synchroner Perspektive bzw. gemäß unserer Definition) als Funktionsverbgefüge gelten können, sondern nehmen stattdessen alle Konstruktionen mit *kommen* in den Blick. Die Ergebnisse unserer korpuslinguistischen Untersuchung legen nahe, dass Funktionsverbgefüge in einer Abfolge voneinander unabhängiger Entwicklungsschritte entstehen: Zuerst erfolgt eine Desemantisierung des Verbs, in einem darauffolgenden Schritt ist eine Veränderung der Selektionsrestriktionen bezüglich des PP-internen Nomens zu beobachten. Die vorliegende Arbeit stellt eine Fortsetzung der in Fleischhauer & Hartmann (2021) beschriebenen Untersuchung dar und ergänzt diese durch den Einbezug einer größeren Datenbasis und die Diskussion einiger methodischer Fragen, die sich im Zuge der Datenannotation ergeben haben.

https://doi.org/10.1515/9783110784282-008

2 Funktionsverbgefüge

In den späten 1960er Jahren hat Engeler (1968) den Begriff des ‚Funktionsverbgefüges' (FVG), aufbauend auf einer Arbeit von Polenz (1963), in die deutsche Sprachwissenschaft eingeführt. Funktionsverbgefüge stellen semantisch komplexe Prädikate dar, die aus einem Funktionsverb und einem phrasalen Element – einer Nominalphrase (1a) oder einer Präpositionalphrase (1b) – gebildet werden. Im weiteren Verlauf behandeln wir nur FVGs, deren phrasales Element eine Präpositionalphrase ist, und lassen somit Beispiele wie in (1a) unberücksichtigt. Dabei lassen wir jedoch offen, ob solche Ausdrücke systematische aus dem Kreis der Funktionsverbgefüge ausgeschlossen werden sollten, wie dies etwa von Polenz (1987) vorschlägt. Nach ihm gehören nur die Ausdrücke in (1b) in den engeren Kreis der Funktionsverbgefüge, die Ausdrücke in (1a) subsumiert er unter die Bezeichnung ‚Nominalisierungsverbgefüge', die andere Eigenschaften und insbesondere eine andere semantische Motivation als Funktionsverbgefüge haben sollen.

(1) a. *eine Frage stellen, eine Antwort geben, einen Kuss geben*
b. *in Bewegung kommen, unter Verdacht stehen, außer Verdacht stehen*

In der sprachwissenschaftlichen Literatur zu Funktionsverbgefügen gibt es bislang keinen Konsens bezüglich einer Definition des Begriffs ‚Funktionsverbgefüge' (vgl. Van Pottelberge 2001, siehe auch den Überblick in Heine 2020).[1] Als Konsequenz besteht auch kein Konsens, welche sprachlichen Ausdrücke als Funktionsverbgefüge angesehen werden sollten und welche nicht unter diesen Begriff fallen. Auch wenn es bislang keine allseits akzeptierte Definition des Funktionsverbgefügebegriffs gibt, lassen sich jedoch einige Charakteristika identifizieren, die prototypischerweise mit Funktionsverbgefügen in Verbindung gebracht werden. Dazu zählt, dass (i.) das verbale Element des Funktionsverbgefüges desemantisiert ist und (ii.) das phrasale Element ein eventives Nomen enthält. Beide Eigenschaften können anhand des Funktionsverbgefüges *ins Schwitzen kommen* illustriert werden. Ein illustratives Beispiel für dieses Funktionsverbgefüge ist in (2) wiedergegeben. Mit dem FVG wird ausgedrückt, dass der Subjektreferent *(die Spielerinnen)* zu schwitzen beginnt. *Ins Schwitzen kommen* kann somit als ‚beginnen zu schwitzen' paraphrasiert werden und drückt die Inchoation des durch das PP-interne bezeichneten Ereignisses aus.

1 Funktionsverbgefüge werden nicht nur aus sprachwissenschaftlicher Perspektive thematisiert, sondern auch in der sprachdidaktischen (vgl. z. B. Kabatnik 2020, 2021) und sprachkritischen Literatur (vgl. Kabatnik 2020 für einen aktuellen Überblick). Ein Ausgangspunkt der sprachwissenschaftlichen Behandlung von Funktionsverbgefügen stellt von Polenz (1963) Auseinandersetzung mit laienlinguistischer Sprachkritik an komplexen Prädikaten dar.

(2) *Bei fast tropischen Temperaturen und einer sehr hohen Luftfeuchtigkeit in der Vechelder Sporthalle kamen die Spielerinnen schon beim Sitzen auf der Bank ins Schwitzen.* (BRZ06/AUG.00354 Braunschweiger Zeitung, 01.08.2006; Magdeburger Lob für starke Broistedter Pfeile)

Als lexikalisches Vollverb ist *kommen* ein direktionales Bewegungsverb, das die Bewegung hin zu einem Ziel ausdrückt. Das Ziel der Bewegung kann explizit durch eine Präpositionalphrase eingeführt werden (3a), ohne PP-Ergänzung wird das Verb dagegen deiktisch – Bewegung hin zum Sprecher – interpretiert (3b).

(3) a. *Die Hund kommt ins Haus.*
b. *Der Hund kommt.*

Bei einem Vergleich der Funktions- mit der Vollverbverwendung fällt auf, dass *kommen* als Funktionsverb keine direktionale Bewegung ausdrückt. In (2) wird über die Subjektreferenten des FVGs explizit ausgesagt, dass diese sitzen, somit statisch an einer Stelle lokalisiert sind. Dies korreliert damit, dass die Präpositionalphrase *ins Schwitzen* auch nicht räumlich interpretiert werden kann. Das direktionale Bewegungsverb *kommen* ist als Funktionsverb soweit desemantisiert, dass es nur noch eine abstrakte inchoative Bedeutung – Einsetzen der durch das phrasale Element denotierten Eventualität – hat. Den Begriff ‚Eventualität' verwenden wir hier im Sinne Bachs (1986) als Oberbegriff für Ereignisse und Zustände.

Durch die Desemantisierung wird *kommen* zu einem defektiven Prädikat (vgl. Butt & Geuder 2001, 2003), das selbst keine Eventualität denotiert. Dies wird deutlich, wenn man das PP-interne Nomen *Schwitzen* durch ein anderes Nomen, etwa *Traben*, ersetzt. Das FVG *ins Traben kommen* lässt sich als ‚zu traben beginnen' paraphrasieren. Gemeinsam haben die beiden *kommen*-Funktionsverbgefüge, dass sie die Inchoation einer Eventualität denotieren. Sie variieren jedoch bezüglich der spezifischen Eventualität, deren Einsetzen prädiziert wird.

(4) *Bernd Blume ging der Herde voran, und zwar als „Bremser", damit die Schafe nicht ins Traben kommen.* (NKU13/MAR.06300 Nordkurier, 18.03.2013; Harte Tour für die Beenzer Heidschnucken)

Substituieren wir das PP-interne Nomen *Haus* bei der Vollverbverwendung von *kommen*, zeigt sich lediglich ein Kontrast in Bezug auf das Ziel der direktionalen Bewegung. In beiden Fällen – (3a) und (5) – wird jedoch einheitlich eine Bewegung des Subjektreferenten hin zu dem durch die PP spezifizierten Ziel ausgedrückt. Anders formuliert: Es besteht kein Unterschied im Hinblick auf die denotierte Eventualität.

(5) *Der Hund kommt in den Garten.*

Basierend auf den beobachteten Unterschieden zwischen Funktionsverbgefügen und prädikativen Konstruktionen mit lexikalischem Vollverb wird in Fleischhauer & Turus (2022: 177) folgende Arbeitsdefinition für Funktionsverbgefüge vorgeschlagen: Funktionsverbgefüge sind komplexe Prädikate, die aus einem desemantisierten Verb und einem nicht verbalen Element bestehen, wobei die denotierte Eventualität nicht durch das finite Verb, sondern durch das phrasale Element determiniert wird. Insbesondere stellt die denotierte Eventualität keinen Subtyp der Eventualität dar, die durch das dem Funktionsverb korrespondierende Vollverb denotiert wird. Kurz gesagt: *ins Schwitzen kommen* denotiert kein Bewegungsereignis, sondern ein Schwitzenereignis. Da die Wahl des PP-internen Nomens die denotierte Eventualität des FVGs determiniert, ist auch klar, warum häufig angenommen wird, dass nur eventive Nomen in dieser Position erlaubt sind. Auch wenn nicht-eventive Nomen in Funktionsverbgefügen auftreten können (vgl. Fleischhauer 2021a, 2022), gehen wir an dieser Stelle davon aus, dass das PP-interne Nomen eines FVGs prototypischerweise eventiv ist.

Aus diachroner Perspektive stellt sich die Frage, ob die Desemantisierung des Funktionsverbs und das Vorkommen eventiver Nomen in PP-interner Position zwei voneinander getrennte Entwicklungsschritte auf dem Weg hin zu Funktionsverbgefügen sind. Drei historische Szenarien in der Entstehung von Funktionsverbgefügen sind denkbar:[2]

1. Zuerst fand eine Desemantisierung des Verbs statt, als Folge ergaben sich Änderungen in den Selektionsanforderungen an das PP-interne Nomen. Wenn das Verb seine direktionale Bedeutung einbüßt, muss das PP-interne Nomen nicht länger als eine Zielangabe (und somit räumlich) interpretierbar sein.
2. Das lexikalische Vollverb trat erst in Verbindung mit eventiven Nomen in PP-interner Position auf, bevor es anschließend zu einer Desemantisierung des Verbs kam. Die Desemantisierung kann als ein Anpassungsprozess an die semantischen Verschiebungen innerhalb der Präpositionalphrase interpretiert werden, der nötig war, da das PP-interne Nomen nicht mehr länger mit einer direktionalen Bewegungslesart kompatibel war.
3. Die beiden Prozesse lassen sich nicht voneinander trennen, sondern traten zusammen auf.

Im vorliegenden Aufsatz wollen wir diese Hypothesen zur Entstehung von Funktionsverbgefügen exemplarisch anhand des Verbs *kommen* überprüfen.

---

2 In den drei Szenarien ist unberücksichtigt, dass sich auch die Bedeutung der Präposition (z. B. *in* in den obigen Beispielen) ändert. Bislang liegen nur wenige Arbeiten zur Rolle der Präposition innerhalb von Funktionsverbgefügen vor; weitverbreitet scheint die Annahme, dass die Präposition vollständig desemantisiert ist und lediglich eine verknüpfende Funktion hat (vgl. z. B. Heringer 1968: 41; Helbig 1984: 165). Wie sich die Präpositionen in die Entstehung von Funktionsverbgefügen einfügen, stellt eine separate Forschungsfrage dar.

3 Korpusstudie

Im letzten Abschnitt haben wir drei Hypothesen zur Entstehung von Funktionsverbgefügen formuliert, die wir korpuslinguistisch überprüfen wollen. Die Parameter, die wir in dieser Untersuchung zugrunde legen, sind einerseits die Desemantisierung des finiten Verbs und andererseits das Auftreten eventiver Nomen in der Komplement-PP des desemantisierten Verbs. Wir stellen in Abschnitt 3.1 zunächst die Operationalisierung der Untersuchungsparameter vor, bevor wir in Abschnitt 3.2 auf die Korpusuntersuchung im Detail eingehen.

3.1 Operationalisierung der Untersuchungsparameter

Die Desemantisierung eines Verbs, also der Verlust lexikalischer Bedeutung, ist an der Sprachoberfläche nicht unmittelbar erkennbar. Veränderungen in den Selektionsrestriktionen eines Verbs lassen jedoch Rückschlüsse auf seine Desemantisierung zu (z. B. Lehmann 1991: 493). Ein Verb, das eine direktionale Bewegung bezeichnet, nimmt als Subjektargument ein Nomen, das auf ein belebtes (6a) oder bewegungsfähiges unbelebtes Individuum (6b) referiert.

(6) a. *Das Mädchen / das Pferd kommt in den Stall.*
b. *Die Kutsche / das Schiff kommt zum Hafen.*

Als Funktionsverb tritt *kommen* auch mit abstrakten Subjektreferenten auf. Dies lässt sich exemplarisch für die beiden Konstruktionen *ins Traben kommen* (FVG) und *in den Stall kommen* (Vollverbverwendung) anhand von Korpustreffern aus dem Deutschen Referenzkorpus (DeReKo 2020) zeigen. Über das Suchinterface COSMAS II haben wir im Archiv W des DeReKo nach den Sequenzen ‚&kommen /s0 ins Traben', bzw. ‚&kommen /s0 in den Stall' gesucht, was uns alle flektierten Vorkommen von *kommen*, die innerhalb desselben Satzes wie die PPen *ins Traben*, bzw. *in den Stall* stehen, ausgibt. Für das Funktionsverbgefüge waren dies nach Abzug eines Duplikats neun Treffer, für die Konstruktion mit der Vollverbverwendung von *kommen* ergaben sich 727 Treffer, von denen wir die ersten 50 Zufallstreffer manuell ausgewertet haben. Die Ergebnisse zeigen, dass *in den Stall kommen* fast nur mit belebten Subjektreferenten vorkommt. *Ins Traben kommen* tritt dagegen gleichhäufig mit belebten wie mit abstrakten Subjektreferenten auf. Ein Beispiel mit belebten Subjektreferenten haben wir bereits in (4) angeführt, das Vorkommen mit abstrakten Subjektreferenten ist in (7) illustriert.

(7) *Mit einem Wort, die Wirtschaft nähert sich der Kapazitätsgrenze und die Zentralbank will gegensteuern, bevor die Preise vielleicht doch ins Traben kommen.* (U04/FEB.00535 Süddeutsche Zeitung, 04.02.2004, S. 18; Zinserhöhung in Großbritannien erwartet)

Tab. 1: Vergleich des semantischen Typs der Subjektargumente von *in den Stall kommen* und *ins Traben kommen*.

	in den Stall kommen	***ins Traben kommen***
belebt	47 (94%)	4 (44,4%)
konkret	1 (2%)	0
abstrakt	1 (2%)	4 (44,4%)
eventiv	1 (2%)	1 (11,1%)
Gesamt	50	9

Der Kontrast zwischen den beiden Konstruktionen zeigt eindrücklich, dass sich die Desemantisierung des Verbs im semantischen Typ des Subjektarguments widerspiegelt. Ein Verlust an konkreter Bedeutung geht einher mit einer Zunahme an Abstrakta in Subjektposition. Wir beobachten somit eine Aufweichung der strengen, bzw. strengeren, Selektionsrestriktionen, die das Verb in seiner Vollverbverwendung aufweist. Dies lässt den Schluss zu, dass auch eine diachrone Zunahme von Abstrakta in Subjektposition als Reflex der Desemantisierung des Verbs gedeutet werden kann. Anders formuliert: Die Desemantisierung des Verbs spiegelt sich in der Veränderung der semantischen Typen seines Subjektarguments wider. Korpuslinguistisch kann dies durch die Annotation der semantischen Typen der Subjektargumente überprüft werden.

Der zweite Untersuchungsparameter ist der semantische Typ des Nomens in der Komplement-PP des desemantisierten Verbs. Dies kann direkt in den Daten annotiert werden, analog zur Annotation des semantischen Typs des Subjektarguments. Für die Annotation des semantischen Typs beider Nomen haben wir vier distinkte Werte zugrunde gelegt, die referentielle Eigenschaften der Nomen widerspiegeln: ‚belebt', ‚konkret', ‚abstrakt' und ‚eventiv'. In die Kategorie ‚belebt' fallen Nomen, deren Referenten nach einem intuitiven Verständnis belebt sind. Dies umfasst Menschen (*der Mann, die Frau*) und Tiere *(der Hund, das Pferd*), aber auch Kollektivnomen, die sich eindeutig auf belebte Referenten beziehen, etwa *die Gruppe* (8). Auf feinkörnigere Unterscheidungen wurde in der Annotation der Belebtheitskategorie, obwohl diese grammatisch durchaus relevant sein können (vgl. z. B. Dahl & Fraurud 1996; Yamamoto 1999; zur Operationalisierung von Belebtheitskategorien in korpuslinguistischen Annotationen vgl. auch Barteld u. a. 2016), verzichtet.

(8) *Anfang dieser Woche begann ein Dutzend algerischer Journalisten einen zehntägigen Besuch im Heiligen Land. Die Gruppe kam auf Einladung des Aussenministeriums nach Israel und wird am Freitag auch die palästinensischen Gebiete besuchen.* (NZZ00/JUN.04586 Neue Zürcher Zeitung, 29.06.2000, S. 9; Algerische Journalisten/zu Besuch in Israel/Ein Zeichen der Normalisierung)

Die Kategorie ‚konkret' muss einerseits gegen ‚belebt' abgegrenzt werden und umfasst somit Referenten, die als nicht belebt konzeptualisiert sind. Zugleich muss ‚konkret' gegen die ebenso unbelebten Abstrakta abgegrenzt werden. Als definitorische Kriterien für Konkreta werden unter anderem Wahrnehmbarkeit und Verortbarkeit des Referenten angeführt (vgl. Lyons 1977, Ewald 1992). Entsprechend fallen unter das Label ‚abstrakt' Nomen, deren Referenten nicht wahrnehmbar sind und/oder nicht räumlich verortet werden können. Dies kann operationalisiert werden durch die Einbettung von Nomen in Satzkontexte der Form ‚Das Mädchen sieht N' und ‚Dort befindet sich ein N'. Ein konkretes Nomen wie *Buch* kann in diese Sätze eingefügt werden, ein abstraktes Nomen wie *Wut* ist in diesen Sätzen dagegen inakzeptabel.

Als ‚eventiv' werden Nomen klassifiziert, wenn sie auf eine Eventualität – ein Ereignis oder einen Zustand – referieren. Dazu existieren verschiedene Kriterien in der Literatur (u. a. Fábregas u. a. 2012, Fleischhauer 2021b, 2022), unter anderem können eventive Nomen zeitlich lokalisiert werden. In (9) findet eine zeitliche Lokalisierung des Trabenereignisses durch *gestern Abend* statt.

(9) [...] *das Traben gestern abend war schon schweißtreibend genug, oder*?[3]

Über diese vier Hauptannotationskategorien hinaus wurden drei weitere Kategorien unterschieden, die allerdings sehr infrequent sind und daher in der folgenden quantitativen Auswertung vernachlässigt werden: *anaphorisch, abstrakt (Proposition)* und *expletiv*. Hiermit werden Fälle erfasst, in denen ein Ausdruck auf eine zuvor eingeführte Entität Bezug nimmt, sich auf eine – häufig ebenfalls zuvor erwähnte, mithin satz- bzw. textanaphorisch wieder aufgegriffene – Proposition bezieht oder in denen ein expletives *es* als Subjekt von *kommen* fungiert. Tabelle 2 zeigt die Annotationskategorien im Überblick.

Tab. 2: Annotationskategorien.

Kategorie	Definition	Beispiel
animate	Lebewesen (Menschen, Tiere, Gottheiten etc.)	*ein grozze person*
konkret	nicht-lebendige physische Objekte	*der wagen*
abstrakt	nicht (physisch) wahrnehmbare oder verortbare Einheiten/Konzepte	*die mër* ‚die Nachricht'
eventiv	Zustände oder Ereignisse	*ein gross Erdbidem*

3 https://www.laufforum.de/t/was-mache-ich-hier-eigentlich.92908/page-100#post-3202920 (Stand: 03.06.2022).

Tab. 2 (fortgesetzt)

Kategorie	Definition	Beispiel
anaphorisch	apahorische Referenz auf zuvor genannte Entität	*als* ***es*** [= zuvor genannte Entität] *(...) von alter her komen*
abstrakt (Proposition)	Bezug auf eine gesamte Proposition	***dis*** *kunt da von*
expletiv	expletives Subjekt	***es*** *kommt Segen*

Die Beispiele in Tab. 2 veranschaulichen die Operationalisierung der Annotationskategorien. Im ersten Beispiel findet sich mit *zu Hilfe kommen* ein prototypisches Funktionsverbgefüge gemäß der oben vorgeschlagenen Definition. *Hilfe* ist dabei auch ein prototypisches Beispiel für ein eventives Nomen im Sinne unserer Definition, was sich beispielsweise an der Kombinierbarkeit mit temporalen Modifikatoren (*dauerhafte Hilfe*) zeigt. Ein Blick in den weiteren Kontext legt nahe, dass *komen* hier desemantisiert zu lesen ist, da die erbetene Hilfe darin besteht, Fürbitte für den Sterbenden zu leisten, wofür keine Bewegung hin zu diesem notwendig ist. Im zweiten Beispiel indes ist *auf die Zweifler kommen* klar direktional zu lesen, auch wenn es sich um eine metaphorische Bewegung handelt. Auch hier lassen sich die beiden annotierten NPs recht klar einer Kategorie zuordnen. Gefühle wie *Zorn* können der Kategorie, abstrakt' zugerechnet werden, auch wenn es durchaus Überschneidungs- bzw. Graubereiche zwischen Abstrakta und eventiven Nomen gibt. Das dritte Beispiel illustriert eine weitere metaphorische Verwendung von *kommen*, wobei *dieses* anaphorisch auf eine im Vortext erwähnte Situation verweist.

(10) a. *Zw dem vierden so sol man dy krancken ermanen, daz sy anruffen dy liben heiligen zwelfpoten, martrer, peichtiger, junckfrawn* [...], *daz* ***sy***$_{\text{Agens=belebt}}$ ***ym***$_{\text{Dativobj.=belebt}}$ *zw* ***hilff***$_{\text{PP-Nomen=eventiv}}$ *kumen in sein leczten noten vnd got fur yn piten, daz er ersterb in aynem vesten cristenlichen gelauben* (Handschrift Pillenreuth Mystik, Nürnberg 1463, FnhdC)

b. ***Gotes zorn***$_{\text{Agens=abstrakt}}$ *kůmet uf* ***die zwifeler***$_{\text{PP-Nomen=belebt}}$ (Altdeutsche Predigten I, Obersächsisch, Anfang-Mitte 14. Jh., FnhdC)

c. ***Dieses***$_{\text{Agens=abstrakt_Proposition}}$ *kam alles daher daß wir einen Fluß hineyn waren gefahren dessen Namen wir nicht kondten* (Walter Raleigh, Amerika, 1599, FnhdC)

Bei der Annotation der Nomen treten eine Reihe von Problemfällen auf. Zunächst gibt es in einigen Fällen eine Diskrepanz zwischen dem verwendeten Nomen und seiner Interpretation. Ein Beispiel aus der Annotation der *ins Traben kommen*-Daten ist in (11) angeführt. Das *Chollima-Pferd* ist ein geflügeltes Pferd aus der koreanischen My-

thologie. Da es sich um ein Pferd handelt, könnte das Nomen als ‚belebt' annotiert werden. Das Nomen wird jedoch metaphorisch für eine ökonomische Öffnung Nordkoreas verwendet. In seiner Kontextbedeutung muss das Nomen somit nicht als ‚belebt', sondern als ‚eventiv' annotiert werden.

(11) *Das Chollima-Pferd mag jüngst vielleicht etwas ins Traben gekommen sein, zum Fliegen ist es ihm aber noch kaum zumute.* (NZZ04/JUL.00523 Neue Zürcher Zeitung, 03.07.2004, S. 23; Nordkorea zwischen Stillstand und Galopp)

Ähnliche potentielle Problemfälle finden sich auch in den historischen Korpusdaten. In den historischen Korpusdaten treten beispielsweise häufig Fälle von Metonymien auf, die je nach kontextueller Interpretation eine unterschiedliche Annotation des entsprechenden Nomens nach sich ziehen (zum Beispiel *Kirche* als Gebäude oder als Institution). Manche korpusbasierten Untersuchungen begegnen solchen Fällen, indem zwei verschiedene Annotationen vorgenommen werden, eine kontextfreie und eine kontextgebundene (vgl. z. B. Barteld u. a. 2016). Da für unsere Zwecke vor allem die Interpretation im Kontext relevant ist, haben wir auf eine solche doppelte Annotation verzichtet und uns für eine kontextgebundene Annotation entschieden. Wenn in einem Kontext nicht entscheidbar war, welche Interpretation für ein Nomen angenommen werden muss, wurde das entsprechende Beispiel als ‚unklar' markiert und aus der Auswertung ausgeschlossen.

Ein weiteres Problem in der Annotation der Korpusdaten betrifft Unklarheiten in der konkreten Konzeptualisierung von Nomen. Dies kann erneut anhand eines Beispiels aus der Annotation der synchronen Korpusdaten illustriert werden, diesmal aus den *in den Stall kommen*-Daten. In (12) tritt *H5N1-Virus* als Subjektargument von *kommen* auf. Zählt das Nomen *Virus* für die Kategorie ‚belebt' oder nicht? Hierbei ist es unerheblich, ob Viren in einem wissenschaftlichen Sinne als ‚belebt' gelten, zumal das Nomen in einem Zeitungstext und nicht in einer wissenschaftlichen Fachpublikation vorkommt. In der Auswertung in Tab. 1 ist *Virus* als ‚konkret' klassifiziert (eine Klassifikation als ‚belebt' hätte nur den Effekt, dass der Belebtheitseffekt bezüglich des Subjektarguments noch ein wenig deutlicher ausfällt). Die Problematik, die mit dem Beispiel verbunden ist, ist, wie *Virus* konzeptualisiert wird. Diese Frage ist für Sprachdaten des Gegenwartsdeutschen gut untersuchbar und mit Rückgriff auf die eigene Intuition lösbar, tritt aber in anderer und schwierigerer zu lösender Form auch in historischen Sprachdaten auf.

(12) *Doch wie kam das H5N1-Virus in den Stall?* (NUN06/FEB.03053 Nürnberger Nachrichten, 27.02.2006; Virus übers Stroh eingeschleppt? Veterinäre rätseln, wie H5N1 in einen französischen Putenstall gelangt ist. Von Hans-Hermann Nikolei (dpa))

In den historischen Sprachdaten stellte sich die Frage nach der konkreten Konzeptualisierung systematisch im Zusammenhang mit religiösen Konzepten. Bezeichnet *Seele* (13a) ein Abstraktum oder ein Körperteil (und somit etwas Konkretes)? Ist *Himmelreich* (13b) ein abstraktes Konzept oder wurde das Himmelreich als ein konkreter Ort konzeptualisiert? Wenn es als ein konkreter Ort konzeptualisiert wurde, dann ist *kommen* in (13b) als direktionales Bewegungsverb gebraucht.

(13) a. *Daz ez iv an der sele frumt / So sie von dem libe kumt*
(Ulrich von Türheim, Rennewart, 1. Hälfte 14. Jh.)
b. *nieht mêre ne mac unser necheiner komen in daz himelrîche . wir ne werden geliuteret durch die villâte des werltlîchen trüebesales.*
(Wessobrunner Predigten, 11./12. Jh.)

Kotin (1996) argumentiert, dass solche religiösen Begriffe ursprünglich eine konkrete Bedeutung hatten und diese konkrete Bedeutung sukzessive abgebaut wurde. Somit sind diese Begriffe erst mit der Zeit transzendent statt konkret interpretiert worden. In unseren Daten haben wir solche Nomen daher als ‚konkret' annotiert.

3.2 Details zum Korpus und Ergebnisse

Für unsere Korpusuntersuchung stützen wir uns zum einen auf das Referenzkorpus Mittelhochdeutsch (REM, Klein u. a. 2016), zum anderen auf das Bonner Frühneuhochdeutschkorpus (FnhdC, Solms & Wegera 1998).[4] Das REM umfasst ungefähr 2 Millionen Tokens, das FnhdC ist mit etwa 500.000 Tokens deutlich kleiner. Da *kommen* ein hochfrequentes Verb ist und eine exhaustive Auswertung des REM nicht möglich war, wurde hier mit einer Stichprobe von je 150 Belegen für jeden von drei Zeitschnitten gearbeitet (2. Hälfte 11. Jh. bis 1. Hälfte 12. Jh., 2. Hälfte 12. Jh. bis 1. Hälfte 13. Jh., 2. Hälfte 13. Jh. bis 1. Hälft 14. Jh.). Diese recht kleine Stichprobengröße wurde deshalb gewählt, weil im ersten Zeitschnitt insgesamt nur 168 Belege vorhanden waren. Im Falle des deutlichen kleineren FnhdC hingegen konnten alle 1581 Belege für das Lemma *kommen* in die Analyse einbezogen werden.

Im Sinne eines datengetriebenen, *bottom-up* orientierten Ansatzes wurde darauf verzichtet, zu entscheiden, ob es sich bei einzelnen Belegen um Funktionsverbgefüge handelt oder nicht. Vielmehr wurden sämtliche Belege in der Stichprobe daraufhin annotiert, welcher Belebtheits- bzw. Konkretheitskategorie die Subjekt-NP sowie, sofern vorhanden, das PP-interne Nomen und das in seltenen Fällen vorhandene Dativ-

4 Das inzwischen verfügbare Referenzkorpus Frühneuhochdeutsch (Dipper & Wegera 2020) war zu dem Zeitpunkt, als wir die Studie in Angriff nahmen, noch nicht veröffentlicht.

objekt zuzuordnen sind. Dabei wurde mit der einfachen vierstufigen Belebtheits- und Konkretheitsskala gearbeitet, die wir im letzten Abschnitt vorgestellt haben.

Alle Datenpunkte wurden von zwei unabhängigen Annotatoren (den Autoren dieses Aufsatzes) kodiert. Unklare Fälle wurden anschließend diskutiert und einvernehmlich gelöst oder aus der Analyse ausgeschlossen.

Eine erste Auswertung der – damals allerdings noch nicht vollständig annotierten – Daten wurde bereits in Fleischhauer & Hartmann (2021) präsentiert. Die folgende Auswertung stützt sich auf den gesamten Datensatz, der online unter https://osf.io/ymbeq/ verfügbar ist. Abbildung 1 zeigt die Verteilung der Lesarten der PP-internen Nomen für Mittelhochdeutsch (links) und Frühneuhochdeutsch (rechts). Besonders auffällig ist hier der Anstieg des Anteils eventiver Nomen vom MDH zum FNHD, was den Schluss nahelegt, dass Konstruktionen, die Eigenschaften prototypischer Funktionsverbgefüge aufweisen, mit der Zeit frequenter werden.

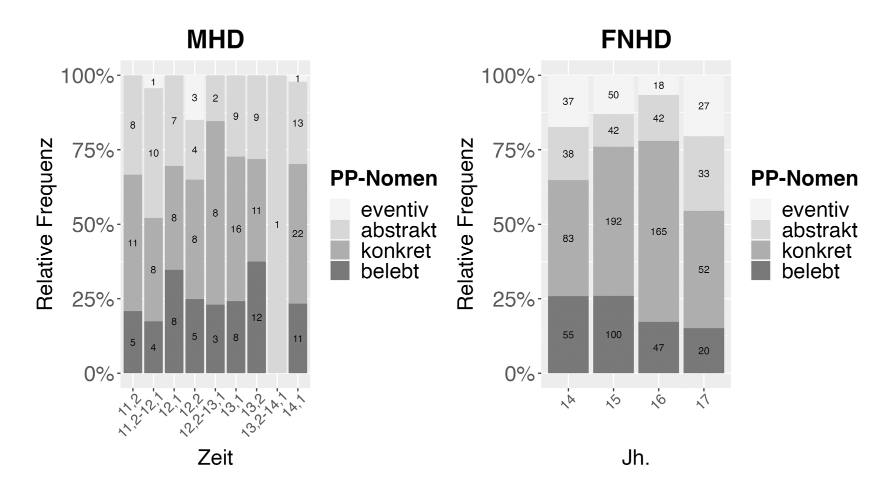


Abb. 1: Lesarten der PP-internen Nomen in Konstruktionen des Typs [P N *kommen*] in den mhd. und fnhd. Daten.

Im Bereich der Subjekt-NPs lassen sich indes kaum auffällige Verschiebungen feststellen, wie Abb. 2 zeigt. Lediglich ein leichter Rückgang abstrakter NPs deutet sich an, was jedoch ein Artefakt der Textzusammenstellung sein kann, da in den ersten beiden Zeitschnitten die allermeisten Texte, die in den Daten vertreten sind, aus dem religiösen Bereich stammen, wie eine Auswertung der Textsortenverteilung anhand der Metadaten im REM (Abb. 3) zeigt.

Der Befund, dass der Anteil eventiver Nomen insgesamt tendenziell steigt, beruht zunächst auf einer Gesamtschau der Daten, die mögliche Differenzen zwischen unterschiedlichen Konstruktionen, etwa zwischen verschiedenen PP-Mustern, bewusst ausblendet. Hier ist selbstverständlich eine differenziertere Betrachtung vonnöten, da zu erwarten ist, dass die semantischen Entwicklungen, auf welche die oben diskutierten Daten

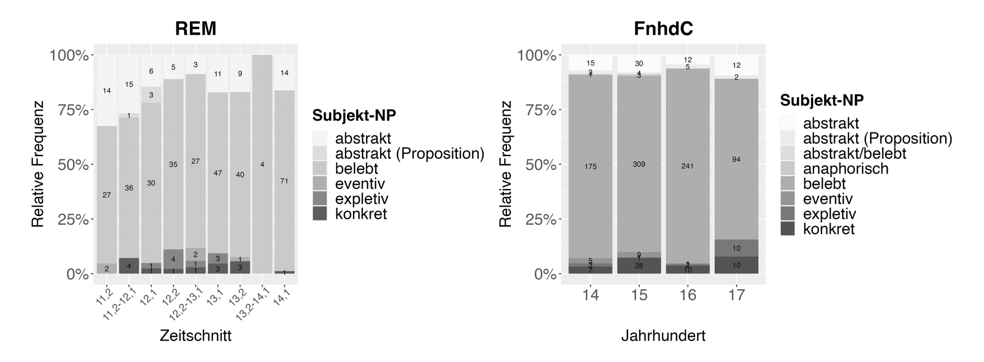


Abb. 2: Lesarten der Subjekt-NPs im REM (links) und im FnhdC (rechts).

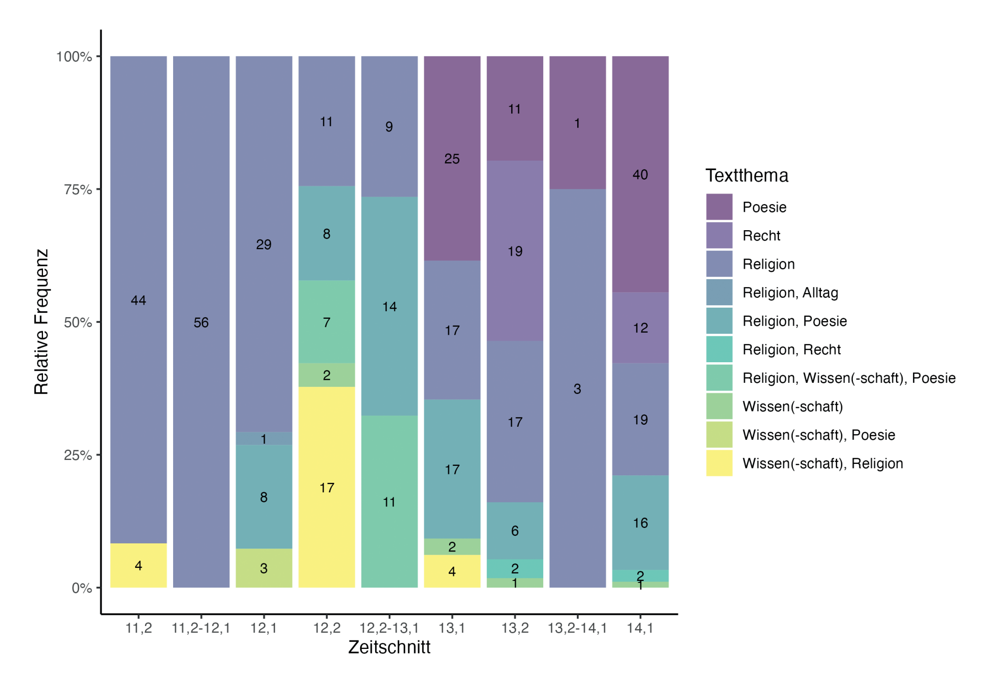


Abb. 3: Textsortenverteilung der REM-Daten ausweislich der „text_topic"-Metadatenannotation im REM.

hindeuten, möglicherweise mit Präferenzen für bestimmte Präpositionen einhergehen. Abbildung 4 und Abb. 5 zeigen die Verteilung der Lesarten des PP-internen Nomens für die einzelnen Präpositionen (wobei weniger frequente unter‚Andere' zusammengefasst sind) in Form von Mosaikplots. Die Größe der einzelnen Rechtecke ist proportional zum Anteil, den die Datenpunkte, die zu den einzelnen Kategorien gehören, am gesamten Datensatz ausmachen (vgl. Baayen 2008: 33). Die Schattierung, die auf den Pearson-Residuen eines Chi-Quadrat-Tests basiert, zeigt an, welche Konfigurationen deutlich häufiger oder seltener auftreten, als bei einer Zufallsverteilung zu er-

warten wäre – in blau werden die Konfigurationen angezeigt, die häufiger sind als erwartet, in rot diejenigen, die seltener sind (vgl. Levshina 2015: 219). Bei der Interpretation der Daten ist allerdings insofern Vorsicht geboten, als sich erstens die Menge der Datenpunkte in den FnhdC-Daten zwischen den einzelnen Jahrhunderten unterscheidet (auf das 15. Jh. entfallen die meisten Belege, auf das 17. die wenigsten, wie an der unterschiedlichen Größe der entsprechenden Abschnitte in Abb. 5 zu erkennen ist) und zweitens der Einfluss einzelner Texte bzw. Schreiber unberücksichtigt bleibt, die im Zweifelsfall erheblich zu einer Ungleichverteilung der einzelnen Kategorien beitragen können. Mit der gebotenen Vorsicht interpretiert, lassen die Grafiken dennoch einige interessante Rückschlüsse hinsichtlich der Verteilung einzelner PP-Muster zu. So zeigt sich in den mhd. Daten eine Konzentration der – in diesem Datensatz ohnehin noch extrem seltenen – eventiven Nomen auf PPs mit *an* und *zu* (z. B. *an den strît komen* ,an den

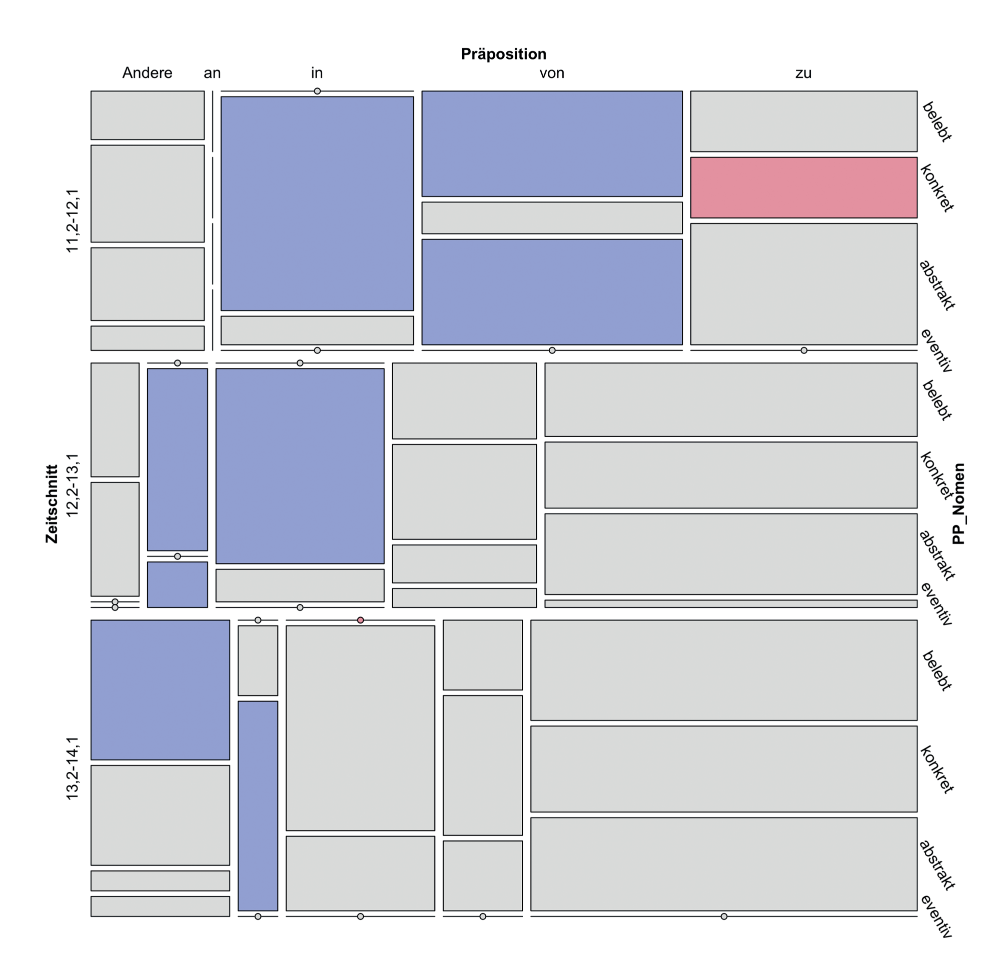


Abb. 4: Mosaikplot zur Verteilung der Lesarten bei unterschiedlichen Präpositionen über die Zeitschnitte des REM.

Kampf kommen' und *ze bihte komen* ,zur Beichte kommen'). Im fnhd. Datensatz liegt der Anteil eventiver Nomen, wie oben erörtert, deutlich höher, wobei sich die eventiven Nomen besonders häufig mit *in* und *zu* verbinden. Gerade im 17. Jahrhundert sind eventive Nomina mit *in* und *zu* im Vergleich zu den vorherigen FnhdC-Zeitschnitten häufiger belegt, als bei einer Zufallsverteilung zu erwarten wäre. Dass eventive Nomen mit anderen Präpositionen insgesamt selten auftreten, kann als Indiz für die allmähliche Entstehung von Mustern des Typs [*in* X *kommen*] bzw. [*zu* X *kommen*] gedeutet werden. Im modernen Gegenwartsdeutsch scheinen gerade *in* und *zu* die Präpositionen zu sein, die mit den meisten Funktionsverben vorkommen. Für einige Funktionsverben, etwa auch *kommen*, scheinen dies gar die einzig vorkommenden Präpositionen darzustellen (vgl. Eisenberg 2013: 306 ff.), sodass sich die Herausbildung dieser charakteristischen Muster in die Fnhd-Zeit zurückführen lässt.

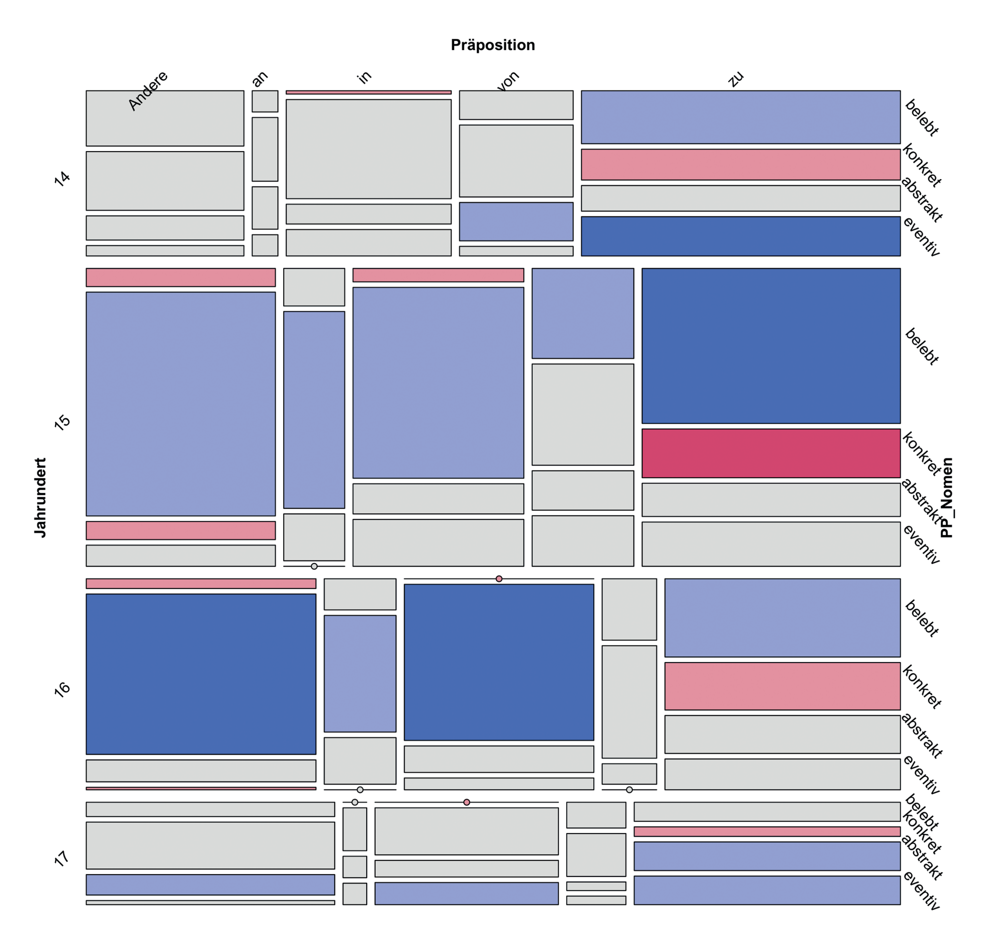


Abb. 5: Mosaikplot zur Verteilung der Lesarten bei unterschiedlichen Präpositionen über die vier Jahrhunderte des FnhdC.

Abschließend lohnt es sich, einen Blick auf die Verteilung der einzelnen eventiven Nomen in den FnhdC-Daten zu werfen. Abbildung 6 zeigt die Frequenz aller PP-internen eventiven Nomen, die insgesamt mindestens dreimal belegt sind; alle, die zweimal oder nur einmal belegt sind[5], sind unter‚Andere' zusammengefasst. Auffällig ist hier, dass *Hilfe* im ersten Zeitschnitt über ein Viertel der Belege ausmacht. Anders als vielleicht zu vermuten wäre, liegt diese hohe Frequenz nicht an der wiederholten Verwendung in einem einzelnen Text, denn die Belege verteilen sich auf zehn unterschiedliche Texte. *Hilfe* bleibt das frequenteste Lexem in PPen mit *kommen* mit eventivem Nomen, seine relative Frequenz nimmt aber ab. Wenngleich auch diese Auswertung angesichts der geringen Belegzahlen mit Vorsicht betrachtet werden muss, sind diese Befunde mit der Hypothese kompatibel, dass einzelne konkrete Muster wie *zu Hilfe kommen* als Ausgangspunkte bzw. „Attraktoren" fungieren (vgl. z. B. De Smet u. a. 2018) und ein Sprungbrett für die Entstehung von Funktionsverbgefügen bzw. funktionsverbgefügeähnlichen Mustern bilden.

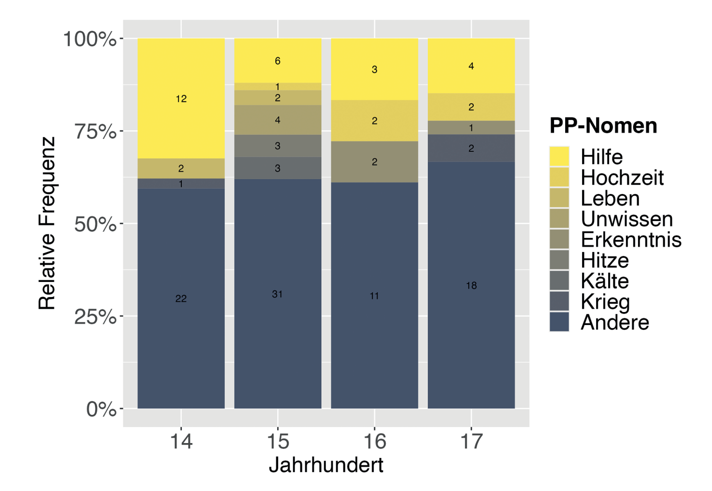


Abb. 6: Eventive PP-interne Nomen in den FnhdC-Daten.

Insgesamt sind die quantitativen Befunde denen, die wir auf Grundlage einer kleineren Datenbasis in Fleischhauer & Hartmann (2021) erzielt haben, sehr ähnlich, die größere Datenbasis stärkt diese Befunde allerdings noch einmal, und die detailliertere, wenn auch nach wie vor explorative Analyse der Daten ist in vielerlei Hinsicht mit dem Szenario kompatibel, dass Funktionsverbgefüge mit *kommen* zunächst aus einer Bedeutungsveränderung im Gebrauch des Vollverbs heraus entstehen und ei-

5 Dies bezieht sich auf den gesamten Datensatz, nicht auf die einzelnen Jahrhunderte, daher sind in Abb. 6 auch Werte zu sehen, die kleiner als drei sind.

nige hochfrequente Einzelfälle wie *zu Hilfe kommen* eine systematische Nutzung der so entstehenden Konstruktion hervorbringen. Auch wenn unsere Untersuchung auf *kommen* beschränkt ist, kann ein ähnlicher Entwicklungspfad für Muster mit anderen Verben angenommen werden, und selbstverständlich ist auch davon auszugehen, dass sich die PP-Muster mit unterschiedlichen Verben (und unterschiedlichen Präpositionen) gegenseitig beeinflussen.

3.3 Die Entwicklung ausgehend vom Althochdeutschen

Unter Einbezug der Arbeiten von Relleke (1974) und Braun (2010) kann gezeigt werden, dass der Übergang vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen durch eine Zunahme an Abstrakta in der Subjektposition von *komen* gekennzeichnet ist. In seiner Korpusuntersuchung althochdeutscher Texte identifizierte Braun 631 Vorkommen des Verbs *queman*. Die einzelnen Tokens lassen sich nach Braun drei distinkten Lesarten zuordnen: (i) Verwendung als direktionales Bewegungsverb, (ii) Verwendung in der Bedeutung ‚erhalten' und (iii) Verbwendung als Funktionsverb. In 588 Fällen liegt eine direktionale Bewegungsverbverwendung von *queman* vor, die zweite Lesart ist zehnmal attestiert und in insgesamt 33 Fällen wertet Braun *queman* als Funktionsverb.

Die direktionale Bewegungsverbverwendung von *queman* überwiegt eindeutig im Althochdeutschen. In Brauns zweiter Lesart tritt *queman* mit abstrakten Subjektreferenten auf, sodass insgesamt nur zehn Abstrakta in Subjektposition für das Althochdeutsche in Brauns Daten belegt sind. Daraus schlussfolgern wir, dass die Anzahl abstrakter Subjektreferenten im Althochdeutschen noch sehr gering war und die Zunahme in ihrer Anzahl zeitlich auf den Übergang vom Alt- zum Mittelhochdeutschen gefallen sein muss.

Basierend auf unserer Untersuchung des Mittelhochdeutschen ist erwartbar, dass die Anzahl eventiver Nomen in PPen auch im Althochdeutschen gering war. Braun führt, wie bereits erwähnt, 33 Funktionsverbverwendungen von *queman* an, weitere nicht in Brauns Untersuchung aufgeführte althochdeutsche FVGs lassen sich der Arbeit von Relleke entnehmen. Sehr frequent ist dabei die Konstruktion *in muat*(*e*) *queman*, deren PP-internes Nomen nicht eventiv ist, sondern ein Abstraktum darstellt. Unter den von Relleke und Braun angeführten Funktionsverbgefügen lassen sich lediglich vier identifizieren, deren PP-interne Nomen eindeutig eventiv sind (14).

(14) a. *zi goumon queman*
b. *in angest queman*
c. *in forthūn queman*
d. *in scama queman*

Die Mehrzahl der von Relleke und Braun identifizierten Funktionsverbgefüge stellen somit keine FVGs im prototypischen Sinne dar und wir lassen an dieser Stelle offen,

wie diese Konstruktionen einzuordnen sind. Wesentlich für unsere Analyse ist, dass die Anzahl eventiver Nomen in PP-interner Position im Althochdeutschen vergleichbar mit unseren Ergebnissen aus dem Mittelhochdeutschen sind.

Wir beobachten im Übergang vom Alt- zum Mittelhochdeutschen eine Veränderung in den referentiellen Eigenschaften des Subjektarguments (mehr Abstrakta), aber keine relevante Veränderung bezüglich der PP-internen Nomen.

4 Diskussion

Die Ergebnisse unserer Korpusuntersuchung legen nahe, dass die Entstehung von Funktionsverbgefügen mit dem Funktionsverb *kommen* in zwei Schritten erfolgte. Im ersten Schritt erfolgte eine Desemantisierung des Verbs, die sich durch die Zunahme abstrakter Subjektreferenten, also einer Veränderung in den Selektionsrestriktionen des Verbs, widerspiegelt. Diesen Desemantisierungsprozess können wir zeitlich im Mittelhochdeutschen verorten. Im zweiten Schritt beobachten wir im Frühneuhochdeutschen eine Zunahme eventiver Nomen in PP-interner Position. Daraus schlussfolgern wir, dass die Desemantisierung des Verbs eine Voraussetzung für die Veränderungen in den Präpositionalphrasen sind.

Zusammen mit der Zunahme eventiver Nomen in PP-interner Position muss auch eine Metaphorisierung der Präpositionen stattfinden. In Kombination mit eventiven Nomen weisen Präpositionen in der Regel keine räumliche Interpretation auf. In (15a) bezeichnet *in* eine räumliche Region, die den Zielpunkt der Bewegung des Subjektreferenten darstellt. Dagegen wird in (15b) durch *in* die Aktivität, die *Trab* bezeichnet, als nicht räumliches Ziel interpretiert. Es findet eine metaphorische Bewegung in eine Aktivität statt, die als ‚Inchoation' interpretiert wird. Kiss u. a. (2016: 99) bezeichnen diese Lesart von *in* als ‚Zustand', wobei diese Bezeichnung zu eng ist.

(15) a. *Das Pferd kommt in den Stall.*
b. *Das Pferd kommt in den Trab.*

Eine interessante Frage ist, ob die metaphorische Interpretation durch die Desemantisierung des Verbs bedingt ist und somit eine semantische Anpassung der Präpositionalbedeutung an die Verbbedeutung darstellt. Oder, als Alternative, ob die Metaphorisierung der Präposition unabhängig von der Desemantisierung erfolgte. Im Gegenwartsdeutschen können wir beobachten, dass die PPen in den Lesarten, die sie in FVGs aufweisen, auch haben können, wenn sie als Adjunkte und somit ohne Funktionsverb gebraucht werden. Ein Beispiel dafür ist in (16) zu sehen, die PP *im Trab* könnte in diesem Fall auch durch das Partizip *trabend* ersetzt werden. Die PP drückt somit aus, dass sich der Referent von *die Tiere* in dieser Aktivität befindet, lediglich die inchoative Bedeutungskomponente, die durch *kommen* beigetragen wird, ist in diesem Beispiel abwesend. Sollte die Metaphori-

sierung durch die Desemantisierung der Verben getriggert sein, dürften Beispiele analog zu (16) nicht vor der Entstehung vermeintlicher Funktionsverbgefüge auftreten. Die gegenteilige Erwartung gilt, wenn die Metaphorisierung der Präpositionen unabhängig von der Desemantisierung der Verben ist. Eine solche Hypothese lässt sich gut korpuslinguistisch überprüfen und sollte daher einer der nächsten Schritte in der diachronen Untersuchung von Funktionsverbgefügen darstellen.

(16) *Wenn dieses Ziel erreicht ist, kann man die Höhe der Hindernisse so steigern, dass die Tiere es im Trab immer schwerer haben, über ein Hindernis drüber zu gehen.*
(WDD11/P01.07005: Diskussion: Pferdegangart. In: Wikipedia 2011, http://de.wikipedia.org/wiki/Diskussion:Pferdegangart)

Neben der Metaphorisierung der Präposition stellt sich auch die Frage nach der Bedeutungsverschiebung von *kommen*. Wir haben *kommen* in Verbindung mit PPen wie *in den Trab* als inchoatives Verb charakterisiert, das einen Übergang zu einem Zustand oder einer Aktivität bezeichnet. Ob die Herausbildung dieser Bedeutung tatsächlich als Desemantisierung im Sinne eines Abbaus lexikalischer Bedeutung oder eher als Bedeutungsverschiebung oder Metaphorisierung bezeichnet werden sollte, ist nicht unmittelbar evident. An dieser Stelle wäre eine genauere Untersuchung der Lesarten, die sich für *kommen* in Kombination mit abstrakten Subjektargumenten ergibt, relevant. Auf diese Weise ließe sich der semantische Pfad für die Entwicklung vom direktionalen Bewegungsverb *kommen* zum inchoativen Funktionsverb beschreiben. Heringer (1968: 34 f.) skizziert einen möglichen Entwicklungspfad vom Vollverb zum Funktionsverb für *kommen*, der jedoch nicht durch diachrone Sprachdaten gestützt ist. Zwar spricht er davon, dass das Verb semantischen Merkmale im Zuge der Entwicklung verlieren würde. Dies hat er jedoch nicht weiter operationalisiert. Ein zentraler Entwicklungsschritt stellt bei ihm der Übergang von räumlicher zu zeitlicher Bewegung dar, wie sie etwa in Beispielen der Form *Der nächste Winter kommt gewiß* zu beobachten ist (Heringer 1968: 34). Im nächsten Entwicklungsschritt zeigt sich nach Heringer bereits eine inchoative Verwendung in Konstruktionen wie *zum Schluss kommen* und *zur Abstimmung kommen*. Damit könnte für die Entwicklung von *kommen* somit eine Abfolge ‚räumliche Bewegung' > ‚temporale Bewegung' > ‚Inchoation' vermutet werden. Inwiefern diese Entwicklungsabfolge sich auch in den diachronen Daten widerspiegelt – und ob sie somit empirisch bestätigt werden kann – muss Gegenstand zukünftiger Untersuchungen sein, in denen die distinkten Lesarten der prädikativen Konstruktion genauer angesehen werden.

Letztlich stellt sich die Frage der Verallgemeinerbarkeit unserer Untersuchungsergebnisse. Im Sinne des Titels des vorliegenden Bandes lässt sich fragen, ob wir einen Einzelfall beschrieben haben, der musterhaft für das System der Funktionsverbgefüge steht oder sind Funktionsverbgefüge (in ihrer Entstehung) so idiosynkratisch, dass ihre Genese nur als Einzelfall beschrieben werden kann? Zur Beantwortung dieser Frage muss unsere Untersuchung auf weitere Verben, die im Gegenwartsdeutschen als Funk-

tionsverben auftreten, etwa *bringen, nehmen* oder *stehen*, ausgedehnt werden. Dabei ist insbesondere zu fragen, ob sich für diese Verben dieselben Entwicklungsabfolgen in denselben Zeitschnitten ergeben.

Literaturverzeichnis

Quellen

Cosmas II (2020): Corpus search, management and analysis system, http://www.idsmannheim.de/cosmas2/ (Stand 28.2.2023), am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache, Mannheim.

DeReKo (2020): Das Deutsche Referenzkorpus DeReKo, http://www.idsmannheim.de/kl/projekte/korpora/ (Stand 28.2.2023), am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache, Mannheim.

Dipper, Stefanie & Klaus-Peter Wegera (2020): ReF – Referenzkorpus Frühneuhochdeutsch, https://www.ruhr-uni-bochum.de/wegera/ref/ (Stand 28.2.2023).

Klein, Thomas, Klaus-Peter Wegera, Stefanie Dipper & Claudia Wich-Reif (2016): Referenzkorpus Mittelhochdeutsch (1050-1350), Version 1.0. ISLRN 332-536-136-099-5, https://www.linguistics.ruhr-uni-bochum.de/rem/ (Stand 28.2.2023).

Literatur

Baayen, R. Harald (2008): Analyzing Linguistic Data. A Practical Introduction to Statistics Using R. Cambridge.

Bach, Emmon (1986): The Algebra of Events. In: Linguistics and Philosophy 9, 5–16.

Barteld, Fabian, Stefan Hartmann & Renata Szczepaniak (2016): The usage and spread of sentence-internal capitalization in Early New High German. A multifactorial approach. In: Folia Linguistica 50/2, 385–412.

Braun, Christian (2010): Der Einfluss von Tiefenkasusverschiebungen bei der Entstehung von Funktionsverbgefügen im Althochdeutschen. In: Arne Ziegler (Hrsg.): Historische Textgrammatik und Historische Syntax des Deutschen. Berlin/New York, 395–408.

Butt, Miriam & Wilhelm Geuder (2001): On the (Semi)Lexical Status of Light Verbs. In: Norbert Corver & Henk van Riemsdijk (Hrsg.): Semilexical Categories: On the content of function words and the function of content words. Berlin, 323–370.

Butt, Miriam & Wilhelm Geuder (2003): Light verbs in Urdu and grammaticalization. In: Regine Eckardt, Klaus von Heusinger & Christoph Schwarze (Hrsg.): Words in Time. Berlin/ New York, 295–350.

Dahl, Östen & Kari Fraurud (1996): Animacy in Grammar and Discourse. In: Thorstein Fretheim & Jeanette K. Gundel (Hrsg.): Reference and Referent Accessability. (Pragmatics & Beyond New Series 38) Amsterdam, 47–64.

De Smet, Hendrik, Frauke D'hoedt, Lauren Fonteyn & Kristel Van Goethem (2018): The changing functions of competing forms. Attraction and differentiation. In: Cognitive Linguistics 29/2, 197–234.

Eisenberg, Peter (2013): Grundriss der deutschen Grammatik. Der Satz. Tübingen.

Engelen, Bernhard (1968): Zum System der Funktionsverbgefüge. In: Wirkendes Wort 18, 289–303.

Ewald, Petra (1992): Konkreta versus Abstrakta. Zur semantischen Subklassifikation deutscher Substantive. In: Sprachwissenschaft 17/3, 259–281.

Fábregas, Antonio & Rafael Marín (2012): The role of Aktionsart in deverbal nouns. State nominalizations across languages. In: Journal of Linguistics 48, 35–70.
Fleischhauer, Jens (2021a): Warum steht der Fußballspieler unter Vertrag? Eine Fallstudie zu Funktionsverbgefügen des Typs '*stehen unter*' NP. In: Sprachwissenschaft 46/3, 343–375.
Fleischhauer, Jens (2021b): Families of light verb constructions. A corpus study on German *stehen unter*-LVCs. In: Association for Computational Linguistics (Hrsg.): Proceedings of 17th Workshop on Multiword Expressions (MWE 2021), 63–69, https://aclanthology.org/2021.mwe-1.pdf (Stand 28.2.2023).
Fleischhauer, Jens (2022): Stehen unter-Funktionsverbgefüge und ihre Familien. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 50/2, 247–288.
Fleischhauer, Jens & Stefan Hartmann (2021): The emergence of light verb constructions. A case study on German *kommen* 'come'. In: Yearbook of the German Association of Cognitive Linguistics 9, 136–156.
Fleischhauer, Jens & Dila Turus (2022): Families of Light Verb Constructions in German Legal Language Contexts. A Case Study on the 'Passive'-Family of *stehen unter*-Light Verd Constructions. In: Daniel Green & Luke Green (Hrsg.): Contemporary Approaches to Legal Linguistics. Münster, 173–198.
Heine, Antje (2020): Zwischen Grammatik und Lexikon. Forschungsgeschichtlicher Blick auf Funktionsverbgefüge. In: Sabine De Knop & Manon Hermann (Hrsg.): Funktionsverbgefüge im Fokus. Berlin/Boston, 15–38.
Helbig, Gerhard (1984): Probleme der Beschreibung von Funktionsverbgefügen im Deutschen. In: Gerhard Helbig (Hrsg.): Studien zur deutschen Syntax. Band 2. Leipzig, 163–188.
Heringer, Hans Jürgen (1968): Die Opposition von ‚*kommen*' und ‚*bringen*' als Funktionsverben. Düsseldorf.
Kabatnik, Susanne (2020): Leistungen von Funktionsverbgefügen im Text. Tübingen.
Kabatnik, Susanne (2021): Statistisch signifikante Funktionsverbgefüge im Gebrauch. Eine korpusbasierte Untersuchung für den DaF-Unterricht. In: Korpora Deutsch als Fremdsprache 1/2, 95–115.
Kiss, Tibor, Antje Müller, Claudia Roch, Tobias Stadtfeld, Alicia Katharina Börner & Monika Duzy (2016): Ein Handbuch für die Bestimmung und Annotation von Präpositionsbedeutungen im Deutschen. (Bochumer Linguistische Arbeitsberichte) Bochum.
Kotin, Michail (1996): Das Weltbild und das Sprachbild in der gotischen Bibel-Übersetzung. In: Kazimierz Sroka (Hrsg.): Kognitive Aspekte der Sprache. Tübingen, 141–145.
Lehmann, Christian (1991): Grammaticalization and Related Changes in Contemporary German. In: Elizabeth Traugott & Bernd Heine (Hrsg.): Approaches to Grammaticalization. Vol. II: Focus on Types of Grammatical Markers. Amsterdam/Philadelphia: 493–535.
Levshina, Natalia (2015): How to do linguistics with R. Data exploration and statistical analysis. Amsterdam/Philadelphia.
Relleke, Walburga (1974): Funktionsverbgefüge in der althochdeutschen Literatur. In: Guus Kroonen, Erika Langbroek, Thijs Porck, Arend Quak & Peter Alexander Kerkhof (Hrsg.): Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik. Leiden, 1–46.
Seifert, Jan (2004): Funktionsverbgefüge in der deutschen Gesetzessprache (18.-20. Jahrhundert). Hildesheim: Olms.
Seifert, Jan (2016): *Zu erkanntnuß gebracht*: Frühneuhochdeutsche Funktionsverbgefüge. Sprachliche Strukturen in der Diglossiesituation. In: Claudia Wich-Reif (Hrsg.): Historische Sprachkontaktforschung. Berlin/Boston, 165–187.
Seifert, Jan (2020): Funktionsverbgefüge in älteren Texten: Topologische, prosodische und informationsstrukturelle Aspekte. In: Delphine Pasques & Claudia Wich-Reif (Hrsg.): Textkohärenz und Gesamtsatzstrukturen in der Geschichte der deutschen und französischen Sprache vom 8. bis zum 18. Jahrhundert. Berlin, 397–415.
So, Man-Seob (1991): Die deutschen Funktionsverbgefüge in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Trier.

Solms, Hans-Joachim & Klaus-Peter Wegera (1998): Das Bonner Frühneuhochdeutsch-Korpus. Rückblick und Perspektiven. In: Rolf Bergmann (Hrsg.): Probleme der Textauswahl für einen elektronischen Thesaurus. Beiträge zum ersten Göttinger Arbeitsgespräch zur historischen deutschen Wortforschung. Stuttgart, 22–39.

van Pottelberge, Jeroen (2001): Verbonominale Konstruktionen, Funktionsverbgefüge. Heidelberg.

von Polenz, Peter (1963): Funktionsverben im heutigen Deutsch. Sprache in der rationalisierten Welt. Düsseldorf.

von Polenz, Peter (1987): Funktionsverben, Funktionsverbgefüge und Verwandtes. Vorschläge zur satzsemantischen Lexikographie. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 15, 169–189.

Yamamoto, Mutsumi (1999): Animacy and reference. A cognitive approach to corpus linguistics. (Studies in Language Companion Series 46) Amsterdam/Philadelphia.

Albrecht Greule

Vom Evangelienbuch zum *Historisch syntaktischen Verbwörterbuch* (HSVW)

1 Einleitung

Ausgehend von der Hypothese, dass die Geschichte eines Verbs nicht vollständig beschrieben ist, wenn die ‚Mitspieler' des Verbs nicht einbezogen wurden, wird im Folgenden beispielhaft die syntaktische und semantische Geschichte des Verbs nhd. *dringen* aufgearbeitet. Gemäß der Devise des Workshops *Vom Einzelfall zum System* werden die Vorkommen, in denen das Verb *dringen* in alt-, mittel- und frühneuhochdeutschen (ahd., mhd. fnhd.) Texten Sätze bildet, aus den maßgeblichen Wörterbüchern erhoben und die jeweiligen Verb-Aktanten-Konstellationen (VAK) systematisiert und formalisiert. Das Verfahren wird zunächst an den Stellen, an denen Otfrid von Weißenburg mit ahd. *thringan* Sätze bildete, detailliert dargestellt. Im nächsten Schritt wird *thringan* in das syntaktische und semantische System des Ahd. eingeordnet. Ebenso werden die Vorkommen, in denen *dringen* in mhd., fnhd. und neuhochdeutschen (nhd.) Texten Sätze bildet, systematisiert. Durch den Vergleich der Positionen, die *dringen* in den Systemen der deutschen Sprachstadien einnimmt, kann der syntaktische und semantische Wandel, den das Verb vom 9. Jahrhundert bis zur Gegenwart durchmachte, beschrieben werden und es kann ein Eintrag für das (gedruckte oder digitalisierte) HSVW konzipiert werden.[1]

2 Vom Wörterbuch-Beleg zur Verb-Aktanten-Konstellation

2.1 Althochdeutsch (Quelle: AHDWB)

a) Ausführliche syntaktische Analyse der Belegstelle Otfrid 3,14,15–16

Thrang inan thiu menigi, thiu thar uuas ingegini, Thar thie selbun liuti, druhtin crist zi noti

Satzstruktur der Strophe = komplexer Satz (mit Relativsatz) und nachgetragenen Appositionen (*thiu menigi – thiu selbun liuti, inan – druhtin crist*), Chiasmus mit kataphorischem Pronomen (*inan* x *druhtin crist*).

---

1 Zur Methodik und zum Projekt HSVW vgl. Greule & Korhonen 2021:44 f., 154, 192–199.

https://doi.org/10.1515/9783110784282-009

Satzglieder (verkürzt): *Thrang / inan* / *thiu menigi*, *thiu* [...]

Semantik: vgl. die Marginalie zu Otfrid 3,14,15–16: *Factum est autem dum iret, a turba comprimebatur* (Lc.8,42)[2] ‚wurde er zusammengedrückt', Einheitsübersetzung: *drängten sich die Menschen eng um ihn*. Ergo: *thrang* = ‚bedrängte'.

Formale Klassifizierung der Satzglieder: *Thrang*: Finitum, 3.Person Singular, Präteritum (kurz: P), *inan* [...]: Pronomen im Akkusativ (kurz: PRONakk), *thiu menigi* [...]: Nominalgruppe im Nominativ (kurz: NGnom).[3]

Semantische Klassifizierung der Satzglieder: *Thrang/thringan*: Tätigkeit (‚bedrängen'), *inan*: Patiens (‚der Bedrängte'), *thiu menigi*; Agens (‚die Bedrängenden')

VAK: ‚bedrängen' 2-wertig:

Agens→Sn / Patiens→Sa

b) Die weiteren ahd. Belegstellen (ohne Satz-Analyse)

Otfrid 3,14.3

Thih thringit man bi manne in thesemo selben gange, alle these liuti

Marginalie: *Respondet Petrus turbae te conprimunt*,‚die Leute zwängen dich ein und drängen sich um dich'

Satzform: PRONakk, P, NGnom, PräpG$_{in}$

VAK: ‚bedrängen' 2-wertig

Agens→Sn / Patiens→Sa

Otfrid 4,4,61–62

Uuer ist [...] *therer man, ther unsih dritit hiar so fram mit heri uns sus hiar engit ioh uzar ther burg dringit*

Vervollständigter Teilsatz: *ther ... mit heri ... unsih uzar ther burg dringit*

Satzform: PRONnom, PräpG$_{\mathrm{mit}}$, PRONakk, PräpG$_{\mathrm{uzar}}$, P

2 Otfrid 2004: 88r.

3 Die Satzglieder werden in der Formel mit den generalisierten Symbolen Sn, Sg, Sd, Sa und pS (in der Bedeutung Substantiv im Nominativ, Genitiv, Dativ oder Akkusativ bzw. Präposition + Substantiv) markiert. Die Kurzform Agens→Sn bedeutet: Die Rolle Agens wird durch ein Substantiv bzw. dessen Substituenten realisiert.

VAK: ‚verdrängen' 3-wertig (oder 4-wertig?)

Agens→Sn / Patiens→Sa / Ort→pS(uzar) / Instrument→pS(*mit*)

Notker (Np 57,5)

Daz tuot er (aspis) ein ora dringende an dia erda

Partizip Präsens, mit Finitum rekonstruiert: *er (aspis) dringit ein ora an dia erda*

VAK: ‚an etw. drücken, pressen' 3-wertig

Agens→Sn / Patiens→Sa / Richtung→pS(*an*)

Notker (Nc 788,2)

Diu scaf uz an dia uueida dringende (greges quatiunt caulas in matutina pascua)

Partizip Präsens, mit Finitum rekonstruiert: *diu scaf dringent uz an dia uueida*

VAK: ‚sich drängend bewegen' 2-wertig

Agens→Sn / Richtung→pS(*uz an*)

c) Althochdeutsche Sememe im Überblick
1. ‚etw. an etw. drücken, pressen', 3-wertig
2. ‚sich unter Ausübung physischen Drucks gegen Widerstand bewegen' (Verb der eigenen Fortbewegung), 2-wertig
3. ‚durch starken physischen Druck einen Ortswechsel herbeiführen, schieben, drücken', 3-wertig
4. ‚starken physischen Druck ausüben, mit Nachdruck ausüben, sich intensiv um etwas bemühen'.

2.2 Mittelhochdeutsch

Die zahlreichen Sätze, die in der Quelle MHDWB unter dem Lemma *dringen* zitiert werden, werden hier nicht einzeln syntaktisch analysiert. Vielmehr entnehmen wir diesem Wörterbuch die Semem-Gliederung, ordnen den Sememen eine Verb-Aktanten-Konstellation zu und belegen sie jeweils mit Beispielen.[4]

4 Die aus dem MHDWB übernommenen Quellenangaben zu Belegsätzen werden der Kürze halber hier nicht aufgelöst.

1. ‚etw. irgendwohin drängen, streben‘, *ûf jmdn.* ~‚jmdn. angreifen‘, 2-wertig

Agens (‚Drängender/-s‘) →Sn // Ursprung/Weg/Ziel →NS*unz/daz* / pS[1]/ Adv
[1] Präp: *unz/durch/ingegen/in/umb/zuo/nach/ûz*

Beispiele: a) *Vlixes trat vf des schiffes bort / vnde sluc vnd dranc, / vnz er vf den stat spranc* (Herb 4395); b) *wer dinet ane dank, do er niht sol, / dem wirt gelonet selten wol. / wer also vergeben drunge [strebt], / daz er ein lit doch sunge /* [...] */ er was und ist der wisen spot* (Jüngl 129); c) *durch sin hut úncz uf das bain / drungent die dorne vil gemain* (WernhMl 9338); d) *sin zorn vz sime herzen dranc* (Herb 2022).

2. ‚jmdn. drängen, bedrängen‘, *hœher* ~ *‚mit höheren Forderungen bedrängen‘*, 2-wertig

Agens (‚Bedrängender‘) →Sn// Patiens (‚Bedrängter‘) →Sa

Beispiele: a) (Passiv) *iz geschach daz Jhesus uf dem wege gedrungen wart von der schare* (EvBerl 106,3); b) *daz vns da mitte begnvgen sal, vnd* [*daz wir*] *si nit hoher drin-gen mit deheime gerichte* (UrkCorp (WMU) 1831,7).

3. ‚jmdn. aus etw. herausdrängen‘, refl. ‚sich drängen, drängeln‘, 3-wertig

Agens (‚Drängender/-s‘) →Sn // Patiens (‚Gedrängter/-s‘) → Sa/Refl. // Ursprung/Weg →pN[1]/ ADV
[1]Präp: *ûz/von/durch*

Beispiele: a) d*as dise manigvaltige sůssekeit irdenischer dingen dich nit von ime dringet* (Mechth 6: 5,10);b) *sînes swertes klingen / wil er durch mîn herze dringen* (HeidinII 1722); c) (reflexiv) *ob du dich dringest / durchz volc* (Parz 647,10; 637,10).

4. ‚etw. drücken, pressen‘, 3-wertig

Agens →Sn // Patiens →Sa // Ursprung/Ziel →(pS)[1]
[1]Präp: *in/von-an*

Beispiel: *drifaldig got sin forme drang in menschen wachs* (Mügeln 11,2).

Spezialbedeutungen

5. ‚etw. übersetzen’: [das Buch] *wart von im gedrungen / ûz kriechischer zungen / in latînische schrift* (LBarl 8).

6. ‚etw. weben, flechten' (< beim Weben/Flechten zusammendrängen): *alle sine löke gar / warend schon getrungen.*

2.3 Frühneuhochdeutsch

Die Sätze, die in der Quelle FNHDWB unter dem Lemma *dringen* zitiert werden, werden hier nicht einzeln syntaktisch analysiert. Wir übernehmen die Semem-Gliederung des FNHDWB, ordnen den Sememen eine Verb-Aktanten-Konstellation zu und belegen sie jeweils mit Beispielen.[5]

1. ‚jmdn. (meist physisch) irgendwohin drängen, bedrängen, stoßen', 3-wertig

Agens (‚Drängender') → Sn /Patiens (‚Gedrängte') →Sa/ Ziel →pS(*auf*)

Beispiel: *die Amoriter drungen die kinder Dan auffs gebirge* (Luther, 1545)

2. ‚(gewaltsam) wohin drängen, vordringen', 2-wertig; meist refl. ‚sich hindurchdrängen', 3-wertig

Agens (‚Drängender') →Sn/ Ort/Ziel →pS/ Patiens →Refl

Beispiele: a) *Der mensche tringe mit allen sinen kreften* [...] *in Got* (Tauler); b) *ES begab sich aber / da sich das Volck zu jm drang* (Luther, 1545)

3. ‚jmdn./etw. von einem Ort wegbewegen, jmdn. mit Gewalt wegdrängen', 3-wertig

Agens (‚Drängender') →Sn / Patiens (‚Wegbewegtes') / Ursprungsort →pS(*von*)

Beispiel: *Da wurd ein solchs gedreng, das die leut einen quaderstein von der stiegen drungen* (Chron. Nürnberg)

4. ‚jmdn. zu etw. nötigen, zu einer Handlung drängen, etw. erzwingen', 3-wertig

Agens (‚Drängender') →Sn // Adressat (‚Gedrängter') →Sa// Ziel →pS(*auf*)/NS/Inf/Adv

5 Die aus dem FNHDWB übernommenen Quellenangaben zu Belegsätzen werden der Kürze halber hier nicht aufgelöst.

Beispiele: a) *Die pfaffen, münch [...] woͤllen sie damit bezwingen / Mit herren krefften darzů tringen / Das sie in geben sollen kragen* (Murner); b) *die not wird sie dringen / das sie die stat vbergeben müssen* (Luther, 1545)

5. ‚von jmdm. Abgaben oder Dienste einfordern, jmdn. rechtlich/wirtschaftlich bedrängen, jmdn. vor Gericht bringen', 2-wertig

Agens (‚obrigkeitlich Fordernder') →Sn // Patiens (‚bedrängter Untertan') →Sa

Beispiel: *man hab in gesagt, wie der türckisch kaiser die cristen ser tringe* (Chron. Augsb.)

[6. refl. *sich dringen* ‚sich um jmdn./etw. drängen, streiten, sich (sehr) um etw. bemühen', 2-wertig. Beispiel: *Die Bürger* [...] *drungen sich auch nicht vmb die Regierung* (Thür.Chron.)]

7. ‚jmdn. geistig-seelisch bedrängen, anfechten, aus religiösen Gründen angreifen, unterdrücken, 3-wertig

Agens (‚Drängender') →Sn// Patiens (‚Bedrängter') →Sa// Ziel/Ursprung →pS(*von*)/Adv

Beispiel: [...] *meine not, dahin mich der unruͤgige man dringet* (Luther 1529); [...] *warim vnß der bapst von dem glauben dringe* (Murner)

8. ‚aus etw. hervorgehen, herausdringen, herauswachsen (von Flüssigkeiten oder Pflanzen), durch etw. hindurchdringen (von spitzen Gegenständen)', 2-wertig

Vorgangsträger (‚Heraus-/Durchdringendes') →Sn/ Ursprung/Weg →pS(*aus*/*durch*)
Beispiele: *Das gebet der Elenden / dringet durch die wolcken* (Luther, 1545); (Eckharts Pred.)

9. ‚(Flüssigkeiten) aus etw. herausdrängen, herausdrücken', 3-wertig

Agens (‚Herausdrückender') →Sn/ Patiens (‚herausgepresste Flüssigkeit') →Sa / Ursprungsort →pS(*aus*/*von*)

Beispiel: [...] *des touwes der genaden / Den er uz der wolle drang* (Tilo v. Kulm)
10. ‚etw. (z. B. Schwert) in etw. hineinstoßen', 3-wertig

Agens (‚Stoßender') →Sn/ Objekt (‚Schwert') →Sa / Weg →pS(*durch*)

Beispiel: *Du hast mir fürwar mit deinen worten ein eyßkalten stral durch mein hertz gedrungen* (Wickram).

Spezialbedeutungen:

11. ‚etw. in eine andere Sprache übersetzen, etw. in Verse zwingen', *daz er* [Eronimus] [...] *in daz latin gedrungen* (Frauenlob).

12. ‚etw. weben, flechten, kunstvoll gestalten', *Die falwen ko*^{e}*cke des scho*^{e}*nnen ho*^{v}*ptes sint gedrungen sam die wunnenclich heide* (Seuse)

[13. Partizip *gedrungen*]

14. ‚einen Grubenbau anlegen, einen Stollen vorantreiben', *durch vormeßen dringen* (Löscher, Erzgeb. Bergr, 1548).

2.4 Neuhochdeutsch (Quelle: DUW)

Der Kürze halber verzichten wir auf die Auswertung der Belege zu *dringen* aus älter neuhochdeutschen Texten.[6] Älter neuhochdeutsche Belege liefert vornehmlich das Goethe-Wörterbuch sowie die DWB-Neubearbeitung.

1. ‚durch etw. an eine bestimmte Stelle gelangen; eindringen, vordringen', 2-wertig

Agens →Sn/Weg/Ziel (‚an eine bestimmte Stelle') →pS(*durch*/*in*)

Beispiele: a) *sie versuchten durch das Dickicht zu dringen*; b) *die Sonne drang durch die Wolken*; c) *ein Splitter drang ihm ins Auge*; d) *das Gerücht drang in die Öffentlichkeit*.

2. (gehoben) ‚sich mit Worten heftig bemühen, auf jemanden einzuwirken', 2-wertig

Agens →Sn / Adressat →pS(*in*)

Beispiel: [mit Bitten, Fragen] *in jemanden dringen; ich habe nicht in dich gedrungen* (Hagelstange, 1972, aus: DWB Neubearbeitung, Sp.1400)

3. ‚etw. [unnachgiebig] fordern', 2-wertig

Agens →Sn // Ziel →pS(*auf*)/Adv + NS

Beispiel: *er hat darauf gedrungen, einen Spezialisten zu konsultieren.*

6 Vgl. Greule & Korhonen 2021: 18 f.

3 Polysemie von *dringen* in diachroner Perspektive

In allen zu Rate gezogenen Wörterbüchern – auch im Goethe-Wörterbuch und in der Neubearbeitung des DWB – ist das Verb *dringen, ahd. thringan* polysem. Für das Althochdeutsche lassen sich dem Wörterbuch nur vier Sememe entnehmen, für das Mittelhochdeutsche setzen die Lexikographinnen und Lexikographen sechs, für das Frühneuhochdeutsche sogar 13 Sememe an, was mit der im Verlauf der Sprachgeschichte sich steigernden Textmenge und zum Teil auch mit dem lexikographischen Bestreben nach genauester semantischer Differenzierung zu tun hat. Die Paraphrasen, die die Semem-Inhalte beschreiben, sind in jedem Wörterbuch unterschiedlich formuliert. Sie müssen um der Vergleichbarkeit Willen für jedes Semem unter *einer* Formulierung zusammengefasst werden. Wir orientieren uns dabei an dem von Bernd Horlitz verfassten Artikel DRINGEN im DWB Neubearbeitung.[7] Der Artikel ist dort in sieben Unterartikel (Sememe A–G) semantisch untergegliedert und erfasst die für das DWB gesammelten Belege für *dringen*, die vom Althochdeutschen bis ins 20. Jh. reichen.

Durch den Vergleich der aus den historischen Wörterbüchern ermittelten Sememe mit den im DWB (Neubearbeitung) angesetzten Sememen ergibt sich folgende semantische Gliederung des Verbs *dringen.* Den Semem-Paraphrasen sind jeweils die Verb-Aktanten-Konstellation sowie Beispielsätze auf jeder Sprachstufe zugeordnet:

1. (DWB: Semem A) ‚etw. an etw. drücken, pressen', 3-wertig

Agens (‚Drückender') →Sn/ Patiens (‚Gedrücktes') → Sa / Ursprung/Weg/Ziel→ pS[1] *an*
[1]Präp: *an*, *in*, *von-an*, *aus*, *von*, *durch*

Ahd. *daz tuot er (aspis) ein ora dringende an dia erda* [vgl. *illa ... allidit unam aurem terrae*, Aug., En] (Np 57,5).

Mhd. *drifaldig got sin forme drang in menschen wachs* (Mügeln 11,2).

Fnhd. (Nr. 9) [...] *des touwes der genaden / Den er uz der wolle drang* (Tilo v. Kulm)

Fnhd. (Nr. 10) *Du hast mir fürwar mit deinen worten ein eyßkalten stral durch mein hertz gedrungen* (Wickram)

7 DWB Neubearbeitung, 6. Band (1983), Sp.1395–1400.

2. (DWB: Semem D) ‚sich unter Ausübung physischen Drucks gegen Widerstand bewegen', ‚sich in enger Berührung im Gedränge gegenseitig vorwärts schieben', 2-wertig

---

Agens → Sn// Ursprung/Weg/Ziel →Adv + pS/NS[1]/pS[2]

[1]Subjunktion: *unz*, *daz*, [2] Präp.: *an*, *unz*, *durch*, *ingegen*, *in*, *umb*, *zuo*, *nach*, *ûz/aus*, *durch*

Ahd. *diu scaf uz an dia uueida dringende. die stiga eruuegent (greges quatiunt caulas in matutina pascua)* (Nc 788,2 [143,1]).

Mhd. a) *Vlixes trat vf des schiffes bort / vnde sluc vnd dranc, / vnz er vf den stat spranc,* (Herb 4395); b) *wer dinet ane dank, do er niht sol, / dem wirt gelonet selten wol. / wer also vergeben drunge* [*strebt*], */ daz er ein lit doch sunge /* [...] */ er was und ist der wisen spot,* (Jüngl 129); c) *durch sin hut úncz uf das bain / drungent die dorne vil gemain,* (WernhMl 9338); d) *sin zorn vz sime herzen dranc* (Herb 2022).

Fnhd. (Nr. 2) *Der mensche tringe mit allen sinen kreften* [...] *in Got* (Tauler).– Mit Refl. ←Patiens: *ES begab sich aber / da sich das Volck zu jm drang* (Luther, 1545)

(Nr. 8): *Das gebet der Elenden / dringet durch die wolcken* (Luther, 1545); ez [...] *dringet ûz der natûre als der ast ûz dem boume* (Eckharts Pred.)

Nhd.: a) *sie versuchten durch das Dickicht zu dringen*; b) *die Sonne drang durch die Wolken*; c) *ein Splitter drang ihm ins Auge*; d) *das Gerücht drang in die Öffentlichkeit*.

3. (DWB: Sememe B, C) ‚durch starken physischen Druck einen Ortswechsel herbeiführen, schieben, treiben', 3–wertig

---

Agens (‚Drängender') →Sn// Patiens (‚Verdrängter') →Sa // Ursprung/Weg→pS[1]/Adv

[1] Präp: *uzar*, *aba*, *ûz*, *von*, *durch*

Ahd. *wer ist ... therer man, ther ... mit heri uns sus hiar engit joh uzar ther burg thringit?* (Otfrid 4,4,61–62).

Mhd. a) *das dise manigvaltige sůssekeit irdenischer dingen dich nit von ime dringet* (Mechth 6: 5,10);b) *sînes swertes klingen / wil er durch mîn herze dringen* (HeidinII 1722); c) (reflexiv) *ob du dich dringest / durchz volc* (Parz 647,10; 637,10).

Fnhd. (Nr. 3): *Da wurd ein solchs gedreng, das die leut einen quaderstein von der stiegen drungen* (Chron. Nürnberg).

4. (DWB: Semem E) ‚starken psychischen Druck ausüben, mit Nachdruck anstreben', ‚sich intensiv um etwas bemühen', 2-wertig, fnhd. 3-wertig (!)

Agens (‚Bedrängender') →Sn // Patiens (Bedrängter) →Sa // Ursprung/Ziel →(pS[1]/Adv)
[1]Präp.: *von/auf*

Ahd. *thrang inan* [*Jesus*] *thiu menigi* (Otfrid 3,14,15).

Mhd. a) (Passiv*) iz geschach daz Jhesus uf dem wege gedrungen wart von der schare* EvBerl 106,3 – b) *daz vns da mitte begnvgen sal, vnd* [*daz wir*] *si nit hoher dringen mit deheime gerichte* (UrkCorp(WMU) 1831,7) (*hœher dringen*‚mit höheren Forderungen bedrängen')

Fnhd. (Nr. 1) *die Amoriter drungen die kinder Dan auffs gebirge* (Luther, 1545)

Fnhd. (Nr. 7) [...] *meine not, dahin mich der unru^{e}gige man dringet* (Luther 1529); [...] *warim vnß der bapst von dem glauben dringe* (Murner).

5. (DWB: Semem G) ‚nachdrücklich, unnachgiebig fordern', 2-wertig

Agens (‚Fordernder') →Sn // Patiens (‚Gefordeter') →Sa oder: Inhalt (‚Forderung') →pS(*auf*)/Adv + Inf

Fnhd. (Nr. 5) *man hab in gesagt, wie der türckisch kaiser die cristen ser tringe* (Chron. Augsb.)

Nhd. *er hat darauf gedrungen, einen Spezialisten zu konsultieren.*

6. ‚durch Überredung, durch Gründe zu etwas bewegen oder zu bewegen suchen', 3-wertig, nhd. 2-wertig (!) (Intensivierung von Semem 5)

Agens →Sn// Adressat →Sa//Ziel →pS(*auf*)/NS/Inf/Adv

Fnhd. (Nr,4) *Die pfaffen, münch* [...] *wo^{e}llen sie damit bezwingen / Mit herren krefften darzů tringen / Das sie in geben sollen kragen* (Murner); *die not wird sie dringen / das sie die stat vbergeben müssen* (Luther, 1545)

Nhd. (Nr. 2) 2-wertig:

Agens →Sn/Adressat →pS(*in*)

‚[mit Bitten, Fragen] in jemanden dringen; ich habe nicht in dich gedrungen'

7. (Fachsprachliche) Einzelfälle

a) ‚etw. in eine andere Sprache übersetzen, in Verse zwingen' = Mhd. Nr. 5, Fnhd. Nr. 1.

b) ‚etw. weben, flechten, (< ‚beim Weben/Flechten zusammendrängen‘) = DWB, Neubearbeitung, Semem A 2, Mhd. Nr. 6, Fnhd. Nr. 12

Das Semem ‚rechtlichen Druck, Zwang ausüben‘ (= Semem F im DWB Neubearbeitung) – eine im Mittelhochdeutschen (1274) beginnende, bis ins 19. Jh. belegte Bedeutung – wird als rechtsprachlicher Fachbegriff von *dringen*, der sich aus dem Semem 4 (DWB E) entwickelte, nicht weiter berücksichtigt.

4 Verbgeschichte

Die Darstellung soll zeigen, dass es zur vollständigen Beschreibung der sprachgeschichtlichen Entwicklung eines Verbs der Einbeziehung der Aktanten bedarf. Dieses Ziel sollte auf der Grundlage umfangreicheren Belegmaterials – über das, was das DWB an Belegen bietet, hinaus – am Beispiel von *dringen* verfolgt werden.

Das Verb *dringen* ist ein polysemes Verb, bei dem im Verlauf der Sprachgeschichte sechs Sememe eine Rolle spielen. An den Beginn der Verbgeschichte stellen wir die Etymologie: *Dringen* lässt sich sowohl in germanische Zusammenhänge einordnen, wo germanisch **threng-* ‚drängen‘ bedeutete[8], als auch in indogermanische Zusammenhänge, wo idg. **trenk-* ‚drängen‘ angesetzt wird, vgl. lit. *trenkù* ‚ich wasche, schelte, schlage‘.[9] Wenn man als Ursprungsbedeutung von *dringen* ein dreiwertiges Semem ‚etwas an etwas drücken, pressen‘ annimmt, dann wird auch die Bedeutungsentwicklung erklärbar, die sich im Litauischen mit den Bedeutungen ‚waschen, schelten, schlagen‘ abzeichnet.

Die Entwicklung der (monosemen) Ursprungsbedeutung (Semem 1) zur Polysemie lässt sich wie folgt beschreiben: Der Fokus wurde bei Semem 2 auf der in der Ursprungsbedeutung implizierten Bewegung dessen, der drückt/presst (Agens), und auf das Ziel der Bewegung gelegt. Dadurch wird die Rolle Patiens (von Semem 1) ausgespart und das Semem wird zweiwertig: ‚X bewegt sich unter Ausübung physischen Drucks gegen Widerstand Y‘. Dieses Semem ist in allen Sprachperioden belegt. Im Semem 3 ‚X führt durch starken physischen Druck auf Y einen Wechsel zum Ort Z herbei‘ steht der vom Agens ausgeübte Druck im Dienst des Wegbewegens eines (unliebsamen) Objekts von einem bestimmten Ort an einen anderen Ort und das Verb wird dreiwertig, ist aber mit diesem Semem im Neuhochdeutschen nicht mehr gebräuchlich.

Frühzeitig, bereits im Althochdeutschen, belegt ist dagegen Semem 4 ‚starken psychischen Druck ausüben, mit Nachdruck anstreben‘, das als inhaltliche Übertragung

8 Seebold 1970: 520 f.
9 Rix 2001: 649.

des physischen Drucks (Sememe 1–3) auf die Psyche zu verstehen ist. Dieses Semem ist durchgehend, außer im Neuhochdeutschen, mit obligatorischer Zweiwertigkeit (entweder Agens – Patiens oder Agens – Ziel) belegt. Semem 5 ‚nachdrücklich, unnachgiebig fordern' kommt dadurch zustande, dass die Rolle ‚Ziel' im Semem 4 hier durch einen Inhalt (‚was gefordert wird') besetzt ist und *dringen* mit dieser VAK als Kommunikationsverb gebraucht wird – allerdings erst seit frühneuhochdeutscher Zeit. Zu Semem 6 ‚durch Überredung, durch Gründe zu etwas bewegen oder zu bewegen suchen' kommt es durch eine Intensivierung des in Semem 5 vorhandenen kommunikativen Aspekts, ausgedrückt durch das Sem ‚durch Überredung'. Im Neuhochdeutschen ist es allerdings auf den personalen Adressaten fokussiert, in der Form *auf jmdn. dringen* als „gehoben" markiert und es kann als Phraseologismus verstanden werden.

Insgesamt kommt es im Neuhochdeutschen zu einer Reduktion der Polysemie von sechs auf drei Sememe. Die Ursprungsbedeutung ist im heutigen Deutsch durch die Verben *drücken* und *pressen* verdrängt worden. Im Vordergrund des Gebrauchs steht das Semem 2 ‚sich unter Ausübung physischen Drucks gegen einen Widerstand bewegen', hinter dem die Sememe 5 und 6 als „gehoben" bzw. phraseologisch in den Hintergrund treten.

5 Zusammenfassung

Das Verb *dringen* ist seit Beginn der deutschen Sprachgeschichte polysem. Im Verlauf der Sprachgeschichte wird die Polysemie von einer (monosemen) Ursprungsbedeutung ausgehend auf sechs Sememe erweitert, die in der Gegenwartssprache wieder auf drei Sememe reduziert ist. Das ist das Ergebnis des syntaktisch-semantischen Vergleichs auf vier Sprachstufen. Ein Ziel der Darstellung war es, am Beispiel von *dringen* Schritt für Schritt zu zeigen, wie aus den historischen, online zugänglichen Wörterbüchern die Daten für einen Eintrag des Verbs *dringen* in das – im Entstehen begriffene – HSVW bereitgestellt werden können. Für das HSVW relevant sind: 1. die (in Abschnitt 2) pro Sprachstufe formalisiert erfassten Sememe und die zugehörigen Verb-Aktanten-Konstellationen, und 2. die Zusammenstellung der im Verlauf der Sprachgeschichte relevanten Sememe eines Verbs (Abschnitt 3) samt dem als *Verbgeschichte* (Abschnitt 4) überschriebenen Kommentar dazu.

Quellen

AHDWB = Althochdeutsches Wörterbuch, https://de.wikipedia.org/wiki/Althochdeutsches_Wörterbuch (Stand 17.9.2021).

DUW = Deutsches Universalwörterbuch. 4. neu bearb. und erweiterte Aufl. Hrsg. von der Dudenredaktion. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich 2001.

DWB = Deutsches Wörterbuch der Gebrüder Grimm, http://dwb.uni-trier.de/de/die-digitale-version/online-version (Stand 17.9.2021).
DWB Neubearbeitung = Deutsches Wörterbuch der Brüder Grimm. Neubearbeitung. Hrsg. von der Akademie der DDR und der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. 7 Bände. Stuttgart 1983–2018.
FNHDWB = Frühneuhochdeutsches Wörterbuch, https://fwb-online.de (Stand 17.9.2021).
Goethe-Wörterbuch, http://gwb.uni-trier.de (Stand 17.9.2021).
MHDWB = Mittelhochdeutsches Wörterbuch, mhdwb-online.de: http://www.mhdwb-online.de (Stand 17.9.2021).
Otfrid = Otfrid von Weißenburg: Evangelienbuch. Band I: Edition nach dem Wiener Codex 2687. Hrsg. und bearb. von Wolfgang Kleiber unter Mitarbeit von Rita Heuser. Teil 1: Text. Tübingen 2004.

Literatur

Greule, Albrecht & Jarmo Korhonen (2021): Historische Valenz. Einführung in die Erforschung der deutschen Sprachgeschichte auf valenztheoretischer Grundlage. Heidelberg.
Rix, Helmut (2001): Lexikon der indogermanischen Verben (LIV). 2., erw. und verb. Aufl. bearb. von Martin Kümmel und Helmut Rix. Wiesbaden.
Seebold, Elmar (1970): Vergleichendes und etymologisches Wörterbuch der germanischen starken Verben. Den Haag/Paris.

Bernhard Luxner

Nur eine weitere Laus im Pelz der deutschen Sprache? Zur Grammatikalisierung von ahd. *ni wâri*, mhd. *newære* hin zur (f)nhd. Modalpartikel *nur*

1 Einleitung

Das Lexem nhd. *nur* deckt in der deutschen Sprache der Gegenwart ein vergleichsweise großes Spektrum an syntaktischen, semantischen und kommunikativen Funktionen ab: Es kann als adversativer/restriktiver Konnektor, als Fokuspartikel oder auch als Modalpartikel fungieren (vgl. bspw. die Zusammenstellung bei Métrich & Faucher 2009: 667–692). Die Genese von nhd. *nur* aus der althochdeutschen Phrase *ni wâri* ‚(es) wäre nicht' ist in einschlägigen Referenzwerken dabei zum Teil schon recht ausführlich beschrieben worden (vgl. etwa Behaghel, Syntax III: § 973; DWB 13,998–1008; Paul 1992: 623–624). Wie genau die einzelnen Entwicklungsstufen (Phrase > Konnektor > Fokuspartikel > Modalpartikel) allerdings genau voneinander abhängen bzw. welche syntaktischen oder informationsstrukturellen bzw. (meta-)kommunikativen Umstände für die Entwicklung von *nur* hin zur Modalpartikel ausschlaggebend waren, ist bis dato noch weitestgehend unerforscht geblieben. Der vorliegende Beitrag möchte sich dieser Frage etwas eingehender widmen und auf Basis von Belegen aus den Online-Korpora *Altdeutsches Referenzkorpus*, *Mittelhochdeutsches Referenzkorpus* und *Frühneuhochdeutsches Referenzkorpus* die Entwicklungslinien hin zur Modalpartikel nhd. *nur* nachzeichnen.

2 Das Lexem *nur* im Gegenwartsdeutschen

2.1 Nhd. *nur* als restriktiver Konnektor

Zunächst kann *nur* als adversativer Konnektor bzw. als adversative Konjunktion fungieren. Hierbei erzeugt *nur* eine adversative Kohäsion, bei der die Aufmerksamkeit des Rezipienten auf „die Gegensätzlichkeit von Sachverhalten" (Duden 1793) gelenkt werden soll. Da *nur* meist aber eine eher restriktive Qualität zukommt, erscheint die Klassifikation als spezifizierender, restriktiver Konnektor adäquater (vgl. DudeGr 1799; Breindl & Volodina & Waßner 2014: 559–562). Es werden dann also Informationen an Aussagen geknüpft, die sich einschränkend auf eine getätigte Äußerung beziehen.

In syntaktischer Hinsicht ist die Stellung sowohl im Vor– als auch – allerdings seltener – im Mittelfeld möglich. Zudem tritt *nur* in Extraposition auf und kann (umgangs-

https://doi.org/10.1515/9783110784282-010

sprachlich) einen Nachtrag in Form eines *dass*-Satzes einführen (Beispiele nach Métrich & Faucher 2009: 668–670):

(1) *Wir können alles,* ***nur*** *kein Hochdeutsch.*

(2) *Rette sich wer kann, lautet die neue Devise.* ***Nur****: Wer kann das schon?*

(3) *Aber es ändert sich überhaupt nichts –* ***nur*** *dass man älter wird.*

2.2 Nhd. *nur* als Fokuspartikel

Eng verknüpft mit dem restriktiven Konnektor *nur* ist der Gebrauch von *nur* als Fokuspartikel (Fp). Fokuspartikeln[1] haben die Funktion, bestimmte Teile einer Aussage als Fokus[2] zu binden (vgl. Altmann 2007: 359; Eisenberg 2013: 235–236; Duden 873). In syntaktischer Hinsicht sind Fpn weder Satz– noch Stellungsglieder, bilden aber zusammen mit dem Fokusausdruck, vor dem sie in der Regel unmittelbar stehen (vgl. aber Bsp. (4) im Folgenden), eine Konstituente (vgl. Altmann 2007: 365–369):

(1) ***Auch*** *ihre Kollegen sind heute zu spät ins Büro gekommen.*

(2) ***Sogar*** *Herbert hat gegen diesen Vorschlag gestimmt.*

(3) ***Einzig*** *seine Versäumnisse werden allen in Erinnerung bleiben.*

(4) *Er* ***allein*** *kann uns helfen.*

Bei der funktionalen Beschreibung von Fpn wird unterschieden zwischen additiven bzw. inklusiven, durch die Alternativen zu den jeweiligen Fokusausdrücken ebenfalls als gültig eingeschlossen werden (bspw. *auch* und *sogar* in den angeführten Beispielsätzen), und exklusiven bzw. restriktiven Fokuspartikeln, durch die entsprechend Alternativen ausgeschlossen werden (bspw. *einzig* und *allein* in den angeführten Beispielsätzen) (vgl. Altmann 2007: 359–360; Duden 873). Im Falle von *nur* liegt eine restriktive bzw. exklusive Fokuspartikel vor:

---

1 Für diese Partikeln sind in der Literatur die Termini *Gradpartikel* sowie *Fokuspartikel* zu finden. Altmann (2007) spricht von Gradpartikeln (so bspw. auch Glück 2005: 237; Bußmann 2008: 240), die andernorts wiederum als Terminus für die als eigene Partikelklasse behandelten Steigerungs– oder Intensitätspartikeln wie *sehr*, *außerordentlich*, *höchst* usw. dienen (vgl. etwa Duden. 871; zur Diskussion um die Wortartbezeichnung vgl. Altmann 2007: 357–359).

2 Mit „Fokus“ ist das Informationszentrum einer Aussage gemeint; also jener Teil, auf dem die besondere Aufmerksamkeit des Sprechers liegt. Dieser Ausdruck trägt in der Regel auch den sog. Fokusakzent (vgl. Altmann 2007: 370–372; Bußmann 2008: 194; Duden 873).

(5) ***Nur** ein Schüler hat alle Fragen richtig beantwortet.*

(6) ***Nur** ein Studierender kann von diesen Vergünstigungen profitieren.*

(7) *Ich liebe **nur** dich!*

Ist der Fokusausdruck semantisch skalierbar, werden in der Regel nur die auf einer gedachten Skala als „höher“ einzustufenden Größen ausgeschlossen, sodass die Funktion von *nur* von einer exklusiven zu einer deutlich restriktiven umschlägt (vgl. Métrich & Faucher 2009: 671):

(8) *Ich kann dich **nur** ganz schlecht verstehen.*

(9) *Die Ergebnisse der Studie haben **nur** wenig Aussagekraft.*

2.3 Nhd. *nur* als Modalpartikel

Schließlich kann *nur* im Deutschen auch als Modalpartikel (Mp) fungieren (vgl. Métrich & Faucher 2009: 681). Diese Partikelklasse unterscheidet sich hinsichtlich ihrer formalen aber besonders hinsichtlich ihrer funktional-kommunikativen Funktion zum Teil recht deutlich von anderen Partikeln. In einigen Fällen aber ist eine Abgrenzung zu den anderen Klassen nicht immer eindeutig. In morphologischer Hinsicht teilen sie sich mit den anderen Partikeln die Eigenschaft der Unflektierbarkeit und sind in Bezug auf die Prosodie in der Regel nicht betonbar.[3] Ihre Position im Satz ist auf das Mittelfeld beschränkt und sie sind nicht phrasenfähig (vgl. allgemein Müller 2014; Egg & Mursell 2017: 15–48).[4]

Weitaus komplexer als die formale Beschreibung gestaltet sich die funktional-semantische Beschreibung dieser Partikelklasse. Generell lässt sich sagen, dass sie keinen Beitrag zur „wahrheitsfunktionalen Bedeutung“ (Müller 2014: 17) einer Aussage leisten und so prinzipiell weglassbar sind, ohne dass sich die Bedeutung einer Aussage verändern würde. Ferner lassen sich fünf weitere, zentrale funktionale Eigenschaften von Modalpartikeln identifizieren (vgl. hierzu Autenrieth 2002: 1–37, Ferraresi 2014: 77–87; Müller 2014; Egg & Mursell 2017: 15–48):

---

3 In einigen Konstellationen können Modalpartikeln allerdings durchaus betont werden: *Mach mir das JA nicht! Ich möchte SCHON, dass wir uns wieder treffen* (vgl. Duden 875).

4 Sie bestehen also die klassischen Konstituententests nicht und sind auch nicht durch bspw. Intensitätspartikeln erweiterbar. Ferner können sie im Normalfall nicht das Vorfeld besetzen (vgl. Müller 2014: 11–12).

1. Mpn binden Äußerungen in einen Kommunikationszusammenhang ein und machen somit den Stellenwert einer Äußerung deutlich(-er).
2. Mpn geben dem Rezipienten Hinweise auf die Interpretation der Äußerung im jeweiligen Kontext.
3. Mpn verweisen auf gemeinsames Wissen, Annahmen oder Erwartungen der Gesprächsteilnehmer.
4. Mpn nehmen Bezug auf vorherige Äußerungen.
5. Mpn zeigen die Einstellung (Emotion, Annahme, Erwartung) des Sprechers zu einem bestimmten Sachverhalt an.

Anhand einiger Beispiel sollen die genannten formalen sowie funktionalen Aspekte kurz verdeutlicht werden:

(1) *Er wird heute* ***wohl*** *nicht mehr kommen.* (Der Sprecher drückt eine Vermutung aus.)

(2) *Du bist also* ***doch*** *noch gekommen!* (Ein Ereignis tritt wider Erwarten ein.)

(3) *Sie ist* ***ja*** *immer noch erkältet!* (Der Sprecher drückt seine Überraschung über einen Sachverhalt aus.)

Die weiter oben angeführten Aspekte in (2.) und (5.) haben sich bei der Beschreibung von Mpn sowohl in der Gegenwartssprache als auch in historischen Sprachstufen als besonders praktikabel erwiesen und sie sollen deshalb in Bezug auf die Entwicklung von *nur* hin zur Mpn etwas näher betrachtet werden.

Die unter (2.) angeführten Hinweise an den Rezipienten, wie eine Äußerung im jeweiligen Kontext zu interpretieren ist, lassen sich unter dem Begriff der „metapragmatischen Instruktion" (König 1997: 64) zusammenfassen. Damit sind nach Franck (1980: 80) „Kontextualisierungsanweisungen" an den Hörer gemeint, also „Hinweise für den Hörer, dass er auf ganz bestimmte Kontextkategorien sein Augenmerk richten und bestimmte Bezugsgrößen aussuchen und verarbeiten muss." (Franck 1980: 80). Nach König & Requardt (1991) und König (1997: 64–71) lassen sich hierbei drei verschiedene Interpretationshinweise unterscheiden:

– Hinweise auf Widersprüche (vgl. *Du wirst sein Angebot* ***doch*** *nicht annehmen?*)
– Hinweise auf die Stärke einer Annahme bzw. auf die vorliegende Evidenz (vgl. *Er ist* ***halt*** *ein komischer Kauz.*)
– Hinweise auf bestimmte inferentielle Verbindungen (es bestehen Zusammenhänge zwischen vorhergehendem Kontext und der getätigten Äußerung) (vgl. *Du kannst ihn* ***wohl*** *nicht mehr leiden?*)

Punkt (5.) betrifft die Markierung der sog. Sprechereinstellung, die nach Autenrieth (2002: 13) dann durch eine lexikalische Einheit signalisiert wird, wenn ...

- … sich der Skopus über die gesamten Propositionen erstreckt, wobei eine evaluative oder epistemische bzw. doxastische Bedeutung ermittelt werden kann.
- … eine Bezugnahme auf im Kontext zugängliche evaluative oder epistemische bzw. doxastische Bewertungen eines Sachverhalts vorliegt.

Ist mindestens eine dieser Bedingungen erfüllt, kann davon ausgegangen werden, dass eine Sprechereinstellung bzw. eine „Einstellungsbedeutung“ markiert wird. Der Aspekt des Kontextes, der für die Interpretation und Beschreibung von Mpn von zentraler Bedeutung ist, umfasst nach Autenrieth (2002: 20) auf Basis der bei Sperber & Wilson (1986) formulierten Relevanztheorie folgende drei Bereiche:
- im Verlauf gemachte Äußerungen
- äußere Umgebung, in der ein Gespräch stattfindet
- alle Annahmen, die den Kommunikationsteilnehmern in anderer Weise zugänglich sind, weil sie …
  - … Inhalt von Äußerungen waren.
  - … in ihrem Gedächtnis abrufbar sind.
  - … aus anderen vorhandenen Informationen abgeleitet werden können.

Es gilt hier zu bedenken, dass einige der genannten Aspekte bei einer Untersuchung der Funktion kaum oder gar nicht zugänglich sein können – diese gilt umso mehr für historisches Sprachmaterial.

Die Modalpartikel *nur* nun „signalisiert, dass der aktuelle Sprechakt in den Augen des Sprechers als der [augenblicklich] einzig relevante zu betrachten ist.“ (Métrich & Faucher 2009: 681) Bezogen auf die metapragmatische Instruktion nach König (1997) liegt hier ein Hinweis für den Rezipienten auf eine inferentielle Verbindung vor, hinsichtlich der Sprechereinstellung nach Autenrieth (2002) ist hier deutlich eine evaluative Bewertung erkennbar. Dabei gibt es zahlreiche Nuancen, die je nach Satzart, Satztyp und/oder der Verwendung bestimmter Lexeme deutlich variieren können (Beispiele aus Métrich & Faucher 2009: 681–690):[5]

(4) *Ja, er kann heute Abend ausgehen. Er soll aber* ***nur*** *aufpassen.*

(5) *Versuch’s* ***nur****!*

(6) *Ja, ja, lach du* ***nur****!*

(7) *Wie hat er das* ***nur*** *geschafft?*

5 Vor dem Hintergrund der anderen Gebrauchsweisen als restriktiver Konnektor bzw. als Fokuspartikel und der Entwicklungsgeschichte von *nur* als Modalpartikel (s. folgende Abschnitte), sei auch hier wieder auf das restriktive bzw. exklusive Moment hingewiesen insofern, als alle anderen Äußerungen für den Augenblick als irrelevant ausgeschlossen werden.

(8) *Wenn ich **nur** wüsste, wie es so weit kommen konnte.*

(9) *Wie kann man **nur** so dumm sein?*

3 Zur Vorgeschichte von nhd. *nur* – ein Forschungsüberblick

In formaler Hinsicht hat nhd. *nur* seinen Ursprung in der althochdeutschen Phrase *ni wâri*, also einer Verbindung von der Negationspartikel *ni* und der 3. Pers. Sg. Konj. Prät. von *wësan* ‚sein' (DWB 13,998–999)[6]:

(1) *trohtin, ob thu hier uuarist, min bruoder **ni uuari** thanne tót* (ReA: T_Tat135[7], Althochdeutscher Tatian)
‚Herr, wärst du hier gewesen, dann wäre mein Bruder nicht tot.'

Die Negationspartikel *ni* wird hin zum Spätalthochdeutschen/Frühmittelhochdeutschen zum Klitikum *ne*–, was zusammen mit den entsprechenden lautlichen Veränderungen (*i*-Umlaut und Nebensilbenabschwächung) in der Form mhd. *newær(e)* resultiert. Durch Verlegung des Akzents auf die erste Silbe kommt es ferner zu abgeschwächten Formen wie *newar(e)*, *niwer*, *newer*, *nuwer* (vgl. BMZ 3,765b–768a s.v. *wise*; Lexer 3,799 s.v. *wësen*; Paul 2007: § S 159 Anm. 1):

(2) *daz dú nîet ánderes der mítene mêines . **neuuâre** mîna mínna* (ReM: M244-G1[8]; Williram)
‚... dass du nichts Anderes damit bezeichnest, als meine Liebe'

(3) *Der wild esil neluot nieht **newar** so er ezzen wile* (ReM: M157-G1[9]; Jüngerer Physiologus)
‚Der wilde Esel gibt keinen Laut von sich, außer wenn er essen will.'

---

6 Die Belege für die drei Sprachstufen Alt–, Mittel– und Frühneuhochdeutsch sind jeweils aus den Korpora *Referenzkorpus Altdeutsch* (*ReA*), *Referenzkorpus Mittelhochdeutsch* (*ReM*) bzw. *Referenzkorpus Frühneuhochdeutsch* (*ReF*) entnommen. Für weitere Ausführungen sowie entsprechende Links zu den Korpora s. Abschnitt 4. Übersetzungen, sofern nicht anders vermerkt: B. Luxner.

7 https://korpling.german.hu-berlin.de/annis3/?id=e29c0106-e79e-4bd1-83d4-41e356af9c11.

8 https://annis.linguistics.rub.de/?id=0f6d0743-0be5-4cf2-aff7-756b6a2fef19.

9 https://annis.linguistics.rub.de/?id=f958c5cb-bafb-4e8d-81f3-08de3fd7a350.

(4) ***newer*** *einen wisen man scalt tu thar zuo sezen* (ReM: M199B-N1[10]; Reimbibel)
‚Nur einen weisen Mann sollst du dazu setzen.'

In Folge von Kontraktionen und dem Wandel von *iw/ew* zu *iu* bzw. *uw* zu *û* liegen dann in spätmittelhochdeutscher Zeit die Formen mhd. *niur* (bair. *neur*) bzw. md. *nûr* vor, die schließlich in (f)nhd. *nur* resultieren (vgl. DWB 13,998–999; Burkhardt 1994: 146):

(5) *Got . ist niht . der toten got .* ***nvr*** *der lebenden* (ReM: M520-N0[11]; Klosterneuburger Evangelienwerk)
‚Gott ist nicht der Gott der toten, sondern nur der lebenden.'

(6) *iz nicht in zcimete zuo ezzine .* ***nuor*** *alleine den pristeren* (ReM: M318-G1[12]; Matthias v. Beheim, Evangelienbuch)
‚ihnen ziemte es nicht zu essen, nur allein den Priestern'

(7) *wer* ***nür*** *eym menschen vnrecht thut. der thut allen menschen vnrecht wu er kan.* (ReF: 15_1-ofr/F308[13], Erhart Groß, Laiendoktrinal)
‚Wer nur einem Menschen unrecht tut, der tut allen Menschen unrecht, wo er kann.'

(8) *Nu sach achíl les* ***nur*** *das eýsen gewant an das zw streýtt vnd czw Rítterschafft gehört vnd achttet aller frawn clayned nícht* (ReF: 15_2-oobd/F046[14], Hystoria Troyana)
‚Nun betrachtete Achilles nur die Rüstung, die zum Kampf und zur Ritterschaft gehört, und beachtete die Kleidung der Frauen nicht.'

Was die funktional-semantischen Aspekte betrifft, so bietet das Deutsche Wörterbuch die momentan ausführlichste Darstellung, wobei die grammatischen bzw. kommunikativen Funktionen vor allem in den früheren Sprachstufen (Spät–)Althochdeutsch und Mittelhochdeutsch nicht immer deutlich hervortreten. So wird ab der frühmittelhochdeutschen Periode, wenn also von einer Lexikalisierung der Phrase auszugehen ist, generell eine einschränkende, entgegengesetzte oder bedingende Funktion (mit Bezug auf einen negativen Vordersatz) angeführt. Es liegt hier also bereits die Funktion eines restriktiven Konnektors vor (vgl. dazu auch Fofulit 2017: 383–385). Zu verstehen ist *newâre* dann als ‚es sei denn, es wäre denn, mit Ausnahme, außer, doch' (Belege hier zitiert nach DWB 13,998–1000):

10 https://annis.linguistics.rub.de/?id=0fbb34b3-704d-4c72-816c-bd5fbda9d195.
11 https://annis.linguistics.rub.de/?id=11c4601f-d657-4700-a0e5-6ce1c05db5a9.
12 https://annis.linguistics.rub.de/?id=1ea87553-32dc-4274-911d-a3d927f7c9b3.
13 https://annis.linguistics.rub.de/?id=65d64eb1-3539-419a-b512-d5e56c1974ef.
14 https://annis.linguistics.rub.de/?id=448ba4d9-a7b4-487c-a090-2371f3b04221.

(9) *daʒ wir ne gern anders niht/ niwâr daʒ êwige lieht.* (Diemer, Deutsche Gedichte des 11. und 12. Jahrhunderts 83,8)

(10) *got werte in des und anderes maniges,/ ne wâre daʒ [...] er ime doch tete, daʒ er in besuohte* (Wiener Genesis 56,17)

Dieser Gebrauch setzt sich in mittelhochdeutscher Zeit fort, wird aber um eine weitere Funktion, die etwas Bestimmtes unter Ausschluss aller anderen Alternativen einschränkt, im Sinne von ‚niemand als, nichts als, nichts weiter, nichts mehr als, bloß, allein' erweitert (Belege hier zitiert nach DWB 13,1000–1004):

(11) *so ne was niwâr zorn unde nît* (Diemer, Deutsche Gedichte des 11. und 12. Jahrhunderts
306,23)

(12) *niur slege brâhtes ûf den plân* (H. v. Freiberg, Tristan 1788)

Ab der frühneuhochdeutschen Zeit lässt sich in einigen Fällen ein Rückgang der einschränkenden Funktion beobachten, sodass *nur* dann vor allem zur „nachdrücklichen hervorhebung oder zur verallgemeinerung und unbeschränkten ausdehnung eines begriffes" dient (DWB 13,1005). *Nur* wird hier nun als Modalpartikel gebraucht (Belege hier zitiert nach DWB 13,1005–1007):

(13) *nu eilt neur pald mit im darvon* (Fastn. Sp. 537,31)

(14) *was sein standt und zeit/ nur immer leiden will* (Opitz (1646) 1,63)

Dieser Befund deckt sich auch mit der Feststellung bei Burkhardt (1994: 146–147), der – auf Basis der Belege im DWB – einen Gebrauch von *nur* als Modalpartikel spätestens ab dem 16. Jahrhundert konstatiert. Burkhardt zufolge kann der Sprecher mit *nur* in Wunschsätzen zu verstehen geben, dass es gegenteilige Erwartungen oder Hoffnungen gab (Beispiel zitiert nach Burkhardt 1994: 146–147):[15]

(15) *o kőm er* ***nůr*** *vnd wer so keck/ Wolt vns den feyel nehmen weg* (Hans Sachs, Fastnachtssp., 120)

15 Für die anderen Funktionen führt Burkhardt lediglich neuhochdeutsche Beispiele an.

4 Untersuchung

Im folgenden Abschnitt wird die funktional-semantische Entwicklung von ahd. *ni wâri* hin zu nhd. Modalpartikel *nur* auf Basis der Daten aus den drei Referenzkorpora *Referenzkorpus Altdeutsch* (*ReA*),[16] *Referenzkorpus Mittelhochdeutsch* (*ReM*)[17] und *Referenzkorpus Frühneuhochdeutsch* (*ReF*)[18] vorgestellt. Alle drei Korpora sind Teil des Projektverbunds *Deutsch Diachron Digital* (*DDD*)[19], zu dem darüber hinaus noch das *Referenzkorpus Mittelniederdeutsch/Niederrheinisch* (*ReN*)[20] sowie das *Referenzkorpus Deutsche Inschriften* (*ReDI*)[21] gehören.

Hinter jedem Beleg findet sich ein Fußnotenverweis mit dem Direktlink zum Belegzitat im jeweiligen Korpus. Zusätzlich erfolgt noch eine explizite Angabe des Werktitels, die eine schnelle Zu – bzw. Einordnung in die jeweilige Überlieferung erleichtern soll. Um die Lesbarkeit der Textstellen zu erleichtern, wurden etwaige Abbreviaturzeichen stillschweigend aufgelöst sowie unterschiedliche Schreibungen mit rundem und langem *s* zugunsten des ersteren vereinheitlicht.

4.1 Zu den Funktionen von *ni wâri/newâre* im Althochdeutschen

Im Althochdeutschen findet sich die Phrase *ni wâri* zunächst vor allem in Fällen, in denen Irreales oder zumindest eine Art von Potentialität ausgedrückt wird. Zu verstehen ist die Phrase dann im Sinne von ‚wäre (es) nicht' (zum irrealen und potentialen Gebrauch des Konjunktiv II vgl. Dal & Eroms 2014: § 110):

(1) *trohtin, ob thu hier uuarist, thanne* ***ni uuari*** *tót min bruoder* (ReA: T_Tat135[22]; Althochdeutscher Tatian)

---

16 Donhauser, Karin, Jost Gippert u. Rosemarie Lühr. 2017. Deutsch Diachron Digital – Referenzkorpus Altdeutsch (**Version 1.0**), CC-BY-NC-SA 3.0, Humboldt-Universität zu Berlin. Online zugänglich unter folgendem Link: https://www.deutschdiachrondigital.de/rea/ (Stand: 21.04.2023).

17 Klein, Thomas; Wegera, Klaus-Peter; Dipper, Stefanie; Wich–Reif, Claudia (2016). Referenzkorpus Mittelhochdeutsch (1050–1350), Version 1.0, https://www.linguistics.ruhr-uni-bochum.de/rem/. ISLRN 332-536-136-099-5. (Stand: 21.04.2023).

18 Wegera, Klaus–Peter; Solms, Hans–Joachim; Demske, Ulrike; Dipper, Stefanie (2021). Referenzkorpus Frühneuhochdeutsch (1350–1650), Version 1.0, https://www.linguistics.ruhr-uni-bochum.de/ref/. ISLRN 918-968-828-554-7. (Stand: 21.04.2023).

19 https://www.deutschdiachrondigital.de/ (Stand: 21.04.2023).

20 ReN-Team. (2021). Reference Corpus Middle Low German/Low Rhenish (1200–1650); Referenzkorpus Mittelniederdeutsch/Niederrheinisch (1200–1650) (Version 1.1) [Data set]. http://doi.org/10.25592/uhhfdm.9195 (Stand: 21.04.2023).

21 Weitere Informationen unter: https://www.ruhr-uni-bochum.de/wegera/ReDI/index.htm (Stand: 21.04.2023).

22 https://korpling.german.hu-berlin.de/annis3/?id=1d8014e1-29af-4c03-86de-75fc44324c09.

‚Herr, wärst du hier gewesen, dann wäre mein Bruder nicht tot.‘

(2) ***Ni wari** thó thiu giburt, tho wurti wórolti firwúrt* (ReA: O_Otfr.Ev.1.11[23]; Otfrids Evangelienharmonie)
‚Wäre die Geburt [Christi] nicht gewesen, dann wäre die Welt dem Untergang geweiht.‘

Ferner findet sich diese Konjunktivphrase häufig im Umfeld der Redewiedergabe, wobei hier „die Rekonstruktion der Originalperspektive“ (Dal & Eroms 2014: § 107), also eine sog. quotative Funktion des Konjunktivs, ausschlaggebend ist (vgl. hierzu Schönherr 2012):

(3) *inti biiah thô thaz her Christ **ni uuari*** (ReA: T_Tat13[24]; Althochdeutscher Tatian)
‚und er bekannte dann dies, dass er nicht Christus sei‘

(4) *[er] quad **ni wári** thero mánno* (ReA: O_Otfr.Ev.4.18[25]; Otfrids Evangelienharmonie)
‚Er sagte, dass er nicht zu den Männern gehörte‘

Neben diesen für den vorliegenden Modus typischen Gebrauchsweisen im Althochdeutschen erscheint vor allem die Tatsache interessant, dass die Konstruktion ahd. *ni wâri* besonders häufig im Rahmen von irrealen Konditionalgefügen aufzutreten scheint (ca. 45,72 % der Belege im *ReA*).[26] Zum einen findet sich die Phrase in irrealen Konditionalgefügen, die mit einer Subjunktion eingeleitet werden; dann im Sinne von ‚(es) wäre nicht‘:

(5) ***Ibu** christus auur got **ni uuari**, dhemu in psalmom chiquhedan uuard: [...]. Huuer ist dhanne dhese chisalbodo got fona gote?* (ReA: I_DeFide_3[27]; Althochdeutscher Isidor)
‚Wenn aber Christus nicht der Gott wäre, von dem in den Psalmen gesprochen wird: [...]. Wer ist dann dieser gesalbte von Gott abstammende Gott?‘

(6) ***oba** theser **ni uuari** ubiluurhto, thanne ni saltin uuir inan thir* (ReA: T_Tat194[28]; Althochdeutscher Tatian)
‚Wenn dieser kein Übeltäter wäre, dann sollten wir ihn dir nicht übergeben.‘

23 https://korpling.german.hu-berlin.de/annis3/?id=cc4a7596-81d3-426a-bbba-f479f69c9f77.
24 https://korpling.german.hu-berlin.de/annis3/?id=18d309c9-501e-48a6-a56f-c17d5b9edf81.
25 https://korpling.german.hu-berlin.de/annis3/?id=51cfa110-c243-4d98-bb52-05c10c4b6385.
26 Der Rest verteilt sich auf die bereits angeführte quotative Funktion sowie vereinzelt auf Konzessiv– und Finalgefüge.
27 https://korpling.german.hu-berlin.de/annis3/?id=7e0c6747-1085-454f-8616-880e0a1d443a.
28 https://korpling.german.hu-berlin.de/annis3/?id=a5193ac4-8980-401a-bbe8-4bcfd486f0e6.

(7) ***Úbe*** *diu hérta* **neuuâre** . *sô ne-bâre diu érda* (ReA: N_Mart_Cap.I.2–9[29]; Notker III, Martianus Capella)
‚Wenn der Wechsel nicht wäre, dann könnte die Erde keine Früchte hervorbringen.'

Zum anderen aber auch in uneingeleiteten irrealen Konditionalgefügen, dann zu verstehen als ‚wenn (es) nicht wäre'. Hier deutet sich auch bereits eine konditionale, konnektive Funktion an, indem eine *wenn-dann*-Beziehung zwischen zwei Ausdrücken versprachlicht wird:

(8) ***Ni wari*** *thó thiu giburt, tho wurti wórolti firwúrt* (ReA: O_Otfr.Ev.1.11[30]; Otfrids Evangelienharmonie)
‚Wenn da die Geburt [Christi] nicht gewesen wäre, dann wäre die Menschheit dem Untergang geweiht gewesen.'

(9) *Fon uuerelti ni uuard gihorit thaz uúer gioffanoti ougun blint giboranes.* ***Ni uúari*** *dese fon gote, ni mohti tuon thes íouuiht.* (ReA: T_Tat132[31]; Althochdeutscher Tatian)
‚Auf der Welt ward nie gehört, dass jemand die Augen eines blind geborenen öffnete. Wenn dies nicht von Gott gekommen wäre, dann hätte dies durch nichts bewirkt werden können.'

Genauer gefasst handelt es sich bei diesen Konstruktionen um sogenannte Exzeptivkonditionalsätze:

> Der Exzeptivkonditionalsatz formuliert eine Bedingung, die als einzige hinreichend wäre, die Aussage des Hauptsatzes aufzuheben. Das Eintreten dieser Bedingung ist allerdings nicht wahrscheinlich. Wenn die Exzeptivbedingung nicht nur auf den Sachverhalt, sondern auch auf die Äußerung bezogen werden kann, haben **Exzeptivkonditionalsätze** restriktive Bedeutung. (Duden 1778)

4.2 Zu den Funktionen von *newâre* in den Quellen des 11. Jahrhunderts

Die Phrase ahd. *ni wâri* scheint also zunächst eng verknüpft zu sein mit irrealen Konditionalgefügen bzw. Exzeptivkonditionalsätzen mit restriktiver Bedeutung. In diesen Satzgefügen übernimmt die Phrase zum Teil schon früh eine entsprechende konnektive Funktion. In Quellen des 11. Jahrhunderts tritt diese exzeptiv-/restriktiv-konditionale, konnektive Funktion noch deutlicher zu Tage, sodass hier durchaus bereits von einem

29 https://korpling.german.hu-berlin.de/annis3/?id%3D28345511-df90-4d73-b6cc-8ea79da3ec6f.
30 https://korpling.german.hu-berlin.de/annis3/?id=2611ca0e-9926-4ca6-8508-3190777f7fbc.
31 https://korpling.german.hu-berlin.de/annis3/?id=a3a8e579-bdd0-40bd-bb76-111081b87ba9.

restriktiven Konnektor *newâre* im Sinne von ‚wenn nicht, außer, es sei denn' zu sprechen ist:

(16) *Ih ni pin nieth kisentit* ***niuuare*** *zi demo israhelisge livte* (ReM: M182C-N1[32]; Wessobrunner Predigtsammlung C)
‚Ich wurde zu niemandem gesandt, außer zum Israelischen Volk.'

(17) *uuare fliezent die aha .* ***neuuare*** *in daz mere* (ReM: M242-G1[33]; Wiener Notker)
‚Wohin fließt denn der Fluss, wenn nicht in das Meer?'

(18) *daz míh nìeuuetes nelústet .* ***neuuâre*** *sìnero ána sûne* (ReM: M244-G1[34]; Williram von
Ebersberg)
‚... dass mich nach nichts gelüstet, außer nach seinem Anblick'

Im Laufe des 11. Jahrhunderts wird also der erste Entwicklungsschritt von der Phrase *ni wâri* hin zum Konnektor *newâre* abgeschlossen.

4.3 Zu den Funktionen von *newære* im Mittelhochdeutschen

In mittelhochdeutscher Zeit etabliert sich zunächst die Funktion von *newære* als restriktiver Konnektor weiter, wie folgende Beispiele zeigen:

(19) *daz man si niender sprech .* ***niwar*** *in der chirchen* (ReM: M208-N1[35]; Deutsche Rubriken zu lateinischen Gebeten)
‚... dass man sie [die Suffragie] nirgends spreche, außer in der Kirche.'

(20) *daz niht mer got ist .* ***nvr*** *der vz Israhel* (ReM: M403-G1[36]; Buch der Könige)
‚... dass kein weiterer Gott existiert, außer jener aus Israel.'

(21) *unde newolde ez niemanne geban .* ***neware*** *deme arzede* (ReM: M015-N1[37]; Bamberger Arzneibuch)
‚... und wollte es [das Buch] niemandem geben, außer dem Arzt.'

32 https://annis.linguistics.rub.de/?id=63d1bdb7-eb52-49a9-b93f-4064622742d5.
33 https://annis.linguistics.rub.de/?id=fabaf494-fb6c-4109-b44d-8c28bfffc820.
34 https://annis.linguistics.rub.de/?id=43e47aaf-c910-4c37-8776-0d6f7e7e50e3.
35 https://annis.linguistics.rub.de/?id=53987422-15d3-4ba8-a3b8-99a53af5e2b8.
36 https://annis.linguistics.rub.de/?id=b1fbd88e-ef51-4033-9ca6-2ad11080e250.
37 https://annis.linguistics.rub.de/?id=a09a2585-6a3f-4cf7-965b-2945fbd15b83.

Im 12. Jahrhundert zeichnet sich dann eine Erweiterung des Funktionsspektrums ab: Die restriktive Funktion des Konnektors kann sich nun nicht mehr nur einschränkend auf Aussagen(-teile) beziehen, sondern auch auf einzelne, informationsstrukturell besonders relevante Ausdrücke im Satz. Aus dem restriktiven Konnektor mhd. *newære* ist die Fokuspartikel mhd. *newære* entstanden. Diese Funktion scheint ab dem 13. Jahrhundert – so legt es zumindest das *ReM*-Korpus nahe – die dominierende zu sein:

(22) ***newer** einen wisen man scalt tu thar zuo sezen* (ReM: M199B-N1[38]; Mittelfränkische Reimbibel)
‚Nur einen weisen Mann sollst du dazu setzen.'

(23) *Rehtiv tvgent hat **nívr** die creatvr . die nach got gebildet sint* (ReM: M405-G1[39]; David von Augsburg, Traktate)
‚Rechte Tugend hat nur das Geschöpf, das Gott nachgebildet ist.'

(24) *wand ez ist **nûr** aín got* (ReM: M520-N0[40]; Klosterneuburger Evangelienwerk)
‚denn es gibt nur einen Gott'

(25) *vnde wo dv witze vnde ander korn hín wirfest wenne daz vf gat so bírt **nvr** distelen* (ReM: M311-G1[41]; Heinrich von Freiberg, Tristan)
‚... und wohin du Weizen und anderes Korn hinwirfst, wenn das ausgeht, so bringt es nur Disteln hervor.'

(26) *Dírre buchstaben sínt **nuer** drí díe machten vns eígen vnde fri* (ReM: M334-G1[42]; Hugo von Trimberg, Renner)
‚Dieser Buchstaben gibt es nur drei, die machten uns sowohl hörig als auch frei.'

Der Forschungsliteratur zufolge lässt sich dann erst ab dem 16. Jahrhundert ein weiterer Entwicklungsschritt von *nur* hin zur Modalpartikel feststellen (vgl. DWB 13,1005–1007; Burkhard 1994: 146). Allerdings konnte im Rahmen dieser Untersuchung ein Beleg ausgemacht werden, der auf eine entsprechende Verwendung bereits in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts verweist:

(27) *Ach vnde versaltz **nuer** niht* (ReM: M539-N0[43]; Buoch von guoter spîse)
‚Ach und versalz es bloß nicht!'

---

38 https://annis.linguistics.rub.de/?id=851e1f8c-d04b-4a17-ba4e-55dadb828262.
39 https://annis.linguistics.rub.de/?id=dd1f1ced-a6af-4e5c-8258-3c09d32fb9fc.
40 https://annis.linguistics.rub.de/?id=bc93f3b2-bea6-46fe-b74b-48200d97a3bb.
41 https://annis.linguistics.rub.de/?id=182c7b74-c27c-48f5-b2c2-051df1818925.
42 https://annis.linguistics.rub.de/?id=c2dc29ef-b81e-4ba1-81ab-eda3ce3da1f0.
43 https://annis.linguistics.rub.de/?id=8f0b2858-2b13-4a0e-b584-9b0af1c7dbbc.

Dieses *nuer* kann im vorliegenden Fall weder als restriktiver Konnektor noch als restriktive Fokuspartikel interpretiert werden. Vielmehr wird hier zum einen deutlich eine Sprechereinstellung markiert und zum anderen eine Interpretationsanweisung an den Rezipienten (metapragmatische Instruktion) übermittelt: Ähnlich wie bei der Verwendung von nhd. *nur* in Imperativsätzen (vgl. Métrich & Faucher 2009: 682–684) markiert der Sprecher auch hier die aus seiner Sicht bestehende Notwendigkeit, dass seiner Aufforderung nachgekommen wird.

4.4 Zu den Funktionen von *nur* im (frühen) Frühneuhochdeutschen

Ab der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ist also davon auszugehen, dass sich alle auch im Gegenwartsdeutschen noch erhaltenen Funktionsweisen von *nur* herausgebildet haben. So findet sich im frühen Frühneuhochdeutsch des 14. und 15. Jahrhunderts vor allem der Gebrauch als restriktive Fokuspartikel:

(28) *die merhund pellent níht si huchent* ***nevr*** *mít den maeulern* (ReF: 14_2-oobd/F001[44]; Konrad von Megenberg, Buch der Natur)
‚Die Seehunde bellen nicht, sie hauchen nur mit den Mäulern.'

(29) *wer* ***nür*** *eym menschen vnrecht thut. der thut allen menschen vnrecht wu er kan.* (ReF: 15_1-ofr/F308[45], Erhart Groß, Laiendoktrinal)
‚Wer nur einem Menschen unrecht tut, der tut allen Menschen unrecht, wo er kann.'

(30) *Nu sach achíl les* ***nur*** *das eýsen gewant an das zw streýtt vnd czw Rítterschafft gehört vnd achttet aller frawn clayned nícht* (ReF: 15_2-oobd/F046[46], Hystoria Troyana)
‚Nun betrachtete Achilles nur die Rüstung, die zum Kampf und zur Ritterschaft gehört und beachtete die Kleidung der Frauen nicht.'

Etwas seltener, aber durchaus präsent, ist *nur* als restriktiver Konnektor:

(31) ***Nvr*** *wann im selb icht war, So chom erzudem edeln mann vnd pat im zu helffen dann* (ReF: 14_2-oobd/F021[47]; Heinrich der Teichner, Gedichte)
‚Nur wenn ihm selbst etwas passierte, dann kam er zu dem Edelmann und bat ihn ihm zu helfen.'

---

44 https://annis.linguistics.rub.de/?id=080805a4-7ce3-4542-a9e3-edc04eba7117.
45 https://annis.linguistics.rub.de/?id=65d64eb1-3539-419a-b512-d5e56c1974ef.
46 https://annis.linguistics.rub.de/?id=0a0058ca-bf22-4e76-9563-56ac3a0f7cf7.
47 https://annis.linguistics.rub.de/?id=68fb4e80-5f38-4f37-bdb4-0a07150411a0.

(32) *wir wollen auch das man nymand czu eczlicher hute nemen sol* ***nür*** *mit sicherer burg schaft* (ReF: 15_1-boehm/F332[48], Johann von Gelnhausen, Bergrecht)
‚Wir wollen auch, dass man niemanden in irgendeine Obhut nimmt, außer bei sicherer Bürgschaft.'

Zwei Belege für den Gebrauch von *nur* als Modalpartikel im Frühneuhochdeutschen sollen im Folgenden etwas genauer betrachtet werden:

(33) *Dar zuo antwurt ir chrippenchra Nimp er dich so sprich* ***nur*** *ja* (ReF: 15_1-wobd/F069[49], Heinrich Wittenwiler, Der Ring)
‚Darauf antwortete ihr Chrippenchra: Nimmt er dich, so sag nur JA!'

Der Sprecher (Chrippenchra) formuliert hier eine Aufforderung und signalisiert mit der Verwendung von *nur*, dass ihm an der Umsetzung der aufgetragenen Handlung sehr gelegen ist (Sprechereinstellung) und markiert sie dem Rezipienten gegenüber als Ermunterung oder Empfehlung (metapragmatische Instruktion).

(34) *last mir den dreck newr ston* (ReF: 15_2-ofr/F315[50], Hans Folz, Reimpaarsprüche)
‚Lasst mir den Dreck nur stehen.'

Auch hier handelt es sich wieder um eine Aufforderung, die allerdings eher als Schein-Aufforderung zu interpretieren ist, in der der Sprecher eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber einem Sachverhalt signalisiert (vgl. Métrich & Faucher 2009: 683). Dem Rezipienten wird entsprechend das Ausführen (oder auch Unterlassen) einer bestimmten Handlung freigestellt. So kann die Äußerung auch als eine Art Erlaubnis interpretiert werden.

5 Die Entwicklung von ahd. *ni wâri* hin zur Modalpartikel nhd. *nur* im Rahmen der Grammatikalisierungstheorie

Bei den im vorhergehenden Abschnitt beschriebenen Entwicklungen handelt es sich um Prozesse, die in der historischen Sprachforschung unter dem Begriff der Grammatikalisierung zusammengefasst werden (vgl. allgemein dazu Traugott & Heine: 1991; Diewald 1997; Szczepaniak 2011; Ferraresi 2014).

48 https://annis.linguistics.rub.de/?id=be2ea37c-004e-4a90-ae85-f9ff65b9f74a.
49 https://annis.linguistics.rub.de/?id=48621aea-0d1b-4fae-8459-103d745e8e53.
50 https://annis.linguistics.rub.de/?id=5e423fca-3fec-47d8-b262-877c8b373bde.

Dabei liegt insofern ein besonderer Fall vor, als hier kein „typischer" Wandelprozess eines lexikalischen Morphems hin zu einem grammatischen Morphem zu beobachten ist, sondern vielmehr eine Phrase zu einem Lexem mit satz– und schließlich auch diskursverknüpfenden Funktionen wird (vgl. Ferraresi 2014: 70). Diesen Vorgang, also den Wechsel von der Satz– zur Text– und weiter zur Diskursebene hatte bereits Traugott in ihrem Aufsatz zum *pragmatic strengthening* in Form von drei *Semantic-pragmatic Tendencies* beschrieben (vgl. Traugott 1988; hier zitiert nach Traugott & König 1991: 208–209):

– *Semantic-pragmatic Tendency I:* Meanings based in the external described situation > meanings based in the internal (evaluative/perceptual/cognitive) situation

Als Beispiel für diese Tendenz führt Traugott (1988: 409) den Wandel von lokalen Präpositionen hin zu temporalen Präpositionen an (vgl. für das Deutsche etwa *vor*/*nach* lokal > *vor*/*nach* temporal). Aus einem Ausdruck, der auf einen extern (objektiv) beschreibbaren Zustand verweist (die Verortung des Sprechers im Raum) wird mittels Übertragung ein Ausdruck, der auf die interne (subjektive) Wahrnehmung von Zeit und ihrer Ordnung verweist.

– *Semantic-pragmatic Tendency II:* Meanings based in the described external or internal situation > meanings based in the textual situation

In dieser *textual situation* geht es darum, Aussagen bzw. die darin enthaltenen Propositionen miteinander zu verknüpfen. Ein Beispiel hierfür wäre etwa die Entstehung der Subjunktion *weil* aus dem Substantiv *Weile* (ahd. *(h)wîla*; vgl. dazu Behaghel, Syntax III: § 1025; Ferraresi 2014: 13).

– *Semantic-pragmatic Tendency III:* Meanings tend to become increasingly situated in the speaker's subjective belief-state/attitude toward the situation

Hier nun geht es um die oben bereits erwähnte Sprechereinstellung, die mittels bestimmter sprachlicher Mittel gegenüber einem bestimmten Sachverhalt zum Ausdruck gebracht werden kann. Es geht hier also vor allem um die Modalpartikeln und ihre Entstehung aus anderen lexikalischen Einheiten (vgl. zu einzelnen Modalpartikeln bspw. Hentschel 1986; Autenrieth 2002; Pittner 2009).

Überträgt man nun diese drei Schritte auf die im vorherigen Abschnitt dargestellten Vorgänge, so ist die Entwicklung von ahd. *ni wâri* hin zum restriktiven Konnektor spätahd./frühmhd. *newâre* im Bereich der zweiten Tendenz zu verorten. Dabei bildet das gehäufte Auftreten der Phrase im Kontext eingeleiteter, irrealer Konditionalgefüge bzw. Exzeptivkonditionalsätze im Althochdeutschen den Ausgangspunkt für die weitere Entwicklung. Die Verknüpfung dieser Phrase mit entsprechenden Satzgefügen führte dann zu einer Inferenz im Sinne der *Invited Inferencing Theory of Semantic Change* nach Traugott & Dasher (2002: 34), bei der dieser Phrase dann auch eine ge-

wisse konditionale, konnektive Funktion zugeschrieben wurde. Mit dieser Theorie wollen Traugott & Dasher aufzeigen, wie bestimmte Inferenzen beim Sprachgebrauch zum Bedeutungswandel führen können (vgl. auch Ferraresi 2014: 13–14). Tritt also die Phrase *ni wâri* verstärkt in den genannten irrealen Konditionalgefügen bzw. Exzeptivkonditionalsätzen auf, so konnte dies zur Folge haben, dass Rezipienten die Phrase zunehmend auch als eine die *wenn-dann*-Relation markierende Spracheinheit interpretieren. Mit der Zeit schien es den Sprechern dann auch möglich bzw. legitim, *ni wâri* in einem konditional-konnektiven Sinne zu verwenden. Dies zeigt sich dann besonders im Auftreten des Gebrauchs in uneingeleiteten, konditionalen Gefügen im Sinne von ‚wenn (es) nicht wäre'.

Im Übergangsstadium des 11. Jahrhunderts ist dann von Reanalyse der Konstruktion auszugehen, bei der die inferierte Bedeutung bzw. Funktion zunehmend semantisiert wird (vgl. Ferraresi 2014: 14). Resultat dieses Prozesses ist der exzeptiv-/restriktivkonditionale Konnektor *newâre* mit der Bedeutung ‚wenn nicht, außer, es sei denn', womit der in der zweiten Tendenz nach Traugott beschriebene Prozess als abgeschlossen gelten kann. Morphosyntaktisch inkongruente Formen bestätigen diesen Prozess und zeigen deutlich, dass nun von formaler und auch semantischer Isolierung auszugehen ist.[51] Dieser Vorgang entspricht dem allgemeinen Prozess des *semantic bleaching* in der Grammatikalisierungsforschung, mit dem schließlich das sogenannte *pragmatic strengthening* einhergeht (vgl. Traugott & König 1991: 194). Die semantische Information geht verloren und im Gegenzug entwickelt bzw. verstärkt sich eine bestimmte grammatische Funktion. Dieser Schritt kann im 12. Jahrhundert als abgeschlossen gelten.

Ab dieser Zeit ist dann eine Entwicklung der restriktiven Konnektorfunktion hin zu einer restriktiven bzw. exklusiven Fokuspartikel zu beobachten. Der Gebrauch als Fokuspartikel scheint vor allem im 13. Jahrhundert dominierend zu werden. Auch hier sind wieder die Prozesse der Inferenz und Reanalyse zu erkennen. *Pragmatic strengthening* liegt insofern vor, als aus einer konnektiven Funktion, die Äußerungen logisch-kausal verknüpft, eine Partikel entsteht, die in erster Linie die Information einer Äußerung strukturiert, indem sie einen Fokusausdruck entsprechend markiert. Aufgrund des subjektiv-evaluativen Charakter, den eine Fokussierung eines Ausdrucks durch den Sprecher hat, wäre die Entwicklung hin zu einer Fokuspartikel in die dritte semantisch-pragmatische Tendenz nach Traugott einzuordnen.

Ebenfalls zur dritten semantisch-pragmatischen Tendenz lässt sich die Entwicklung hin zur Modalpartikel zuordnen. Als Modalpartikel markiert ein Sprecher mit *nur* die Sprechereinstellung insofern, als in Form einer metapragmatischen Instruk-

---

51 Dies zeigt sich vor allem darin, dass die in dieser Phrase enthaltene Verbalform nun auch auf den Plural bezogen werden konnte, wie im frühmittelhochdeutschen Anno-Lied (III, 13–16) erkennbar (vgl. Paul 2007: § S 159 Anm. 1): *ein iwelich ding diu e noch havit di emi Got van erist virgab, ne were die zuwei gescephe, di her gescuph die bezziste, die virkerten sich in diu doleheit* (‚... nur die beiden Geschöpfe, die er als die vornehmsten erschuf, die verkehrten ihr Wesen zur Vermessenheit') (Zitat und Übersetzung nach Paul 2007: § S 159 Anm. 1).

tion an den Hörer mit Nachdruck signalisiert wird, dass die in der Äußerung markierte Handlung bzw. das Unterbleiben derselben auszuführen ist. In der folgenden Darstellung sollen die eben beschriebenen Entwicklungsschritte noch einmal schematisch dargestellt werden:

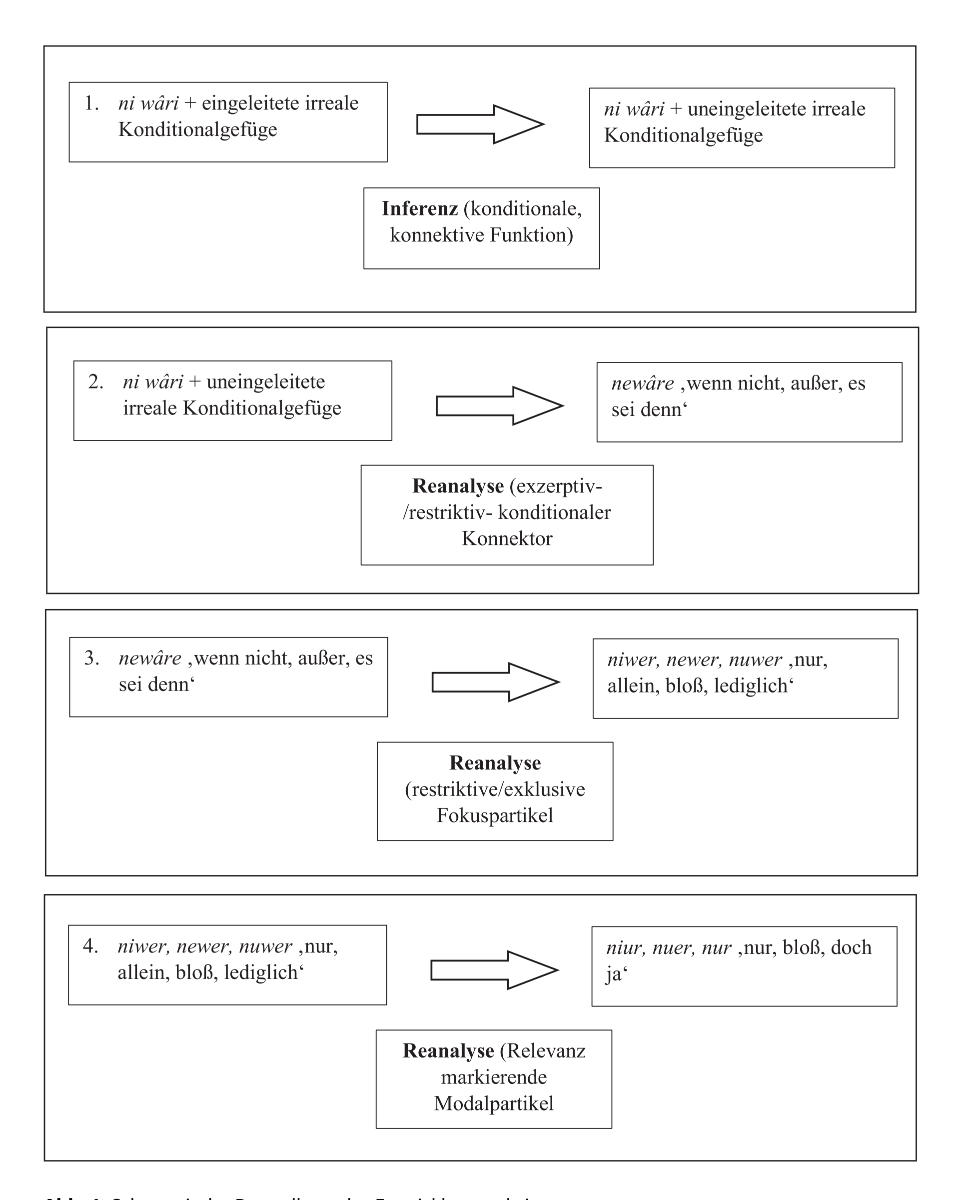


Abb. 1: Schematische Darstellung der Entwicklungsschritte.

Vor jeder Reanalyse ist von einer entsprechenden Inferenz (vgl. erster Schritt) auszugehen, die hier der Übersichtlichkeit halber nicht jeweils gesondert dargestellt wurde.

Fokuspartikeln stellen als Quelle für Modalpartikeln einen vergleichsweise randständigen Bereich dar. Lediglich nhd. *bloß* mit vergleichbarer Funktion wäre hier noch anzuführen (vgl. Burkhardt 1994: 141). Ob aber nicht doch öfter eine Entwicklung von einer Fokuspartikel zu einer Modalpartikel vorliegt, zumal der Übergang von einer fokalen zu einer metakommunikativen Deixis aus semantisch-funktionaler Perspektive naheliegend scheint, wäre an weiteren Partikeln wie *auch*, *eben*, *erst*, *etwa*, *gar* etc. zu prüfen.[52] Zwar war die Entstehung von Modalpartikeln vor allem im Rahmen der Grammatikalisierungsforschung immer wieder Gegenstand zahlreicher Arbeiten, jedoch wurde vor allem der Gebrauch als Fokuspartikel als Ausgangspunkt für die Entstehung einer Modalpartikel bis dato noch nicht eingehender untersucht.

Literaturverzeichnis

Altmann, Hans (2007): Gradpartikel. In: Ludger Hoffmann (Hrsg.), Handbuch der deutschen Wortarten. Berlin, 357–385.

Autenrieth, Tanja (2002): Heterosemie und Grammatikalisierung bei Modalpartikeln. Eine synchrone und diachrone Studie anhand von *eben, halt, e(cher)t, einfach, schlicht* und *glatt*. (Linguistische Arbeiten 450). Tübingen.

Behaghel, Syntax III = Behaghel, Otto (1928): Deutsche Syntax: eine geschichtliche Darstellung. Bd. 3: Die Satzgebilde. (Germanische Bibliothek 1,1,10) Heidelberg.

BMZ = Mittelhochdeutsches Wörterbuch (1854–1866). Mit Benutzung des Nachlasses von Georg Friedrich Benecke ausgearbeitet von Wilhelm Müller und Friedrich Zarncke. 3 Bde. Leipzig.

Breindl, Eva, Anna Volodina & Ulrich Hermann Waßner (2014): Handbuch der deutschen Konnektoren 2. Semantik der deutschen Satzverknüpfer. Teilband 1. (Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 13.1) Berlin/München/Boston.

Burkhardt, Armin (1994): Abtönungspartikeln im Deutschen: Bedeutung und Genese. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 22/2, 129–151.

Bußmann, Hadumod (2008): Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart.

Dal, Ingerid & Hans-Werner Eroms (2014): Kurze deutsche Syntax auf historischer Grundlage. 4. Aufl. (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. B. Ergänzungsreihe. Bd. 7) Berlin/Boston.

---

52 Hentschel (1986) hat in ihrer sprachhistorischen Untersuchung der Modalpartikeln *ja*, *doch*, *halt* und *eben* ein Entwicklungsmodell erarbeitet, das Parallelen zu Traugotts Tendenzen im Rahmen der Grammatikalisierungstheorie erkennen lässt: Basierend auf Bühlers Überlegungen zur Deixis erarbeitet sie einen vierten Modus der „metakommunikativen Deixis", mit der „Hinweis[e] auf den kommunikativen Status einer Äußerung" (Hentschel 1986: 31) gegeben werden können. So erfolgt bei der Genese von Modalpartikeln aus anderen Wortarten immer auch ein Wechsel vom jeweiligen Zeige-Modus hin zur metakommunikativen Deixis. Im Fall von *nur*, geht man vom restriktiven Konnektor *nur* als Quelle aus, liegt dann ein Wechsel vom Modus der Textdeixis hin zum Modus der metakommunikativen Deixis (Fokus– und Modalpartikel) vor (vgl. Hentschel 1986: 23–38).

Diewald, Gabriele (1997): Grammatikalisierung. Eine Einführung in Sein und Werden grammatischer Formen. (Germanistische Arbeitshefte 36) Tübingen.
Donhauser, Karin, Jost Gippert u. Rosemarie Lühr. 2017. Deutsch Diachron Digital – Referenzkorpus Altdeutsch (**Version 1.0**), CC-BY-NC-SA 3.0, Humboldt-Universität zu Berlin.
Duden. Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. Hrsg. von der Dudenredaktion. Berlin.
DWB = Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm (1854–1960). 16 Bde. In 32 Teilbänden. Leipzig.
Egg, Markus & Johannes Mursell (2017): The syntax and semantics of discourse particles. In: Josef Bayer & Volker Stuckmeier (Hrsg.): Discourse Particles. Formal approaches to their syntax and semantics. (Linguistische Arbeiten 564) Berlin/Boston, 15–48.
Eisenberg, Peter (2013): Grundriss der deutschen Grammatik. Bd. 2: Der Satz. Unter Mitarbeit von Rolf Thieroff. 4., aktual. und überarb. Aufl. Stuttgart/Weimar.
Ferraresi, Gisella (2014): Grammatikalisierung. (Kurze Einführungen in die germanistische Linguistik 15) Heidelberg.
Fofulit, Oksana (2017): Subjunktionen im Mittelhochdeutschen. (Deutsche Sprachegeschichte. Texte und Untersuchungen 7) Frankfurt am Main u. a.
Franck, Dorothea (1980): Grammatik und Konversation. (Monographien Linguistik und Kommunikationswissenschaft 46) Amsterdam.
Glück, Helmut (Hrsg.) (2005): Metzler Lexikon Sprache. Dritte, neubearb. Aufl. unter Mitarbeit von Friederike Schmöe. Mit 40 Abbildungen und 12 vierfarbigen Karten. Stuttgart/Weimar.
Grimm, Dt. Gr. III = Grimm, Jacob (1831): Deutsche Grammatik. Dritter Theil. Göttingen.
Hentschel, Elke (1986): Funktion und Geschichte deutscher Partikeln. *Ja, doch, halt* und *eben*. (Germanistische Linguistik 63) Tübingen.
König, Ekkehard (1997): Zur Bedeutung von Modalpartikeln im Deutschen: Ein Neuansatz im Rahmen der Relevanztheorie. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 136, 57–75.
König, Ekkehard & Susanne Requardt (1991): A relevance-theoretic approach to the analysis of modal particles in German. In: Multilingua 10, 63–77.
Klein, Thomas, Wegera, Klaus-Peter, Dipper, Stefanie & Wich-Reif, Claudia (2016), Referenzkorpus. Mittelhochdeutsch (1050–1350), Version 1.0, https://www.linguistics.ruhr-uni-bochum.de/rem/. ISLRN 332-536-136-099-5.
Lexer = Mittelhochdeutsches Wörterbuch von Dr. Matthias Lexer o. ö. Professor der deutschen Philologie in Würzburg (1872–1878). Zugleich Supplement und alphabetischer Index zum Mittelhochdeutschen Wörterbuche von Benecke-Müller-Zarncke. 3 Bde. Leipzig.
Métrich, René & Eugéne Faucher (2009): Wörterbuch deutscher Partikeln. Unter Berücksichtigung ihrer französischen Äquivalente in Zusammenarbeit mit Jörn Albrecht. Berlin/New York.
Müller, Sonja (2014): Modalpartikeln. (Kurze Einführungen in die germanistische Linguistik 17) Heidelberg.
Paul, Hermann (2007): Mittelhochdeutsche Grammatik. 25. Aufl., neu bearb. von Thomas Klein, Hans-Joachim Solms, Klaus-Peter Wegera. Mit einer Syntax von Ingeborg Schröbler, neubearb. und erw. von Heinz-Peter Prell. (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A.2) Tübingen.
Paul, Hermann (1992): Deutsches Wörterbuch. 9., vollständig neu bearb. Aufl. von Helmut Henne und Georg Objartel unter Mitarbeit von Heidrun Kämper-Jensen. Tübingen.
Pittner, Karin (2009): *Wieder* als Modalpartikel. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 37, 297–314.
ReN-Team (2021): Reference Corpus Middle Low German/Low Rhenish (1200–1650); Referenzkorpus Mittelniederdeutsch/Niederrheinisch (1200–1650) (Version 1.1) [Data set]. http://doi.org/10.25592/uhhfdm.9195
Schönherr, Monika (2012): Der Referatskonjunktiv im Althochdeutschen – eine sprachhistorische Studie zum Modusgebrauch in Strukturen der indirekten Rede. In: Energeia. Arbeitskreis für deutsche Grammatik 36, 21–38.
Szczepaniak, Renata (2011): Grammatikalisierung im Deutschen. Eine Einführung. Tübingen.

Sperber, Dan & Deirdre Wilson (1986): Relevance: communication and cognition. Cambridge.
Traugott, Elizabeth Closs (1988): Pragmatic strengthening and grammaticalization. Proceedings of the Fourteenth Annual Meeting of the Berkely Linguistics Society, 406–416.
Traugott, Elizabeth Closs & Bernd Heine (Hrsg.) (1991): Approaches to Grammaticalization. 2 Bde. (Typological Studies in Language) Amsterdam/Philadelphia.
Traugott, Elizabeth Closs & Ekkehard König (1991): The semantics-pragmatics of grammaticalization revisited. In: Approaches to Grammaticalization. Volume I: Focus on theoretical and methodological issues. (Typological Studies in Language). Amsterdam/Philadelphia, 189–218.
Traugott, Elizabeth Closs & Richard B. Dasher (2002): Regularity in Semantic Change. (Cambridge Studies in Linguistics 96). Cambridge.
Wegera, Klaus-Peter; Solms, Hans-Joachim; Demske, Ulrike; Dipper, Stefanie (2021). Referenzkorpus Frühneuhochdeutsch (1350–1650), Version 1.0, https://www.linguistics.ruhr-uni-bochum.de/ref/. ISLRN 918-968-828-554-7.

Rosemarie Lühr

Pronomina im lateinischen und althochdeutschen *Tatian*

Ein Gegenstandsbereich in historischen Quellen, der sich mit quantitativen und qualitativen Methoden erforschen lässt, sind grammatische Phänomene in Übersetzungstexten. Der aus dem Lateinischen übersetzte althochdeutsche *Tatian* aus dem 9. Jahrhundert ist ein solcher Text. Er ist bilingual in zwei Spalten aufgeteilt. Links steht der lateinische Text, rechts die althochdeutsche Übersetzung.[1] Der deutsche Text gilt dabei dem lateinischen Text untergeordnet. Dass dies aber nur bedingt zutrifft, wird für die Wortart Pronomen gezeigt, genauer für *definita* und *indefinita*: Das Lateinische und Althochdeutsche verhalten sich hier oftmals unterschiedlich. Die Verwendung ist großenteils sprachspezifisch.

Die Basis für die Untersuchung bildet das u. a. grammatisch getaggte Korpus „Deutsch Diachron Digital (ANNIS Corpus Search)". Dabei geht es auch um sogenannte Differenzbelege, also Abweichungen von der lateinischen Vorlage.

1 Statistik

Am häufigsten kommt das persönliche Pronomen der 3. Person im Althochdeutschen vor:

(1) ahd. *er* 3139 lat. *is* 1404 ‚er'

Gegenüber dem Althochdeutschen ist das Lateinische eine Subjekt-*pro-drop*-Sprache.[2]

1.1 Überblick

Bei den *Definita* und *Indefinita* wird nach definiten, indefiniten Determinierern, Personalpronomina[3] und indefiniten Pronomina unterschieden. Dabei dient der altsächsische *Heliand* aus dem 10. Jahrhundert als Vergleichsbasis, weil dessen Vorlage bekanntlich

1 Kapfhammers (2014: 272) Untersuchungen zur Übersetzungsweise wie zur kodikologischen Gestaltung haben ergeben, „dass die St. Galler Bilingue ein Produkt elaborierter Schriftkultur im 9. Jahrhundert ist und damit weit entfernt von einem wie immer zu verstehenden Gebrauchs – oder Alltagsgegenstand."

2 Vgl. Fleischer, Hinterhölzl & Solf 2008.

3 Löbner (2015): https://user.phil.hhu.de/~loebner/semantik_2/begriff.htm#PersonDeixis.

https://doi.org/10.1515/9783110784282-011

der althochdeutsche *Tatian* war.[4] Dieser Text ist mit seinen 5983 Versen das umfangreichste und älteste volkssprachige Bibelepos des Frühmittelalters.

(2) Liste

Althochdeutsch 55 508 tokens	Latein	44 9411 tokens
Definite Determinierer		
vorangestellt (demonstrativ)	ahd. 248	lat. 173 (demonstrativ)
nachgestellt (demonstrativ)	ahd. 36	lat. 166 (demonstrativ)
substituierend (demonstrativ)	ahd. 677	lat. 1035 (demonstrativ)
artikelartig	ahd. 2139	–
Personalpronomen	ahd. 5291	lat. 2845
Definitheit insgesamt	ahd. 8391	lat. 4219
Indefinite Determinierer		
vorangestellt	ahd. 347	lat. 146
nachgestellt	ahd. 10	lat. 40
substituierend	ahd. 342	lat. 160
negativ, vorangestellt	ahd. 9	lat. 3
negativ, nachgestellt	ahd. -	lat. 2
negativ, substituierend	ahd. 2	-
artikelartig	ahd. 23	-
Indefinitpronomen	ahd. 77	
Indefinitheit insgesamt	ahd. 810	lat. 424

Heliand	69 770 tokens[5]
Definite Determinierer	
vorangestellt	as. 574
nachgestellt	as. 96
substituierend	as. 467
artikelartig	as. 2250
Personalpronomen	as. 5490
Definitheit insgesamt	as. 8877
Indefinite Determinierer	
vorangestellt	as. 302
nachgestellt	as. 96
substituierend	as. 409
negativ, vorangestellt	as. 3
negativ, nachgestellt	as. 5
negativ, substituierend	as. 6

4 Der Zusammenhang zwischen Tatian und Heliad wurde durch die Übereinstimmung zahlreicher Erzählfrequenzen erwiesen (Kapfhammer 2014: 15 f.).

5 Kleinste sinnvolle Einheit einer Programmiersprache.

artikelartig	as. 91
Indefinitpronomen	as. 112
Indefinitheit insgesamt	as. 1024

1.2 Übliche Übersetzungen

Im Einzelnen finden sich bei den definiten Determinieren z. B.:

(3a) ahd. *dese*[6] lat. hic ‚dieser'

(3b) ahd. *selbo*[7] lat. ipse ‚selbst'
semetipse 6

Vgl. folgende Belege, wobei die neuhochdeutschen Übersetzungen weitgehend der Luther Bibel (2017) (https://www.bibleserver.com/bible/LUT) entnommen sind.

(4a) T Prologus 2 *Só ûns saltun thie thar fon anaginne selbon gisahun inti ambahta uuarun uuortes*
Lk. 1,2 *Sicut tradiderunt nobis qui ab initio ipsi viderant et ministri fuerunt sermonis*
‚wie uns das überliefert haben, die es von Anfang an selbst gesehen haben'

Die heute ungebräuchliche Wortstellung in (4)(b) war im althochdeutschen *Tatian* durchaus gängig.

(4b) T 7,8 *inti thîn selbes ferah thuruhferit suert*
Lk. 2,35 *et tuam ipsius animam pertransiet gladius*
‚und auch durch deine Seele wird ein Schwert dringen'

Dagegen wie im heutigen Deutsch im Althochdeutschen:

(4c) T 220,5 *Ír selbon saget mír giuuizscáf thaz ih quad*
J. 3,28. *Ipsi vos mihi testimonium perhibetis quod dixerim ego*
‚Ihr selbst seid meine Zeugen, dass ich gesagt habe'

6 Zu indefinitem *dieser* im heutigen Deutsch vgl. von Heusinger 2005; Deichsel 2015.
7 Zu den Verwendungsweisen von dt. *selbst* vgl. König & Siemund 1996; 1997; 2005; Plank 2011; zu lat. *ipse* als Intensivierer vgl. Bertocchi 2000; als Reflexivpronomen vgl. Zheltova 2016; zu *ille* und *ipse* im Spätlatein vgl. Iovino 2015; zur Geschichte von engl. *self* vgl. van Gelderen 2012: 2019; zu Intensivierer und Reflexiva im SAE, Inselkeltischen und Englischen vgl. Irslinger 2014; Lange 2006; allgemein zur Reflexivität Reinhart & Reuland 1993.

Meist stimmt der Gebrauch von *ipse* und *selbo* aber überein. Identisch ist die Wortstellung in:

(4d) T 7,10 *Thiu thô in thero selbun ziti*
Lk. 2,38 *Et haec ipsa hora*
‚zu derselben Stunde'

(4e) T 14,1 *inti ther selbo heilant uuas inginnenti samosó thrîzug iaro*
Lk. 3, 23 *et ipse Ihesus erat incipiens quasi annorum triginta*
‚Und Jesus war, als er auftrat, etwa dreißig Jahre alt'

ther selbo in *ther selbo heilant* repräsentiert somit ein sogenanntes „starkes Demonstrativpronomen" ‚ebendieser'; vgl.:

(4f) T 13,11. *Ther selbo Iohannes habeta giuuâti fon harirun olbentono*
Mt. 3,4 *Ipse autem Iohannes habebat vestimentum de pilis camelorum*
‚Er aber, Johannes, hatte ein Gewand aus Kamelhaaren'

In der Gegenwartssprache steht *selbst* nach dem Bezugswort und betont nachdrücklich, dass nur die im Bezugswort genannte Person oder Sache gemeint ist und niemand oder nichts Anderes:

(4g) T 38,8 *Ni curet suorgfolle uuesan zi morgane: thie morganlihho tág ther bisuorget sih selbo*
Mt. 6,34 *Nolite ergo solliciti esse in crastinum, crastinus enim dies sollicitus erit sibi ipse*
‚Darum sorgt nicht für morgen, denn der morgige Tag wird für das Seine sorgen'

Vgl. auch:

(4h) T 1,2 *Alliu thuruh thaz [uuort] vvurdun gitán inti ûzzan sín*[8] *ni uuas uuiht gitanes thaz thar gitán uuas*
J. 1,3 *Omnia per ipsum facta sunt et sine ipso factum est nihil quod factum est*
‚Alles ist durch das Wort geworden und ohne das Wort wurde nichts, was geworden ist'

---

8 *ūzzan* steht mit dem Genitiv oder Dativ. Nach Hole (2005: 50) ist reflexives genitivisches *mīn*, *thīn*, *sīn* aus dem Possessivpronomen hervorgegangen.

(4i) T 62,3 *Oba Satanas in imo selbemo*[9] *ziteilit ist, vvuo gistentit thanne sin rihhi?*
Lk. 11,1 *Si autem et Satanas in se ipsum divisus est, quomodo stabit regnum ipsius?*
‚Ist aber der Satan auch mit sich selbst uneins, wie kann sein Reich bestehen?‘

Entsprechungen finden sich auch bei den folgenden Indefinitpronomina:

(5a) ahd. *sumer* ‚ein gewisser‘ lat. *quīdam*

(5b) T 122,1 *Sum tuomo uuas in sumero burgi*
Lk. 18,1 *Iudex quidam erat in quadam civitate*
Lk. 18,1 ‚Es war ein Richter in einer Stadt‘[10]

(6a) ahd. *nioman* ‚niemand‘ lat.*nemo*
ahd. *ioman* ‚jemand‘ lat. *quis*

(6b) T 176,2 *Nu uuizumes thaz thu allu uueist inti nist dir thurft thaz thih íoman frage*
J. 16,30 *Nunc scimus quia scis omnia et non opus est tibi ut quis te interroget*
‚Nun wissen wir, dass du alle Dinge weißt und bedarfst dessen nicht, dass dich jemand fragt‘

Auch verallgemeinernde Relativpronomina finden sich:

(7a) ahd. *so wer* lat. *quīcumque*
ahd. *so wer so* ‚wer auch immer‘
ahd. *so welīh*
ahd. *so welīh so*

9 Zum Dativ vgl.
(a) T 135, 30 *Thaz fon imo selbemo ni quad*
J. 11, 51 *Hoc autem a semetipso non dixit*
‚Das sagte er aber nicht von sich aus‘
(b) T 135, 23 *Ther heilant abur gremizonti in imo selbemo quam ci themo grabe*
J. 11.38 *Ihesus ergo rursum fremens in semetipso venit ad monumentum*
‚Da ergrimmte Jesus abermals und kam zum Grab‘.

10 T 2,1 *Uuas in tagun Herodes thes cuninges Iudeno sumer biscof namen Zacharias fon themo uuehsale Abiases*
Lk. 1,5 *Fuit in diebus Herodis regis Iudeę quidam sacerdos nomine Zacharias de vice Abia*
‚Zu der Zeit des Herodes, des Königs von Judäa, lebte ein Priester von der Ordnung Abija mit Namen Zacharias‘.

Vgl. dazu mit übereinstimmender Wortstellung:

(7b) T 98,3 *so uuelichu so ir gibintet obar erdu … inti so uuelichu so ir arloset obar erdu … uuanta oba zuuene fon íu gizuftigont sih obar erdu fon eogilicheru rachu, so uuelichu so sie pittent …*
Mt. 18,18 f. *quaecumque alligaveritis super terram … et quaecumque solveritis super terram … quia si duo ex vobis consenserit super terram de omni re quamcumque petierint …*
‚Alles, was ihr auf Erden binden werdet … und alles, was ihr auf Erden lösen werdet … Wenn zwei unter euch einig werden auf Erden, worum auch immer sie bitten wollen'

1.3 Gelegentliche Übersetzungen

(8a) ahd. *der selbo* ‚derselbe' lat. *īdem*

(8b) T 204,5 *noh thu ni forhtis got, thaz thu in theru selbun nidarungu bist?*
Lk. 23,40 *neque tu times deum, quod in eadem damnatione es?*
‚Fürchtest du nicht einmal Gott, der du doch in derselben Verdammnis bist?'

1.4 Fehlende Übersetzungen

Lücken kommen beim Definitpronomen vor:

(9a) lat. *ille* ‚jener, der dort' ahd. -

(9b) lat. *iste* ‚dieser, dieser dein, der da' ahd. -

Otfrid hat immerhin 14 Belege für ahd. *genēr* ‚jener'.

2 Varianten

Eine Art von Differenzbelegen ergibt sich auch durch Varianten.

2.1 Wortbildung

Geringfügig ist die Varianz bei *nihein* ‚kein, niemand’ für lat. *nullus*:

(10a) T 79,7 *inti zi iro nihheineru gisentit uúas Helias nibi in Sarepta Sidoniæ zi uuibe uuituvvun*
L. 4,26 *et ad nullam illarum missus est Helias nisi in Sarepta Sidoniæ ad mulierem viduam*[11]
‚und zu keiner von ihnen wurde Elia gesandt als allein zu einer Witwe in Sarepta bei Sidon‘[12]

Eine Variante von *nohein* ‚kein‘ ist noheining‘:

(10b) T 198,5 *Inti ni antlingita imo zi noheiningemo uuorte*
Mt. 27,14 *Et non respondit ei ad ullum verbum*
‚Und er antwortete ihm nicht auf ein einziges Wort‘[13]

2.2 Wortwahl

Auch Wörter ähnlicher Bedeutung kommen vor. So wählt der Übersetzer anstelle von *quacumque ex causa* ‚aus welchem Grund auch immer‘ die Fügung sihuulicher sachu ‚aus irgendeinem Grund‘ mit *sihuuelih*:

---

11 Mit übereinstimmender Wortstellung von *eining* und *ullus*:
T 197,9 *ni habetos giuualt uuidar mir eininga, nibiz thir gigeban uuari fon ufana: bithiu therde mih salta thir mer sunta habet*
J 19,11 *non haberes potestatem adversum me ullam, nisi tibi esset datum desuper*
‚Du hättest keine Macht über mich, wenn es dir nicht von oben gegeben wäre‘.

12 (a) T 197,2 *thaz ir forstantet thaz ih in imo ni fand niheininga sahha*
J. 19,4 *ut cognoscatis quia in eo nullam causam invenio*
‚damit ihr erkennt, dass ich keine Schuld an ihm finde‘
(b) T 196,1 *niheininga sahha ni fant ih in thesemo manne*
L. 23,4 *nullam causam invenio in hoc homine*
‚Ich finde keine Schuld an diesem Menschen‘.

13 T 134,11 *In manage quamun zi imo inti quadun: uuanta Iohannis ni teta nohhein zeihan*
J. 10,41 *Et multi venerunt ad eum et dicebant: quia Iohannes quidem signum fecit nullum*
‚Und viele kamen zu ihm und sprachen: Johannes tat kein Zeichen; aber alles, was Johannes von diesem gesagt hat, das ist wahr‘.

(11a) T 100,2 *ist arloubit manne zi uorlazzanna sina quenun fon sihuuelicheru sachu?*
Mt. 19,3 *si licet homini dimittere uxorem suam quacumque ex causa?*
‚Ist es erlaubt, dass sich ein Mann aus irgendeinem Grund von seiner Frau scheidet?‘

sihuuaz[14] kann dagegen lat *aliquid* und *sihuuer* lat. *quis* entsprechen:

(11b) T 159,5 *oda armen thaz er sihuuaz gabi*
J. 13,29 *aut egenis ut aliquid daret*
‚oder dass er den Armen etwas geben sollte‘

(11c) T 127,1 *oba sihuuer tôt uuirdit ni habenti suni*
Mt. 22,24 *si quis mortuus fuerit non habens filios*
‚Wenn einer stirbt und hat keine Kinder‘

2.3 Ergänzung

Eine weitere Möglichkeit, Varianten zu bilden, ist eine verstärkende Ergänzung:

(12) T 1,1 *In anaginne uuas uuort inti thaz uuort uuas mit gote inti got selbo uuas thaz uuort*
J. 1,1 *In principio erat verbum et verbum erat apud deum et deus erat verbum*
‚Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott selbst war das Wort‘

2.4 Abschwächung

Aber auch Reduktion ist eine Form der Varianz, z. B., wenn der Tatianübersetzer anstelle von *ipse* das Personalpronomen *her* verwendet:

(13a) T 114,2 *bidiu uuanta her ist sun Abrahames*
L. 19,9 *eo quod et ipse filius sit Abrahae*[15]
‚denn auch er ist ein Sohn Abrahams’

---

14 *sihwer* usw. (11).
15 Kapfhammer 2014: 183.

Oder wenn für lat. *īdem* ‚derselbe' der Artikel *ther* erscheint:

(13b) T 6,1 *Uuarun thô hirta in thero lantskeffi uuahhante*
L. 2,8 *Et pastores erant in regione eadem vigilantes*
‚Und es waren Hirten in derselben Gegend wachend'

Ein weiterer derartiger Fall ist der Ersatz von lat. *omnia ... quaecumque* durch *alliu thiu*:

(13c) T 141,1 *alliu thiu sie îu quęden haltet inti tuot*
Mt. 23,3 *omnia ergo quaecumque dixerint vobis servate et facite*
‚Alles nun, was sie euch sagen, das tut und haltet'

3 Echte Differenzbelege

Die Frage ist nun, wie die Tatianübersetzer bei lateinischen Wörtern verfahren, die keine Entsprechungen im Althochdeutschen haben. Dabei handelt es sich um tatsächliche Differenzbelege.

3.1 ille

Ersatzform für *ille* ‚jener' ist der bestimmte Artikel *ther*:

(14a) T 59,2 *ingegin liofun imo zuene habente diuuala fón grebirun úzgangante, thrato grimme, só thaz thar nioman mohta faran thuruh then uuég*
Mt. 8,28 *occurrerunt ei duo habentes demonia de monumentis et exeuntes, sævi nimis, ita ut nemo posset transire per viam illam*
‚Dort liefen ihm zwei Männer aus den Grabhöhlen entgegen. Sie waren von bösen Geistern besessen und so gefährlich, dass niemand es wagte, jenen Weg zu benutzen'

Und das Pronomen der 3. Person:

(14b) T 2,2 *inti ni uuard in sun*
L. 1,7 *Et non erat illis filius*
‚und sie hatten kein Kind'

Auch in possessiver Verwendung:

(14c) T 2,1 *inti quena imo fon Aarones tohterun*
L. 1,5 *et uxor illi de filiabus Aaron*
‚und seine Frau war von den Töchtern Aaron'

Des Weiteren fungiert *ther* als Definitpronomen:

(14d) T 14,6 *uzouh ther thie mih santa zi toufenne in uuazzare, ther quad mir*
J. 1,33 *sed qui misit me baptizare in aqua, ille mihi dixit*
‚Aber der mich gesandt hat zu taufen mit Wasser, der sprach zu mir'

Eine Phrase mit dem Pronomen der 3. Person und *ein* ist belegt in:

(14e) T 15,5 *thaz thû truhtin got thinan betos inti imo einemo thionos*
Mt. 4,10 *dominum deum tuum adorabis et illi soli servies*
‚Du sollst anbeten den Herrn, deinen Gott, und ihm allein dienen'

3.2 *iste* ‚dieser da, jener dort'

Im Falle von *iste* sind bestimmter Artikel oder Definitpronomen Ersatzformen:

(15a) T 7,4 *Seno nu tho uuas man in Hierusalem, thes namo uuas gihezzan Simeon, inti ther man uuas reht*
Lk. 2,25 *Et ecce homo erat in Hierusalem, cui nomen Simeon, et homo iste iustus*
‚Und siehe, ein Mensch war in Jerusalem mit Namen Simeon; und dieser Mensch war gerecht'

(15b) T 4,13 *inti gisaztun alle thie iz gihortun in iro herzen sus quedante uuaz uuanis these kneht sî? inti gotes hant uuas mit imo.*
Lk. 1,66 *et posuerunt omnes qui audierunt in corde suo dicentes: quid putas puer iste erit? etenim manus domini erat cum illo*
‚Und siehe, ein Mensch war in Jerusalem mit Namen Simeon; und dieser Mensch war gerecht'

Man sieht also: Dadurch, dass exakte Entsprechungen von lat. *ille* und *iste* fehlen, ist die definite Domäne im althochdeutschen Tatian reduziert.[16]

4 Definitheit vs. Indefinitheit

4.1 Tatian, Latein

Bevor auf die Ausdrucksmittel für Definitheit und Indefinitheit eingegangen wird, werden noch einmal die Belegzahlen angegeben:

(16) Beleglage

Definit insgesamt	ahd. 8391	lat. 4219
Indefinit insgesamt	ahd. 810	lat. 424
Definit insgesamt	as. 8877	
Indefinit insgesamt	as. 1435	

Die Bezeichnung von Definitheit kommt also in allen drei Sprachen häufiger vor als die von Indefinitheit. Doch gibt es mehr Ausdrucksmittel für Indefinitheit:

(17) Ausdrucksmittel

(17a) Indefinitpronomina
Tatian: *hwer*, *hwaz* ‚irgendeiner, irgendetwas'; *man* ‚man'; *sihwer sihwaz* ‚irgendeiner, irgendetwas'; *iowiht* ‚(irgend) etwas'; *einero giwelīh* ‚jeder'; *ioman* ‚(irgend)jemand, irgendeiner'; *giwelīh* ‚jeder, jedweder'

(17b) T 104,4 *lichezera, einero giuuelih íuuar in sambuztag ni losit sinan ohson odo esil fon crippu inti leitit inan zi trenku?*
L. 13,15 *hypochritae, unusquisque vestrum sabbato non solvit bovem suum aut asinum a praesepio et ducit adaquare?*
‚Ihr Heuchler! Bindet nicht jeder von euch am Sabbat seinen Ochsen oder Esel von der Krippe los und führt ihn zur Tränke?'

(17c) Indefinite Determinierer
al ‚all, jeder', *ander* ‚der andere', ‚beide', *ein* ‚irgendein', *einero giwelīh* ‚jeder', *einig* ‚(irgend)ein', *giwedar* ‚jeder von zweien, beide', *giwelīh* ‚jeder, jedweder', *iogilīh*,

16 Von Interesse ist auch dier Gebrauch des Artikels im Tatian. Wie bei Otfrid wird ursprünglich definites *ther* bei Bezeichnungen von Menschen verwendet, während Abstrakta undeterminiert bleiben (Flick 2020: 208).

eogilīh ‚(ein) jeder, (ein) jeglicher', *iogiwelīh* ‚jeder, jeglicher', *manag* ‚manch', *sihwelīh* ‚(irgend)ein', *sō welīh (sō)* ‚welcher auch immer', *sulīh* ‚solch', *sum* ‚(irgend) ein', *sumalīh* ‚(irgend)ein, ein gewisser', *welīh* ‚(irgend)ein'

(17d) Definite Determinierer
selb ‚derselbe, ebendieser', *sulīh* ‚solcher', *ther* ‚der', *ther selbo* ‚derselbe', *theser* ‚dieser'

4.2 Heliand

(18a) Indefinitpronomina
man ‚man'; *gihwē, gehwat* ‚jeder, alles'; *eowiht* ‚irgend etwas'[17]; *hwē, hwat* ‚irgendwer, irgendwas'; *giowiht* ‚irgend etwas'[18]; *ōđarhweđar* ‚eines von beiden'

(18b) Indefinite Determinierer
al ‚jeder', *ēn* ‚irgendein', *ēnig* ‚(irgend)ein', *eogihwelīk* ‚jeder von zweien', *gihwēđar* ‚jeder von zweien', *gihwilīk* ‚irgendein', *hwilīk* ‚irgendeiner', *ōđar* ‚der andere', *so hwelīk* ‚welcher auch immer', *sulīk* ‚solch', *sum* ‚(irgend)ein'

(18c) Definite Determinierer
selbo, *sulīk*, *the*, theser

4.3 Latein

Indefinitpronomen
aliquis, *nemo*, *numquid*, *quis*, *quisquam*, *unusquisque*

5 Schlussbemerkung

Gegenüber dem Lateinischen zeigen der althochdeutsche *Tatian* und der *Heliand* mehr Ausdrucksformen für Indefinitheit. Auffallend ist, dass die infiniten Verwendungsweisen semantisch ähnlich sind. Dabei wirkt die indefinite Referenz im althochdeutschen *Tatian* wie im *Heliand* uneinheitlich. Es werden verschiedene Wortstämme genutzt (Filar 2015: 179). Gegenüber der definiten Referenz scheint die infinite von Ausdruck und Inhalt her nicht fest umrissen zu sein. Möglich ist, dass der Mensch im Falle von

17 Nur in Verbindung mit der Negation ‚nichts'.
18 Nur in Verbindung mit der Negation.

nicht durchgängig bestimmbaren Entitäten, wie es bei Indefinitheit der Fall ist, nach verschiedenen, aber bedeutungsverwandten Wörtern sucht, um sich verständlich zu machen.[19]

Literaturverzeichnis

Bertocchi, Alessandra (2000): *Ipse* as an intensifier. In: Journal of Latin Linguistics 5/1,15–30.

Deichsel, Annika (2015): Die Semantik und Pragmatik des indefiniten Demonstrativums *dieser* im Deutschen. Phil. Diss. Stuttgart (OPUS – Online Publikationen der Universität Stuttgart), https://elib.uni-stuttgart.de/handle/11682/5415 (Stand: 16.06.2022).

Deutsch Diachron Digital (DDD) – Referenzkorpus Altdeutsch, http://www.linse.uni-due.de/linguistische-korpora-und-datensammlungen/deutsch-diachron-digital-ddd-referenzkorpus-altdeutsch.html (Stand: 11.06.2022).

Filar, Magdalena (2015): Die typologischen Untersuchungen von Indefinitpronomina – die Implicational Map von Haspelmath. In: Zeitschrift des Verbandes Polnischer Germanisten 4/3,167–180.

Fleischer, Jürg, Roland Hinterhölzl & Michael Solf (2008): Zum Quellenwert des AHD-Tatian für die Syntaxforschung: Überlegungen auf der Basis von Wortstellungsphänomenen. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 36, 210–239.

Flick, Johanna (2020): Die Entwicklung des Definitartikels im Althochdeutschen: Eine kognitiv-linguistische Korpusuntersuchung. (Empirically Oriented Theoretical Morphology and Syntax 6) Berlin.

van Gelderen, Elly (2012): A History of English Reflexive Pronouns: Person, Self, and Interpretability. Amsterdam.

van Gelderen, Elly (2019): Reflexive pronouns in the *Lindisfarne* glosses. In: NOWELE 72/2, 220–244.

Haspelmath, Martin (1997): Indefinite Pronouns. Oxford.

Heusinger, Klaus von (2005): Referentialität, Spezifizität und Diskursprominenz im Sprachvergleich am Beispiel von indefiniten Demonstrativpronomen. In: Lutz Gunkel & Gisela Zifonum (Hrsg.): Deutsch im Sprachvergleich: Grammatische Kontraste und Konvergenzen. Berlin/Boston, 417–456.

Hole, Daniel (2005): Zur Sprachgeschichte einiger deutscher Pronomina. In: Sprachwissenschaft 30/1, 49–75.

Iovino, Rosella (2015): Some observations on *ille* and *ipse* in the *Mulomedicina Chironis*. In: Journal of Latin Linguistics 14/2, 269–306.

Irslinger, Britta (2014): Intensifiers and reflexives in SAE, Insular Celtic and English. In: Indogermanische Forschungen 119/1,159–206.

Kapfhammer, Gerald (2014): Die *Evangelienharmonie Tatian*. Studien zum *Codex Sangallensis 56*. Phil. Diss. Köln.

König, Ekkehard &; Siemund, Peter: (1996) Selbst-Reflektionen. In: Gisela Harras (Hrsg.): Wenn die Semantik arbeitet. Festschrift für Klaus Baumgärtner. Tübingen, 277–302.

König, Ekkehard & Siemund, Peter (1997): On the Development of Reflexive Pronouns in English: A Case Study in Grammaticalization. In: Uwe Böker & Hans Sauer (Hrsg.): Anglistentag 1996 Dresden: Proceedings. Trier, 95–108.

König, Ekkehard & Siemund, Peter (2005): Intensifiers and reflexive pronouns. In: Martin Haspelmath, Matthew Dryer, David Gil & Bernard Comrie (Hrsg.): World Atlas of Language Structures. Oxford,194–197.

19 Vgl. dazu die neun Verwendungsweisen von Indefinita, die Haspelmath (1997: 58–86, 245) nachgewiesen hat; Filar (2015) zum Polnischen.

Lange, Claudia (2006): Reflexivity and Intensification in Irish English and other New Englishes. In: Hildegard L. C. Tristram (Hrsg.): Celtic Englishes IV. Potsdam, 259–282.
Löbner, Sebastian (2015): Semantik. Eine Einführung, https://user.phil.hhu.de/~loebner/semantik_2/index.htm (Stand: 25.06.2022).
Lücht, Wilko (2011): Das Lateinische als pro-drop-Sprache: Der Gebrauch von Subjektpronomina in der römischen Komödie aus sprachtypologischer und empirischer Sicht. In: Glotta 87, 126–154.
Luther Bibel (2017), https://www.die-bibel.de/bibeln/online-bibeln/lesen/LU17/ (Stand: 30.06.2022).
Plank, Frans (2011): Zur Affinität von *selbst* und *auch*. In: Harald Weydt (Hrsg.): Die Partikeln der deutschen Sprache. Berlin/Boston, 269–284.
Reinhart, Tanya & Eric Reuland (1993): Reflexivity. In: Linguistic Inquiry 24, 657–720.
Zheltova, Elena (2016): Latin reflexive pronouns at the crossroads of syntax and pragmatics. In: Études de linguistique latine I (Revue de études antiques 102), 211–218, https://doi.org/10.4000/pallas.3700 (Stand: 11.06.2022).

Sonja Zeman

Von Newtons Apfel zur Grammatik mündlichen Erzählens: Methodische Überlegungen zu den Grundlagen einer Diskursgrammatik des Mittelhochdeutschen

> ‚why sh^{d} that apple always descend perpendicularly to the ground,‘ thought he to him self: occasion'd by the fall of an apple, [Stukeley 1752: 11r]

1 Newton's Apfel – oder: Vom Einzelfall zum System

Eine der berühmtesten Legenden der Wissenschaftsgeschichte – dokumentiert in den *Memoirs of Sir Isaac Newton's Life* (Stukeley 1752) – besagt, dass Newton einst selbst erzählt hat, ein fallender Apfel im Garten seiner Eltern habe ihn zur Ausarbeitung seines Gravitationsgesetzes inspiriert. Anekdotisch verpackt referiert diese Episode nicht weniger als auf ein Kernproblem der wissenschaftlichen Methode: Die Notwendigkeit, von einer einzelnen Beobachtung in der realen Welt – hier der konkreten Instanz eines singulären fallenden Apfels – auf allgemeine Regularitäten wie die Newton'schen Fallgesetze zu schließen, die in der Lage sind, nicht nur einen gelegentlichen Apfelfall, sondern alle denkbaren Fall-Ereignisse zu beschreiben und damit die Frage zu klären: Warum sollte der Apfel ‚immer' senkrecht zum Boden fallen? Mit anderen Worten: Wie gelangt man von der Beobachtung des Einzel-Falls zur erklärenden Regel, bzw. vom Einzelfall zum System?

Diese Frage ist in jeder wissenschaftlichen Disziplin von grundlegendem Interesse. In der historischen Sprachwissenschaft ist sie noch einmal von besonderem Belang, da sich Untersuchungen der vergangenen Sprachstufen besonderen methodischen Herausforderungen gegenübersehen: Die Überlieferung ist fragmentarisch, und die in schriftlichen Texten erhaltenen sprachlichen Äußerungen sind aus ihrem situativen Kontext isoliert. Die Datenlage ist damit unzuverlässig. Während in synchron arbeitenden Disziplinen theoretisch alle möglichen Einzelfälle beobachtbar sind, ist in der historischen Sprachwissenschaft schwerer zu bestimmen, als wie repräsentativ der jeweilige Einzelfall anzusehen und welcher Status ihm innerhalb des jeweiligen Sprachsystems zuzusprechen ist. Gleichzeitig würde die Beantwortung dieser Frage aber bereits die Kenntnis über das damalige Sprachsystem voraussetzen, das erst auf der Basis der Einzelbeobachtungen zu rekonstruieren ist. Methodisch erschwert wird diese Rekonstruktion insbesondere dadurch, dass fraglich ist, welche pragmatischen Faktoren und kulturhistorisch bedingten Kontextbedin-

https://doi.org/10.1515/9783110784282-012

gungen den Gebrauch der sprachlichen Formen beeinflusst haben, da diese nur indirekt aus den Texten zu rekonstruieren sind.

Ein Paradebeispiel für dieses methodische Dilemma ist die Untersuchung von „Mündlichkeit" in historischen Texten. Seit dem Vergleich des Homerischen Epos mit den Heldenliedern südslawischer Guslare durch Parry und Lord ([1960] 2000) gilt es als gesichertes Handbuchwissen, dass die antiken wie mittelalterlichen Epen „oral" geprägt sind, indem sich das Primat der Mündlichkeit in Sprachstufen mit geringem Literalisierungsgrad in die überlieferten Texte quasi eingeschrieben hat (vgl. u. a. Ong 1982; Fleischman 1990a, 1990b: 22; Taavitsainen & Fitzmaurice 2007: 19). Dies gilt insbesondere auch für die Sprachstufe des Mittelhochdeutschen. Obgleich die Affinität des Mittelhochdeutschen zur Mündlichkeit in der Forschung als unkontrovers gilt, steht eine systematische Untersuchung des Mittelhochdeutschen unter diesem Gesichtspunkt aber noch aus. Während es inzwischen eine größere Anzahl an Studien gibt, die sich mit Fragen der historischen Mündlichkeit im Frühneuhochdeutschen beschäftigen (e.g. Ágel & Hennig 2006, 2007; Hennig 2009; Macha 2010; Elspaß 2005, 2010; Werth 2020) und mit Ágel & Hennig 2006 ein methodisches Instrumentarium bereit steht, historische Texte nach ihrem Mündlichkeitsgrad zu analysieren und zu vergleichen, sind für das Mittelhochdeutsche nur einzelne Phänomene (e.g. Speyer 2013 zu Serialisierungsphänomenen; Zeman 2010 zu Tempus) untersucht worden. In den Handbüchern finden sich zwar Listen von „mündlichen" Phänomenen (Grosse 2000), die jedoch Merkmale unterschiedlicher Aspekte von Mündlichkeit erfassen und damit nicht den Anspruch einer systematischen Erfassung von Mündlichkeit einlösen können (vgl. Zeman 2016). In diesem Forschungskontext erscheint es aus methodischer Sicht naheliegend zu fragen, ob die Anwendung des Modells von Ágel & Hennig 2006 zu einem systematischeren Blick auf das Mittelhochdeutsche beitragen kann, und wie aussagekräftig sich die Methode für diese Sprachstufe erweist. Diese Fragen sind für das Mittelhochdeutsche aus doppelter Hinsicht von zentraler Bedeutung: Einerseits ist die systematische Erfassung von Mündlichkeit im Mittelhochdeutschen ein relevanter Parameter im Rahmen einer historischen Text- und Diskursgrammatik. Andererseits bildet eine solche Erfassung die Voraussetzung für eine diachrone Beschreibung „mündlicher" Strukturen in der Geschichte des Deutschen und damit für eine systematische Beschreibung des Zusammenspiels von Merkmalen historischer Mündlichkeit im Sprachwandel.

Vor dem Hintergrund dieser Fragen gliedert sich der Artikel wie folgt. In Abschnitt 2 werden die hier verfolgten methodischen Fragen zunächst in den Gesamtzusammenhang einer historischen Diskursgrammatik eingebettet und das dem Artikel zugrundeliegende Verständnis präzisiert, auf welche Weise bei der Untersuchung diskurspragmatischer Phänomene von einem „System" gesprochen werden kann. Abschnitt 3 gibt einen kurzen Überblick über die bisherigen Modelle zur Untersuchung historischer Mündlichkeit und die spezifischen methodischen Anforderungen des Mittelhochdeutschen. Auf dieser Basis wird in Abschnitt 4 die Anwendung des Modells von Ágel & Hennig 2006 auf das Mittelhochdeutsche getestet. Die Grundlage dafür bildet der Vergleich von zwei Versepen, die unterschiedlichen Überlieferungstraditionen zugerechnet werden, i. e. dem *Nibelungenlied* und dem *Tristan*. Die quantitative wie qualitative Analyse zeigt einerseits, dass der

Vorteil der Methode insbesondere in der Unterteilung von Nähesprache in unterschiedliche Parameter liegt, die vorsichtige Rückschlüsse in Bezug auf das Verhältnis zu den unterschiedlichen medialen Konstellationen ableiten lassen. Andererseits zeigt die Analyse auch, dass die Unterscheidung in narrative vs. nicht-narrative Textpassagen einen großen Einfluss auf die Bewertung von „Mündlichkeit" hat und daher bei der Untersuchung von historischer Mündlichkeit grundlegend zu berücksichtigen ist. Anhand der qualitativen Betrachtung ausgewählter grammatischer Phänomene wird schließlich argumentiert, dass eine systematische Erfassung von „Mündlichkeit" die Berücksichtigung der Spezifika des mündlichen Erzählens erfordert (Abschnitt 5).

2 Historische Diskursgrammatik und die Systemfrage

Wenn es im Folgenden um die Frage nach einer Methodik zur „systematischen" Erfassung der Abhängigkeit grammatischer Strukturen von „Mündlichkeit" im Mittelhochdeutschen gehen soll, ist – gerade auch mit Blick auf das Rahmenthema des Bandes – zunächst zu klären, was im Folgenden unter „System" zu verstehen ist.

In der Sprachwissenschaft hat sich die Überzeugung durchgesetzt, dass aus historischen Sprachstufen überlieferte Äußerungen nicht isoliert betrachtet werden können, sondern in ihre jeweiligen Text- und Kommunikationszusammenhänge eingebettet werden müssen, um adäquate Beschreibungen leisten zu können. Zahlreiche Einzeluntersuchungen haben gezeigt, dass grammatische Mittel in enger Abhängigkeit zu Parametern wie Textsorten bzw. kommunikativen Praktiken (e.g. Gloning 2010), Nähe- und Distanzsprache (Ágel & Hennig 2006; Elspaß 2005), Prosa vs. Vers (e.g. Prell 2005; Speyer 2013), Diskursmodi (Zeman 2010; Kotin 2005/2007) und regionaler Variation (e.g. Solms 2014; Elspaß 2010; Werth 2020) stehen und deren Gebrauchsbedingungen damit nur in Relation zu text- und diskurspragmatischen Parametern erklärt werden können. Insofern gilt die Notwendigkeit einer historischen bzw. diachronen Diskursgrammatik, die über den Einzelsatz hinausführt, als unbestritten (vgl. auch Ziegler 2010).

Der Begriff der „Grammatik" impliziert dabei bereits den Systemgedanken. Eine Grammatik beschreibt die Gesamtheit der Regularitäten, auf deren Grundlage wohlgeformte Äußerungen einer Einzelsprache generiert werden können. Als eine Gesamtheit von Regularitäten, die wiederum zueinander in geordneten Relationen stehen, konstituiert sie damit ein „System". In Bezug auf eine „Text"- bzw. „Diskursgrammatik" ist die Systemfrage jedoch schwieriger zu beantworten: Regularitäten, die den Gebrauch grammatischer Mittel in ihrem Text- und Diskurszusammenhang beschreiben, werden in der Regel in den Bereich der Pragmatik verortet und damit häufig in Opposition zum „Sprachsystem" gesehen. Gleichzeitig setzt der Begriff der Grammatik voraus, dass auch die diskurspragmatischen Regularitäten „systematisch", d. h. auf der Basis allgemeiner

Prinzipien beschrieben werden können, die die Verwendung grammatischer Mittel im Zusammenspiel mit textuellen Faktoren erklären.

Das ist auch das Verständnis von „System“, das den folgenden Ausführungen zugrunde liegt. Es geht also um Regularitäten jenseits der Einzelsatzebene, deren Relationen zueinander innerhalb einer geordneten Gesamtheit erst noch zu rekonstruieren sind. Dabei geht „Diskursgrammatik“ in diesem Sinn auch über eine „eine Grammatik der Textverflechtung bzw. der Konnexion“ hinaus, d. h. eine Grammatik, „die Kohäsionsmittel verschiedener Ebenen hinsichtlich der Textsyntax erfassen und beschreiben“ (Ziegler 2010: 3) soll und damit vor allem auf Elemente wie Konnektoren, Kongruenz-Phänomene und Diskurspartikel abzielt. Vielmehr geht es im Folgenden um allgemeinere Text- und Diskurs-Prinzipien des Mittelhochdeutschen, vor deren Hintergrund spezifische Phänomene wie u. a. Kohäsionsmittel zu untersuchen sind. Die Prämisse im Folgenden ist damit, dass eine systematische Erfassung von Faktoren wie „Mündlichkeit“ die Grundlage bildet, um Regularitäten der Interaktion der grammatischen Bedeutungen und ihren Kontexten erfassen und damit eine Text- und Diskursgrammatik des Mittelhochdeutschen schreiben zu können. Während traditionell „Sprachgebrauch“ und „Sprachsystem“ dichotomisch gegenübergestellt werden, folgt der Beitrag damit dem Postulat Zieglers (2010: 2), dass eine „zeitgemäße Auseinandersetzung mit sprachlichen Äußerungen in historischen Zusammenhängen eine integrative Perspektive auf Sprache“ erfordert, die in der Lage ist, „Aspekte des Sprachgebrauchs an solche des Sprachsystems anzubinden und zu einer Aufhebung der vermeintlichen Dichotomie von Gebrauch und System in der sprachhistorischen Analyse führen kann“.

Während diese Forderung von einem großen Teil der historischen Sprachwissenschaft geteilt werden dürfte, bleibt als Frage jedoch offen, auf welche Weise die bisherigen verschiedenen Einzelperspektiven diskurspragmatischer Untersuchungen zusammengebracht werden können. Das ist freilich nichts, das der vorliegende Artikel in seiner Kürze leisten kann. Was der Artikel leisten soll, ist, einen einzelnen Parameter zu sondieren und einige theoretische und methodische Aspekte der Untersuchung von „Mündlichkeit“ im größeren Zusammenhang einer Diskursgrammatik zu diskutieren. Dabei wird die Diskussion zur Erkenntnis führen, dass neben dem Aspekt der „Mündlichkeit“ noch ein weiterer Faktor zu berücksichtigen ist, der sich in Hinblick auf eine diachrone Diskursgrammatik als grundlegend erweist: Die Grammatik des mündlichen Erzählens.

3 „Mündlichkeit“ und „Narrativität“ als Parameter einer mittelhochdeutschen Diskursgrammatik

3.1 Grammatik der Mündlichkeit

Wie lässt sich die Epoche des Mittelhochdeutschen aus sprachwissenschaftlicher Sicht bezüglich des Faktors „Mündlichkeit“ systematisch beschreiben? Und welche Relevanz kommt dem Faktor Mündlichkeit im Rahmen einer Diskursgrammatik zu?

Das grundlegende methodische Problem bei der Untersuchung von Mündlichkeit in historischen Texten – wie es bereits mehrfach beschrieben worden ist (vgl. u. a. Fleischman 1990; Hennig 2009; Zeman 2013, 2016, 2022) – liegt darin, dass unser Wissen über „Mündlichkeit“ in historischen Sprachstufen auf der Basis schriftlicher Texte rekonstruiert werden muss. Die theoretische Grundlage dafür, über „Mündlichkeit“ in schriftlichen Texten zu sprechen, legt in vielen Untersuchungen die bekannte Unterscheidung zwischen „medialer“ und „konzeptioneller“ (Koch & Oesterreicher 1985) bzw. „kognitiver“ Mündlichkeit (Fleischman 1990). Während sich „mediale Mündlichkeit“ auf die binäre Unterscheidung bezieht, dass eine sprachliche Äußerung entweder in gesprochener oder geschriebener Form realisiert werden kann, bezeichnet „konzeptionelle“ Mündlichkeit dagegen ein skalares Konzept, das erfasst, zu welchem Grad eine (medial schriftliche oder medial gesprochensprachliche) Äußerung in einem „mündlichen Stil“ verfasst ist und damit im Kontinuum der konzeptionellen Mündlichkeit eher der Nähe- oder der Distanzsprache zuzuordnen ist. „Historische Mündlichkeit“, i. e. „Mündlichkeit“, die nur über schriftliche Texte historischer Sprachstufen überliefert ist, kann demnach *per definitionem* nichts anderes sein als ‚konzeptionelle‘ bzw. ‚kognitive Mündlichkeit‘.

Die methodischen Fragen sind mit dieser Zuordnung aber noch nicht geklärt. Insbesondere ist offengeblieben, welche Eigenschaften einen Text zu einem konzeptionell mündlichen Text machen, zumal Koch & Oesterreicher 1985 selbst konzeptionelle Mündlichkeit dadurch bestimmt haben, dass jeder Text durch ein Mischungsverhältnis von unterschiedlichen nähe- und distanzsprachlichen Komponenten konstituiert ist (vgl. „Koch &“ Oesterreicher 1985: 21). In der Literatur sind diesbezüglich verschiedene sprachliche Strukturen wie Wiederholungen, Satzbrüche, Interjektionen aber auch Formelhaftigkeit und Versstruktur als „mündliche Merkmale“ diskutiert worden. Es ist jedoch auch wiederholt darauf aufmerksam gemacht worden, dass alle diese unterschiedlichen Merkmale nicht in gleicher Weise „mündlich“ sind, sondern auf unterschiedliche Faktoren zurückführen (vgl. für das Gegenwartsdeutsche Schneider 2011, für die historischen Sprachstufen Zeman 2013, 2016, 2022). Während beispielsweise syntaktische Brüche auf den inkrementellen Prozess der Sprachproduktion und auf damit verbundene Parsing-Restriktionen der gesprochenen Sprache bzw. der „On line-Zeitlichkeit“ (Auer 2000) zurückgeführt werden können, die sich aus der raum-zeitlichen Synchronizität der Kommunikationspartner in einem (ontologisch oder konzeptionell) geteilten Kommunikationsraum ergeben und damit ein Merkmal medialer Mündlichkeit konstituieren,

sind deiktische Elemente und Interjektionen sprachliche Mittel, die die raum-zeitliche oder soziale Nähe bzw. Distanz zwischen Produzent und Rezipienten bezeichnen. Als solche sind sie keine Merkmale medialer Mündlichkeit, sondern beziehen sich auf die Gestaltung der kommunikativen Beziehung, also einen Aspekt, der in der englischsprachigen Literatur dem Konzept „involvement" (Chafe 1982, Tannen 1985) zugeschrieben wird. Konzeptionelle Mündlichkeit „mischt" damit primäre Aspekte der Mündlichkeit im medialen Sinne und sekundäre Phänomene wie Kennzeichen deiktischer Unmittelbarkeit (vgl. zur Unterscheidung zwischen primärer und sekundärer Mündlichkeit Schneider 2011 auf der Basis von Hennig 2006).

Die methodischen Schwierigkeiten verstärken sich, wenn es um Fragen der medialen Bedingtheit historischer Sprachstufen geht. Gemeinhin wird angenommen, dass die Texte älterer Sprachstufen grundsätzlich stärker durch Mündlichkeit geprägt sind, da sich das Primat der Mündlichkeit von Sprachstufen mit geringem Literalisierungsgrad in die Texte einschreibe (vgl. Fleischman 1990b: 22; Fitzmaurice & Taavitsainen 2007, 19; 22). Die Texte historischer Sprachstufen würden demnach, obgleich schriftlich fixiert, „essentially a spoken language" tradieren (Fleischman 1990b: 24; vgl. auch Slings 1992: 100). Gerade diese kulturelle Prädisposition und damit das „Wechselspiel historischer und universaler Bedingtheit gesprochensprachlicher Muster" (Hennig 2009: 23) sind methodisch jedoch schwer zu fassen. Wie genau konstituiert sich das Verhältnis zwischen der medialen Anpassung an den Text und den Grundbedingungen gesprochener Sprache? Welche der Phänomene von primärer und sekundärer Mündlichkeit sind Merkmale „historischer Mündlichkeit"? Und in welchem diachronen Verhältnis stehen Merkmale historischer Mündlichkeit zu einer zunehmenden Literalisierung in der Sprachgeschichte des Deutschen? Hennig 2009 hat aufgezeigt, dass diese Fragen nicht pauschal beantwortet werden können, sondern dass die Frage nach historischer Mündlichkeit letztlich für jedes Phänomen einzeln zu überprüfen ist. So zeigt sie beispielsweise, dass Phänomene aggregativer Syntax in der Sprachgeschichte des Deutschen mit zunehmender Literalisierung stärker integrativ orientierten syntaktischen Strukturen weichen. Damit unterliegen sie einer anderen Entwicklung als Mittel der Nähedeixis, die über die Sprachstufen hinweg als Merkmale von der Nähekommunikation angesehen werden können. Nicht alle Merkmale der Nähesprache stehen demnach in der gleichen Abhängigkeit zur historischen Bedingtheit von Mündlichkeit.

Gleichzeitig ist in Bezug auf die mittelalterlichen Texte zu berücksichtigen, dass auch die jeweilige Kommunikationssituation zu berücksichtigen ist, in der die Texte entstanden sind. Dies ist insbesondere für die aus historischen Sprachstufen überlieferten Epen aufgezeigt worden. Innerhalb der Oralitätsforschung wird diesbezüglich mit Foley 2002 zwischen der Überlieferungstradition bei der Komposition eines Epos sowie der Aufführungs- und der Rezeptions-Situation unterschieden. Da für jeden dieser drei Parameter die Frage nach der Mündlichkeit erneut gestellt werden kann, ergibt sich damit eine Matrix unterschiedlicher Konstellationen von Mündlichkeit, die Foley 2002 in vier Gruppen unterteilt, vgl. Tabelle 1.

Tab. 1: Klassifikation ‚oraler' Konstellationen (Foley 2002).

	Composition	**Performance**	**Reception**	**Example**
„Oral performance"	Oral	Oral	Aural	Tibetan paper-singer
„Voiced texts"	Written	Oral	Aural	Slam poetry
„Voices from the past"	O/W	O/W	A/W	Homer's Odyssey
„Written oral poems"	Written	Written	Written	Bishop Njegoš

Im Fall einer prototypischen mündlichen Performance finden sowohl Komposition, Performance als auch die Rezeption zeitgleich sowie medial mündlich bzw. auditiv statt. Bei den „voices from the past", wozu Foley 2002 u. a. die Homerischen Epen zählt, ist diese Zuordnung dagegen von Einzelfall zu Einzelfall zu treffen. Hier handelt es sich um textuelle Artefakte, die in medial schriftlicher Form überliefert sind, aber dennoch verschiedene interne und externe Indizien dafür aufweisen, dass sie aus einem mündlichen Überlieferungskontext stammen, ihr Inhalt also über mehrere Generationen ohne schriftliche Fixierung mündlich tradiert wurde (Foley & Ramey 2012: 85). Dabei bleibt oft unklar, wie der Mündlichkeitsstatus in Bezug auf die einzelnen Parameter zu bewerten ist. So ist für die Homerischen Epen beispielsweise umstritten, inwieweit sie bereits Spuren einer literalen Textkonzeption aufweisen. Der Kategorie der „voices from the past" sind auch die mittelhochdeutschen Versepen zuzuordnen, die einerseits in der Tradition mündlicher Überlieferung stehen, andererseits aber im Kontext einer durch das Latein geprägten Schriftkultur entstanden sind sowie auf literarische Vorlagen der altenglischen und romanischen Volkssprachen referieren. Damit sind die mittelhochdeutschen Versepen keine Formen primärer Oralität im Sinn von Ong 1982.

Für die Gattung der Versepen ist zudem zu berücksichtigen, dass es sich dabei auch in einer medial mündlichen Aufführungssituation nicht um gesprochene Alltagssprache handelt, sondern um Literatursprache, die einen hohen Elaborationsgrad aufweist und sich durch stilistische Mittel wie Metrum und Versform von der gesprochenen Alltagssprache abgrenzt. Auch dieser Faktor erschwert die Bewertung der Versepen in Bezug auf die Spuren von „Mündlichkeit".

„Historische Mündlichkeit" ist damit ein vielschichtiges Konzept, unter dem unterschiedliche heterogene Phänomene diskutiert werden. Eine systematische Erfassung in Bezug auf das Mittelhochdeutsche erfordert damit eine Untersuchung des Zusammenspiels der unterschiedlichen Aspekte von Mündlichkeit.

3.2 Grammatik der Narration

Zusätzlich zu den unterschiedlichen Aspekten von Mündlichkeit ist für die mittelhochdeutschen Texte zudem noch zu berücksichtigen, dass es sich häufig um narrative Texte handelt. Dieser Umstand ist doppelt relevant, nämlich sowohl mit Blick auf die Untersuchung grammatischer Mittel als auch hinsichtlich der Bewertung der Texte

als „mündlich“. Einerseits ist immer wieder gezeigt worden, dass sich der Gebrauch grammatischer Mittel in narrativen gegenüber nicht-narrativen Kontexten erheblich unterscheidet. Besonders deutlich zeigt sich diese Abhängigkeit in der textuellen Distribution der Tempora. Auf der Basis seiner Untersuchung des französischen Tempussystems hat Benveniste ([1972] 1974: 264 ff.) für einen grundlegenden Unterschied zwischen den beiden Textmodi ‚histoire‘ vs. ‚discours‘ argumentiert. Dass sich die Tempora in Bezug auf diese Unterscheidung komplementär verteilen (in der ‚histoire‘ können nur der Aorist, das Imperfekt, das Plusquamperfekt und der Prospektiv verwendet werden, während die prototypischen Tempora des ‚discours‘ Präsens, Perfekt und Futur von der Narration ausgeschlossen sind), sieht Benveniste als Argument dafür, dass es sich bei ‚discours‘ und ‚histoire‘ um „*zwei* unterschiedliche und komplementäre *Systeme*“ (Benveniste [1972] 1974: 266; Kursivierung im Original) handelt. Auf ähnliche Weise haben auch Weinrich 1964 und Hamburger 1957 in Bezug auf die Tempuskategorie für die Notwendigkeit einer Differenzierung zwischen narrativen und nicht-narrativen Kontexten argumentiert. Die enge Abhängigkeit der Verbalkategorien von den narrativen Kontextumgebungen ist auch in verschiedenen anderen Studien bestätigt worden (u. v. Dahl 1985; Fleischman 1990a; Smith 2003; Padučeva 2011; Zeman 2010; Fischer 2020; vgl. zu einem Überblick Zeman 2020: 461–466). Mit Smith (2003) kann dem narrativen Diskursmodus damit der Status einer ‚koverten‘ Kategorie zugesprochen werden, i. e. einer Kategorie, die sich durch ein spezifisches Muster in Bezug auf die Distribution grammatischer Mittel auszeichnet.[1]

Dabei ist zu spezifizieren, was unter dem narrativen Diskursmodus zu verstehen ist. In Abgrenzung zu narrativen Makrostrukturen, i. e. Texten, deren Plots bzw. Subplots der Struktur der Narration von Orientierung, Komplikation, Resolution, Koda und Evaluation (Labov & Waletzky 1967) folgen, ist der narrative Diskursmodus ein Vertextungsmuster, das gleichermaßen innerhalb von narrativen und nicht-narrativen Texten vorkommen kann. Als narrativ in diesem engeren Sinn werden im Folgenden die Erzählpassagen bezeichnet, die die Ereignisse der Geschichte präsentieren, und damit von Passagen direkter Rede- und Gedankenwiedergabe der Figuren sowie der Erzählerrede abzugrenzen sind, vgl. zur Illustration das Beispiel in (1).

(1) *In disen hohen eren trovmte Chriemhilde* → narrativ
wie si zvge einen valchen. starch scoen vn– wilde
den ir zwene aren er chrvmmen daz si daz mvoste sehn
ir en <chvnde> in dirre werlde leider nimmer gescehn
Den trovm si do sagete ir mvoter voten
sine chvndes niht besceiden baz der gvoten

1 Smith 2003 unterscheidet zwischen insgesamt fünf Diskursmodi, i. e. ‚Narration‘, ‚Report‘, ‚Description‘, ‚Information‘ und ‚Argument‘, die durch unterschiedliche Merkmalscluster klassifiziert werden. Letztlich liegt der Unterteilung ebenfalls eine binäre Unterteilung zwischen den anaphorischen Diskursmodi Narration und Description und den deiktischen Diskursmodi Report, Information und Argument zugrunde.

der valche den dv zivhest daz ist ein edel man → nicht-narrativ
ine welle got behveten. dv mvost in sciere vloren han

[*Nibelungenlied*, Hs. B, V11,1–12,2]

Neben der grundlegenden Relevanz für die Untersuchung grammatischer Mittel spielt die Unterscheidung zwischen narrativen und nicht-narrativen Kontexten auch mit Blick auf die Bewertung von „Mündlichkeit" eine zentrale Rolle. In dieser Hinsicht hat Zeman 2010 für das Mittelhochdeutsche gezeigt, dass die Präferenz des häufig als „mündlich" bezeichneten Perfekts zur direkten Rede darauf zurückzuführen ist, dass das mhd. Perfekt kein Erzähl-Tempus ist und damit auf nicht-narrative Passagen restringiert ist (vgl. auch Fischer 2020 in Bezug auf die diachronen Konsequenzen im Rahmen des Präteritumschwunds bzw. der Perfektexpansion). Dabei besteht zwischen der Struktur nicht-narrativer Passagen und Mündlichkeit bzw. narrativen Passagen und Schriftlichkeit durchaus eine Affinität. Der narrative Diskursmodus ist Smith (2003: 13) zufolge dadurch definiert, dass die Ereignisse eine Erzählfolge konstituieren und damit in zeitlicher Relation zueinander stehen. Der Referenzpunkt liegt dabei innerhalb der erzählten Welt, wobei durch telische Verbalereignisse der Referenzpunkt immer wieder neu gesetzt und damit eine Handlungsprogression erzeugt werden kann. In nicht-narrativen Passagen konstituiert dagegen die aktuelle Sprechzeit den primären temporalen Bezugspunkt: Alle Verbalereignisse sind auf diesen Referenzpunkt bezogen, während die Relationen der bezeichneten Ereignisse zueinander unterspezifiziert bleiben. Die Nähe zur Sprechzeit ist dabei ein Merkmal, dass die prototypische Kommunikationssituation mit dem nicht-narrativen Diskursmodus teilt, so dass strukturell eine Affinität der nicht-narrativen Passagen zur Nähe- bzw. der narrativen Passagen zur Distanzsprache besteht.

Gleichzeitig ist das Erzählen als kommunikative Praxis aber nicht ausschließlich der Distanzsprache zuzurechnen, denn gerade mündliches Erzählen „beinhaltet nun aber insofern ein ‚Paradox', als das Erzählen prinzipiell wichtigen Definitionsstücken kommunikativer Nähe zu widersprechen scheint" (Koch & Oesterreicher 2011: 74). Während Erzählen prototypischerweise Ereignisse in einem von der Sprechzeit bzw. lokal und temporal entfernten Referenzrahmen verortet und damit aus dem unmittelbaren Situations- und Handlungszusammenhang entbindet, werden häufig auch narrative Strategien der Vergegenwärtigung verwendet, um die Geschehnisse der erzählten Welt dem Rezipienten näher vor Augen zu rücken. Narrationen beinhalten daher in der Regel sowohl Merkmale der Nähe- als auch der Distanzsprache. Wie in Abschnitt 4 an den konkreten Fallbeispielen gezeigt wird, erschwert dieser Umstand die Bewertung historischer Textquellen in Bezug auf „Mündlichkeit".

3.3 Grammatik des mündlichen Erzählens

Insgesamt ist damit zu konstatieren, dass „historische Mündlichkeit“ verschiedene pragmatische Aspekte umfasst und zudem in enger Interaktion mit der Kategorie der Narrativität steht. Gerade für die Untersuchung mittelhochdeutscher Versepen ergibt sich so eine komplexe Konstellation, die sich vor dem Hintergrund der vorausgegangenen Betrachtungen unter den folgenden Punkten zusammenfassen lässt (vgl. auch Zeman 2022):

P 0 Mündlichkeit in historischen Texten wird anhand schriftlicher Quellen untersucht.
P 1 Versepen können in Bezug auf die Parameter Komposition, Aufführung, Rezeption und Überlieferung sowohl „mündlich“ als auch „schriftlich“ sein.
P 2 Als literarische Texte enthalten Versepen neben Spuren primärer und sekundärer Mündlichkeit stilistische Merkmale von Elaboriertheit.
P 3 Versepen sind narrative Texte, die sich sowohl durch Merkmale kommunikativer Nähe als auch kommunikativer Distanz auszeichnen.

Sowohl die ‚Grammatik der Mündlichkeit‘ als auch die ‚Grammatik der Narration‘ sind demnach zwei wichtige Faktoren bei der Beschreibung grammatischer Mittel. Um zu einer systematischen Beschreibung dieser Faktoren zu gelangen, ist deren Zusammenspiel zu untersuchen. Wie ist dabei mit den angeführten Problemkomplexen umzugehen? Diese methodische Frage soll im Folgenden anhand eines Fallbeispiels exploriert werden. Dabei soll überprüft werden, inwieweit das Modell von Ágel & Hennig 2006 zur Bewertung der Nähegrade von Texten dazu geeignet ist, die Komplexität der mittelhochdeutschen Konstellation in Bezug auf Mündlichkeit erfassen zu können. Zur Überprüfung erscheinen insbesondere Texte geeignet, die sich in Bezug auf ihre mediale Konstellation unterscheiden. Die Analyse basiert daher auf dem Vergleich von zwei Versepen, die aus unterschiedlichen Überlieferungstraditionen stammen, i. e. dem *Nibelungenlied* und dem *Tristan*.

4 Fallstudie: „Mündlichkeit“ und „Narrativität“ im *Nibelungenlied* und im *Tristan*

4.1 Korpuswahl

In der Mediävistik wird davon ausgegangen, dass die unterschiedlichen Gattungen der mittelhochdeutschen epischen Dichtung auf unterschiedliche Weise von Mündlichkeit geprägt sind. Insbesondere wird in den literaturwissenschaftlichen Studien eine Unterscheidung zwischen den Heldenepen und den höfischen Epen gezogen (vgl. Philipowski 2007; Haferland 2019). Vereinfacht zusammengefasst sind Heldenepen wie die Ortnitsage Epen, die sich inhaltlich auf den germanischen Sagenkreis

beziehen und anonym überliefert sind. Die Geschichte beginnt in der Regel unmittelbar oder nach einem kurzen Prolog. Die höfischen Epen thematisieren Ideale der höfisch-ritterlichen Gesellschaft und beziehen sich häufig auf die keltischen Sagen um König Artus. Sie können in der Regel einem bestimmten Autor zugeschrieben werden, der sich in einem Prolog an die Rezipienten wendet und den Wahrheitsanspruch des Erzählten thematisiert. Diese Unterschiede werden in der Forschung als Resultat eines unterschiedlichen Tradierungsprozesses gesehen und damit auf mediale Bedingungen zurückgeführt, vgl. Philipowski 2007:

> Doch der grundlegende Unterschied zwischen höfischer Epik und Heldenepik ist, dass letztere das Resultat eines Tradierungsprozesses ist, der sich unserer Kenntnis nach m ü n d l i c h vollzogen hat, während die höfische Epik aller Wahrscheinlichkeit nach s c h r i f t g e s t ü t z t entsteht, schriftgestützt vorgetragen und schriftlich überliefert [...] wird. (Philipowski 2007, 44; Hervorhebung im Original)

Indizien für die schriftgestützte Überlieferung der höfischen Epen sind die Beteuerungen in der Erzählerrede, dass die Wahrheit der erzählten Geschichte durch schriftliche Quellen abgesichert sei. In Rückgriff auf die Parameter von Foley 2002 lassen sich die Unterschiede zwischen Heldenepik und höfischer Epik wie in Tabelle 2 fassen.

Tab. 2: Die mediale Konstellation der heroischen und höfischen Epen.

	Heldenepik	**Höfische Epik**
Autor	unbekannt	bekannt
Tradierung	oral	„in den buochen“
Komposition	on line	text-basiert
Aufführung	Face-to-face	Face-to-face

Eine solche vereinfachte Gegenüberstellung kann natürlich keineswegs der Vielgestaltigkeit der mittelalterlichen Epen gerecht werden. Dennoch lässt sich dieser grundlegende, durch literaturwissenschaftliche Studien abgesicherte Befund als Ausgangspunkt nehmen, um der Frage nachzugehen, ob sich die unterschiedliche mediale Konzeption in der Distribution der sprachlichen Mittel wiederfindet. Wenn Heldenepik und höfische Epik auf unterschiedlichen medialen Traditionen beruhen und diese mit unterschiedlichen Verteilungsmustern sprachlicher Elemente korrelieren, sollte das Aufschluss darauf geben, welche sprachlichen Mittel in Abhängigkeit zu welchem Parameter von Mündlichkeit stehen könnten. Vor diesem Hintergrund, werden im Folgenden zwei Texte verglichen, die als exemplarische Vertreter der beiden epischen Formen gelten, nämlich das *Nibelungenlied B* als Heldenepos und den *Tristan* von Gottfried von Straßburg als höfisches Epos. Dabei ist als methodische Einschränkung zu berücksichtigen, dass der Status des *Nibelungenlieds* als „mündliches“ Helden-Epos durchaus umstritten ist. Inwieweit das *Nibelungenlied* mündlich überliefert oder doch als „Buch-Epos“ schriftbasiert konzipiert wurde, wird in der Literatur kontrovers diskutiert (vgl. Heusler 1956; Miedema 2011;

Müller 2012; Heinzle 2015; Haferland 2019). Argumente für die mündliche Überlieferung sind seine metrisch-strophische Form und inhaltliche Inkongruenzen. Dagegen weist das *Nibelungenlied* anders als die frühgermanischen Heldendichtungen keine Stabreimdichtung auf und integriert Schemata und Topoi aus der literarischen Tradition des höfischen Epos. Aus Mangel an weiteren überlieferten Heldenepen aus dem Mittelhochdeutschen wird das *Nibelungenlied* im Folgenden trotzdem zum Vergleich herangezogen, unter der Annahme, dass das *Nibelungenlied* trotz der genannten Einschränkungen Unterschiede zum höfischen Epos aufweist, die sich in der sprachlichen Struktur niederschlagen könnten. Dabei ist es offensichtlich, dass der Vergleich zwischen den beiden Texten nur erste Indizien liefern kann und in den Kontext weiterer Untersuchungen eingebettet werden müsste, um verlässliche Rückschlüsse in Bezug auf die Abhängigkeit der sprachlichen Merkmale zu den unterschiedlichen Aspekten von Mündlichkeit (Komposition, Performanz, Rezeption) ziehen zu können. Nichtsdestotrotz ist die Pilotstudie geeignet, einige methodische Schwierigkeiten bei der Untersuchung historischer Mündlichkeit aufzeigen zu können.

4.2 Quantitativer Vergleich der Epen auf der Grundlage von Ágel & Hennig 2006

Um zu untersuchen, ob und wie sich die Gattungs-Unterschiede in der sprachlichen Struktur widerspiegeln, wurden beide Epen zunächst nach der Methode von Ágel & Hennig 2006 analysiert, die bereits in zahlreichen Einzelstudien Anwendung gefunden hat (vgl. u. a. Elspaß 2005; Eggert & Kiening (eds.) 2016; Ortmann & Dipper 2020). Die Methode erlaubt es durch ein Punktesystem, den Nähe- bzw. Distanzgrad eines Textes zu bestimmen und damit Texte relativ zueinander im Kontinuum zwischen ‚Nähe'- und ‚Distanzsprache' zu verorten. Dabei werden sowohl mikrosprachliche Merkmale wie Personalpronomina der ersten und zweiten Person, Vokative und Linksversetzungen gezählt, die sich aus den universalen Bedingungen der Nähesprache ableiten lassen, als auch makrostrukturelle Eigenschaften wie die durchschnittliche Satzlänge sowie das Verhältnis von Haupt- zu Nebensätzen erfasst. Durch die Verrechnung der Werte aus der Mikro- und Makro-Analyse ergibt sich dann der Gesamt-Nähewert eines Textes.

Da es sich in dem Modell um Merkmale handelt, die von den universalen Bedingungen der Nähe- bzw. Distanzsprache abgeleitet sind, lässt sich die Methode zunächst grundsätzlich auch auf die mittelhochdeutschen Texte anwenden. Es ergeben sich aber einige spezifische Probleme bei der Bewertung der einzelnen Merkmale. So ist in Bezug auf „phonische Wörter", i. e. Verschmelzungen von zwei Lexemen, wie sie häufig in der gesprochenen Sprache zu beobachten sind, zum Beispiel fraglich, inwieweit sie als Reflexe medialer Mündlichkeit verstanden werden können, da es sich bei den Textbelegen in der Regel um konventionalisierte Formen handelt (bspw. *mirz* für *mir ez*). Dieses Problem ist bei der quantitativen Analyse allerdings zu vernachlässi-

gen, da die phonischen Wörter im untersuchten Korpus selten auftreten und den Nähewert nicht signifikant beeinflussen. Ein schwerwiegenderes Problem ergibt sich in Bezug auf die ‚Ausklammerungen', die ebenfalls als universale Merkmale für Mündlichkeit gelten. Da für das Mittelhochdeutsche jedoch noch keine fixierte Wortfolge angenommen werden kann, ist nicht eindeutig zu entscheiden, ob die häufigen partiellen Satzrahmen einer grundsätzlich freieren Wortstellung und/oder der Nähe zur Mündlichkeit geschuldet sind. Da sich dieses Problem allerdings für beide Texte in gleichem Maße stellt, wurden die partiellen Satzrahmen im Rahmen der Analyse vereinfachend als Mündlichkeitsmerkmale gezählt.

Für das *Nibelungenlied* ergibt die Analyse von einem exemplarischen Textabschnitt von 4000 Wörtern einen Nähewert von 28,06 %, der damit deutlich über dem Nähewert des *Tristan* liegt (16,71 %). Das Ergebnis entspricht somit der Erwartung, dass das *Nibelungenlied* der mündlichen Tradition näher steht als der *Tristan*. Beide Werte erscheinen insgesamt relativ niedrig. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, dass historische Texte in der Regel einen geringeren Nähewert als gesprochensprachliche Texte aus dem Gegenwartsdeutschen aufweisen. Einen relativ hohen Nähewert weist im Vergleich das Lehrgespräch *Lucidarius* mit 42,89% auf (eigene Auszählung).

Welche Merkmale genau machen das *Nibelungenlied* nun „mündlicher" als den *Tristan*? Um dieser Frage nachzugehen, können die fünf Mündlichkeitsparameter herangezogen werden, die Ágel & Hennig 2006 in Bezug auf die mikrosprachlichen Merkmale unterscheiden, vgl. Tab. 3:

Tab. 3: Parameter nach Ágel & Hennig 2006 mit exemplarischen Merkmalen.

Rolle	sprachliche Mittel der Interaktion zwischen den Diskursteilnehmer:innen wie bspw. Personalpronomina, Partikel, Kontakt-/ Rederechtssignale
Code	sprachliche Mittel des Zusammenspiels zwischen verbalen und nonverbalen Mitteln wie bspw. Interjektionen
Medium	Spuren der gesprochenen Sprache wie phonische Wörter
Zeit	Serialisierungsphänomene wie Links-/Rechts-Versetzung; parataktische Strukturen etc.
Situation	Personen-, Lokal- und Temporaldeixis

Die Differenzierung der unterschiedlichen Parameter erlaubt nun genauere Rückschlüsse in Bezug darauf, auf welche Weise die beiden Texte „mündlich" sind bzw. wie die verschiedenen Merkmale miteinander korrelieren. Auf der Basis der in Abschnitt 3 angesprochenen Spezifika der mittelhochdeutschen Versepen wurde zudem die Unterscheidung zwischen narrativen und nicht-narrativen Passagen berücksichtigt, indem die eine Hälfte der jeweils 4000 Wörter umfassenden Textausschnitte, die der Analyse zugrunde gelegt wurden, aus narrativen Passagen besteht, die andere aus nicht-narrativen Passagen, i. e. direkte Rede und Kommentare des Erzählers umfasst.

Tabelle 4 gibt einen Überblick über die Ergebnisse der Analyse (vgl. Zeman 2022). Dabei ist darauf hinzuweisen, dass die Zusammenstellung nicht alle untersuchten Merkmale enthält, sondern nur diejenigen Phänomene, die zu einem signifikanten Anteil im Textkorpus belegt sind. In Bezug auf die ‚Ausklammerungen' sind aufgrund der schwer einzuschätzenden Situation im Mittelhochdeutschen in dieser Tabelle nur die relativ eindeutigen Fälle der ‚Links-Versetzungen' erfasst.

Tab. 4: Vergleich der Nähemerkmale im *Nibelungenlied B* und im *Tristan* (basierend auf Zeman 2022: 188).

Parameter (Ágel / Hennig 2006)	***Nibelungenlied B***		***Tristan***	
	narrativ	**nicht-narrativ**	**narrativ**	**nicht-narrativ**
MIKROSTRUKTUR				
– **Code (Interjektionen, Emotionsausdrücke)**	4	4	2	58
– **Rolle (Imperative, Vokative)**	0	52	0	55
– **Situation (Personal-,**	5	268	8	264
Temporal- und Lokaldeixis)	4	24	9	24
– **Zeit (Links-Versetzung)**	17	4	11	15
MAKROSTRUKTUR				
– **Matrix-Sätze**	180	200	140	163
– **Nebensätze**	65	97	117	125
– **Durchschnittliche Satzlänge (in Wörtern)**	11,1	10	14,3	12,3
(Mikrostrukturelle) Merkmale gesamt	30	352	30	416
Anzahl der Wörter	2000	2000	2003	2004
Anteil der Mündlichkeitsmerkmale	1,5 %	17,6 %	1,5 %	20,8 %

Zunächst ist aus der Tabelle ersichtlich, dass die Rollen- und Situationsparameter entscheidend mit der Unterscheidung ‚narrativ' vs. ‚nicht-narrativ' korrelieren. Das betrifft insbesondere Imperative, Vokative und Personalpronomina, die vor allem in den nicht-narrativen Passagen belegt sind. Das ist einerseits aufgrund des dialogischen Charakters der Figurenreden zu erwarten. Andererseits zeigt die Tabelle deutlich, wie innerhalb des Punkte-Verfahrens der Anteil direkter Rede den Nähewert eines Textes massiv beeinflussen kann. Während der Nähewert für die narrativen Passagen bei 1,5 % liegt, ist der Nähewert der nicht-narrativen Passagen um ein Vielfaches höher. Daraus lässt sich insgesamt ersehen, dass für die Errechnung des Nähegrads eines Textes das Verhältnis der Diskursmodi grundlegend mitberücksichtigt werden muss. Andernfalls zeigt ein höherer Nähewert nicht notwendigerweise eine größere Nähe zu Mündlichkeit an, sondern dieser könnte auf einen größeren Anteil an direkte Rede zurückzuführen sein.

Im Unterschied zum Situationsparameter ist der Zeitparameter nicht in gleicher Weise von der Unterscheidung zwischen narrativ und nicht-narrativ abhängig. Auch hinsichtlich der Makrostruktur gibt es keinen signifikanten Unterschied zwischen narrativen und nicht-narrativen Passagen, wohl aber eine Tendenz, dass der Anteil

der untergeordneten Sätze innerhalb des *Nibelungenliedes* geringer und die durchschnittliche Satzlänge kürzer ist als im Vergleichstext *Tristan*. Dabei ist insgesamt zu berücksichtigen, dass es sich um die Auswertung einer Stichprobe handelt. Um genauere Rückschlüsse auf allgemeine Tendenzen ziehen zu können, sind weitere qualitative Untersuchungen notwendig. Die quantitative Auswertung kann insofern erst einmal nur Indizien auf mögliche Zusammenhänge geben, die in der Folge als Arbeitshypothesen überprüft werden können. Dies wird im folgenden Abschnitt für drei ausgewählte Phänomene exemplifiziert.

4.3 Qualitativer Vergleich der Epen

4.3.1 Zeitparameter

Der Zeitparameter beschreibt im Modell von Ágel & Hennig 2006 „die nähe- bzw. distanzsprachlichen Verfahren, die sich aus der Zeitgebundenheit vs. Zeitfreiheit der Produktion und Rezeption ergeben" (Ágel & Hennig 2006: 197) und erfasst so Phänomene der „on line-Syntax" im Sinn von Auer 2000. Mit Blick auf die Diachronie mündlicher Strukturen wird davon ausgegangen, dass sich die grundsätzliche Nähe der historischen Sprachstufen zur Mündlichkeit in einer eher „aggregativen" bzw. „additiven" (im Gegensatz zu „integrativen") Diskursstruktur widerspiegelt. Als markantes Beispiel aggregativer Syntax gilt die sog. „Linksversetzung", i. e. die Positionierung eines Satzbestandteils außerhalb des Satzrahmens, was übereinzelsprachlich als Charakteristikum medialer Mündlichkeit angesehen wird. Linksversetzungen finden sich auch sehr häufig in den mittelhochdeutschen Versepen, vgl. (2).

(2) ***Hort der Nibelvnges*** ***der*** *was gar getragn*
Der Schatz der Nibelungen der wurde ganz getragen

voz eime holem berge
aus einer Berghöhle.
[*Nibelungenlied B,* 87,1–2]

In (2) wird das Subjekt *Hort der Nibelunges* noch einmal durch ein nachfolgendes Pronomen aufgenommen, was bewirkt, dass die NP eine eigene separate Intonationseinheit bildet. Dieses Strukturmuster wird in der gegenwartsdeutschen Grammatik auch als Referenz-Aussage-Struktur bezeichnet (Fiehler 2009: § 2015). Im Duden werden diese Konstruktionen als Formen primärer Mündlichkeit beschrieben, da sie fast ausschließlich in der gesprochenen Sprache vorkommen und ihre Funktion aus den mündlichen Produktionsbedingungen abgeleitet werden kann: Die Trennung des Referenzausdrucks und der Prädikation in zwei selbständige Einheiten ermöglicht es, komplexe Aussagen während des inkrementellen Online-Prozesses leichter produzieren und rezipieren zu können.

Während die Referenz-Aussagestrukturen im Gegenwartsdeutschen in der Schriftsprache kaum vorkommen, sind sie in den mittelhochdeutschen Versepen zahlreich belegt. Das gilt insbesondere für komplexere NPs, die durch Relativsätze erweitert sind. Insofern scheinen sie ein Beispiel dafür zu sein, dass die medialen Produktions- bzw. Rezeptionsbedingungen Spuren in den Versepen hinterlassen haben. Auffallend ist in dieser Hinsicht allerdings, dass sich diese Konstruktionen nicht in gleicher Weise über das Versepos verteilen, sondern die Links-Versetzungen häufiger in den narrativen Passagen vorkommen. Das erscheint vor dem Hintergrund, dass in der Regel der direkten Rede eine Affinität zur Mündlichkeit zugesprochen wird, überraschend, erklärt sich aber aus der textpragmatischen Funktion der Referenz-Aussagestrukturen: Die Trennung in zwei eigenständige Einheiten rückt das jeweilige Aussagesubjekt bzw. -objekt in den Fokus und dient damit dem „Framing" bzw. „Priming" der Diskursreferenten. Im *Nibelungenlied* spiegelt sich das auch darin, dass insbesondere handelnde Protagonisten durch die Linksversetzung herausgestellt werden (vgl. Zeman im Ersch.). Es zeigt sich damit, dass die Linksversetzung im Epos nicht einfach nur als Merkmal primärer Mündlichkeit zu betrachten ist, sondern als solches im Rahmen einer narrativen Syntax Diskursfunktionen übernimmt und damit refunktionalisiert wird.

4.3.2 Situationsparameter

In Bezug auf den Situationsparameter war bereits konstatiert worden, dass sich Formen der Nähe-Deixis vor allem in den nicht-narrativen Passagen finden. Auch hier zeigt die qualitative Analyse jedoch, dass die Verhältnisse weniger eindeutig sind, als die Tabelle auf den ersten Blick suggeriert. Exemplarisch sei hier auf die Verwendungen von mhd. *nu* (‚jetzt, nun') verwiesen. *Nu* kann sich als Mittel der Nähedeixis in den mhd. Versepen auf den aktuellen Sprechzeitpunkt beziehen, wie es auch in der mündlichen Kommunikation der Fall ist, vgl. (3).

(3) *wie gevâhe ich nû mîn sprechen an,*
‚Wie fange ich jetzt mein Sprechen an, [...]'
[*Tristan*, 4589]

In (3) bezieht sich der Erzähler auf das Jetzt des Erzählakts. Der Beleg fingiert gleichzeitig den Eindruck, die Erzählung würde sich in einem dynamischen Online-Prozess entfalten, bei dem der Rezipient nicht nur die Geschichte von Tristan verfolgt, sondern gleichzeitig Zeuge des Produktionsakts der Geschichte wird.

Gleichzeitig kann sich *nû* allerdings auch auf den jeweils aktualisierten Zeitpunkt innerhalb der erzählten Welt beziehen. In dieser Funktion steht es häufig neben dem Präteritum, gelegentlich auch neben dem Plusquamperfekt, also in Kombination mit Mitteln der Ferndeixis, vgl. (4).

(4) a. *der tach der hete nv ende* *vnd nahet in div naht*
‚Der Tag, der hatte nun ein Ende und es naht die Nacht für sie‘
[*Nibelungenlied*, 1815,1]

b. ***nu*** *daz der hirz gevellet wart,*
‚Nun dass der Hirsch getötet worden war,‘
[*Tristan*, 2786]

c. ***Nu*** *wie gewarp dô Tristan?*
‚Nun wie verhielt sich da Tristan?‘
Tristan der ellende? Jâ.
‚Tristan, der Heimatlose? Ja,‘
dâ saz er unde weinde aldâ;
‚da saß er und weinte da;‘
[*Tristan*, 2480]

Anders als in (3) beziehen sich (4a) und (4b) auf ein Jetzt innerhalb der erzählten Geschichte in Kombination mit den Vergangenheitstempora. Diese Beobachtung ist keineswegs trivial, da in anderen Erzähltraditionen wie etwa den Homerischen Epen ‚nun‘ auf den Moment des Erzählens, also das jeweilige Diskurs-Jetzt beschränkt bleibt (vgl. Bakker 2005: 163). Mit dem Bezug auf das erzählte Jetzt innerhalb der Diegese wird die Illusion erzeugt, der Zeitpunkt des Erzählens und der Zeitpunkt des Erzählten würden zeitgleich stattfinden. Dieser Eindruck wird durch Belege wie (4c) noch verstärkt: *Nu* scheint sich hier gleichzeitig auf den aktualisierten Zeitpunkt in der Geschichte als auch das Diskurs-Jetzt des Erzählers bzw. der Rezipienten zu beziehen. Zusätzliche Formen der Nähedeixis wie Fragen und die Partikel *jâ* in Kombination mit Mitteln der Ferndeixis (Präteritum und die Partikel *dô* (‚damals, dann‘)) verstärken diesen Effekt (vgl. zur Verwendung von *nu* im Detail Philipowski & Zeman 2022).

Es lässt sich damit festhalten, dass auch einzelne Nähe-Merkmale nicht immer auf die gleiche Weise gebraucht werden und so nicht immer auf die gleiche Weise „mündlich“ sind. Im Fall von *nû* ist einerseits die prototypische Verwendung als Nähedeixis mit Bezug auf die jeweilige Sprechzeit belegt, andererseits aber auch die metaphorische Übertragung von *nu* als Markierung eines Referenzpunkts innerhalb der ansonsten mit Ferndeixis indizierten Diegese. Gleichzeitig wird auch deutlich, dass es sich hier nicht um spezifische Formen von Historischer Mündlichkeit handelt, sondern um deiktische Kombinationen von Nah- und Ferndeixis im Kontext mündlichen Erzählens.

4.3.3 Rollenparameter

Der Rollenparameter beschreibt die interaktive Diskursgestaltung, die sich aus „dem ständigen Wechseln der Rollen der Kommunikationsteilnehmer als Produzent oder Rezipient ergeben“ (Ágel & Hennig 2006: 192). Beide Versepen sind in dieser Hinsicht dadurch charakterisiert, dass der Rezipient durch Mittel der Nähedeixis involviert wird, vgl. (5).

(5) a. ***Hei*** *waz da liehter ringe der chvene Danchwart cebrach!*
‚Hei, was da an glänzenden Kettenringen der kühne Dankwart zerbrach!'
[*Nibelungenlied B*, 212,4]

b. *und als er abr ze Tintajoêl / ze dem hovegesinde kam, /*
‚und als er wieder nach Tintajol / zum Hof kam,'
seht*, dà hôrte er unde vernam / in gazzen unde in strâzen /*
‚seht, da hörte er und vernahm / in den Gassen und in den Straßen'
von klage al solch gelâzen, / daz ez in muote starke,
‚ein solches Wehklagen, / dass es ihn sehr bekümmerte,'
[*Tristan*, 6022–6027]

Sowohl die Interjektion *Hei* in (5a) als auch der Imperativ des Wahrnehmungsverbs *sehen* in (5b) setzen das „Hier und Jetzt" innerhalb einer geteilten Kommunikationssituation voraus und erwecken so den Eindruck, als ob Erzähl- und Wahrnehmungsakt und die erzählten Ereignisse gleichzeitig stattfinden. Als solche sind diese sprachlichen Merkmale nicht „mündlich" im medialen Sinn, sondern Beispiele für „Sprache der Nähe", „Unmittelbarkeit" und „Involvement". Während in beiden Epen Merkmale des Rollenparameters vorkommen, zeichnen sich im qualitativen Vergleich auch Unterschiede ab: Im *Nibelungenlied* sind Konstruktionen wie in (5a) in der Regel der Erzählinstanz zuzuschreiben (i. e. 35 von 41 Belegen des Musters „*hei* + Exklamativ"). Im höfischen Epos *Tristan* sind ähnliche Ausrufe mit *â*, *ach* (z. B. *â welh castêl!*; Tristan 3157) und *ôwê* (‚weh!') dagegen eher den Protagonisten zuzuschreiben. Das deutet einerseits darauf hin, dass dem Erzähler in den beiden Epen ein unterschiedlicher Status zukommt (vgl. ausführlich Zeman 2022). Andererseits deutet sich hier an, dass die direkten Reden im *Tristan* einen höheren Grad an Affektivität aufweisen als das *Nibelungenlied*. Eine solche Hypothese würde im Einklang zu entsprechenden Beobachtungen der Literaturwissenschaft stehen. Laut Philipowski (2007: 68) fungiert die direkte Rede im Heldenepos häufig im Sinn einer Handlung, die direkte Folgen für die Geschichte hat, während sie in den höfischen Epen dazu dient, Gedanken und Emotionen der Protagonisten als Motivation wiederzugeben. Die stärkere Fokussierung auf die Innenwelt der Protagonisten gilt dabei als eine der wichtigsten Entwicklungen der höfischen Epen (vgl. Hübner 2003: 86). Der unterschiedliche Gebrauch der Merkmale des Rollenparameters liefert damit keine direkten Aufschlüsse in Bezug auf Mündlichkeit, ist aber im Rahmen einer Grammatik des mündlichen Erzählens von grundlegender Bedeutung.

5 Fazit: Grammatik mündlichen Erzählens

Insgesamt lassen sich aus dem Vergleich der beiden Versepen mit Hilfe der Methode von Ágel & Hennig 2006 mit Blick auf eine systematische Erfassung von Mündlichkeit und Narrativität im Mittelhochdeutschen damit folgende Ergebnisse zusammenfassen.

(i) Insgesamt zeigt die Auswertung, dass die Unterscheidung narrativer und nicht-narrativer Passagen den Nähewert massiv beeinflusst. Methodisch ist dieser Faktor damit zu berücksichtigen, wenn Texte in Bezug auf ihren Nähewert verglichen werden sollen, indem der Anteil der direkten Rede konstant gehalten wird.
(ii) Die Methode von Ágel & Hennig 2006 ist grundsätzlich auch für die Erfassung von Mündlichkeit im Mittelhochdeutschen geeignet. Es ist dabei aber grundlegend zu berücksichtigen, dass es sich häufig um narrative Texte handelt. Da Erzähltexte sowohl Nähe- und Distanz-Merkmale beinhalten, lassen sie sich weniger eindeutig in das Kontinuum von Nähe- und Distanz einordnen.
(iii) Die Aussagekraft der Methode für das Mittelhochdeutsche liegt damit weniger in der Errechnung des Nähewerts als vielmehr im Vergleich der unterschiedlichen Parameter. Die qualitativen Beobachtungen zu den exemplarischen Merkmalen haben etwa gezeigt, dass beispielsweise Situations- und Zeit-Parameter in einem unterschiedlichen Verhältnis zur kulturellen Bedingtheit von Mündlichkeit stehen.

Wie im obigen Fallbeispiel gezeigt wurde, lassen sich mit Hilfe der frequentiellen Erfassung von verschiedenen Merkmalen Hypothesen ableiten, die die Grundlage für eine qualitative Überprüfung bilden können. In methodischer Sicht wird damit auch klar, wie sich quantitative Auswertungen und qualitative Analysen ergänzen können: Erst durch die Einbettung der Frequenzanalysen in den sprach- und literaturwissenschaftlichen Forschungskontext können regelhafte Zusammenhänge rekonstruiert werden. Insofern verhält es sich damit ähnlich wie mit Newton's Apfel: Der Fall des Apfels allein führte nicht auf direktem Weg zu den Fallgesetzen, konnte Newton aber einen entscheidenden Impuls geben. Mit anderen Worten: Der Wert der in diesem Artikel verfolgten Methode liegt damit insbesondere darin, Hypothesen zu generieren. Deren Untersuchung ist jedoch in den jeweiligen kultur-historischen Kontext und theoretische Überlegungen einzubetten. Andernfalls führt die Untersuchung nicht zu einer systematischen Beschreibung diskursgrammatischer Zusammenhänge, sondern bleibt eine Beschreibung von einzelnen Äpfeln.

Literaturverzeichnis

Quellen

Nibelungenlied B = Der Nibelunge Nôt, Manuskript St. Gallen. Hrsg. von Hermann Reichert. URL: http://www.hs-augsburg.de/~harsch/germanica/Chronologie/12Jh/Nibelungen/nib_b_00.html (Stand: 01.10.2022).
Gottfried von Straßburg (2016): Tristan. Hrsg. von Karl Marold. Berlin/New York.

Literatur

Ágel, Vilmos & Mathilde, Hennig (Hrsg.) (2006): Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähetexten 1650–2000. Tübingen.
Ágel, Vilmos & Mathilde Hennig (2007): Überlegungen zur Theorie und Praxis des Nähe- und Distanzsprechens. In: Vilmos Ágel & Mathilde Hennig (Hrsg.), Zugänge zur Grammatik der gesprochenen Sprache. Tübingen, 179–214.
Auer, Peter (2000): On line-Syntax – Oder: Was es bedeuten könnte, die Zeitlichkeit der mündlichen Sprache ernst zu nehmen. In: Sprache und Literatur 85, 43–56.
Bakker, Egbert (2005): Pointing at the past. From Formula to Performance in Homeric Poetics. Cambridge, MA & London.
Benveniste, Émile ([1972] 1974): Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft. München.
Chafe, Wallace (1982): Integration and Involvement in Speaking, Writing, and Oral Literature. In: Deborah Tannen (Hrsg.): Spoken and Written Language: Exploring Orality and Literacy. Norwood, 35–53.
Dahl, Östen (1985): Tense and aspect systems. Oxford/New York.
Elspaß, Stephan (2005): Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert. Tübingen.
Elspaß, Stephan (2010): Zum Verhältnis von, Nähegrammatik' und Regionalsprachlichkeit in historischen Texten. In: Vilmos Ágel & Mathilde Hennig (Hrsg.), Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung. Berlin/New York, 63–84.
Eggert, Elmar & Jörg Kilian (Hrsg.) (2016): Historische Mündlichkeit. Beiträge zur Geschichte der gesprochenen Sprache. Frankfurt am Main.
Fiehler, Reinhard (2009): Gesprochene Sprache. In: Dudenredaktion (Hrsg.): Duden. Die Grammatik. 8., überarbeitete Auflage. Berlin, 1165–1244.
Fischer, Hanna (2020): Diskursmodus und Tempusformen. Zum Tempusgebrauch in den frühneuhochdeutschen Hexenverhörprotokollen. In: Renata Szczepaniak, Lisa Dücker & Stefan Hartmann (Hrsg.): Hexenverhörprotokolle als sprachhistorisches Korpus. Berlin/New York, 211–238.
Fitzmaurice, Susan & Irma Taavitsainen (2007): Historical pragmatics: What it is and how to do it. In: Irma Taavitsainen & Susan Fitzmaurice (Hrsg.), Methods in Historical Pragmatics. Berlin/ New York, 11–36.
Fleischman, Suzanne (1990a): Tense and narrativity. From medieval performance to modern fiction. London.
Fleischman, Suzanne (1990b): The Discourse of the Medieval. In: Speculum 65, 19–37.
Foley, John Miles (2002): How to Read an Oral Poem. Urbana.
Foley, John Miles & Peter Ramey (2012): Oral Theory and Medieval Literature. In: Karl Reichl (Hrsg.): Medieval Oral Literature. Berlin/New York, 71–102.
Gloning, Thomas (2010): Funktionale Textbausteine in der historischen Textlinguistik. Eine Schnittstelle zwischen der Handlungsstruktur und der syntaktischen Organisation von Texten. In: Arne Ziegler (Hrsg.): Historische Textgrammatik und Historische Syntax des Deutschen. Band 1. Berlin/New York, 173–193.
Grosse, Siegfried (2000): Reflexe gesprochener Sprache im Mittelhochdeutschen. In: Werner Besch et al. (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung [HSK 2.2]. Berlin/New York, 1391–1399.
Haferland, Harald (2019): Das ‚Nibelungenlied' im Zwischenbereich von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 148, 28–84.
Hamburger, Käte ([1957] 1968): Logik der Dichtung. Stuttgart.
Heinzle, Joachim (2015): Das Nibelungenlied und die Klage. Nach der Handschrift 857 der Stiftsbibliothek St. Gallen. Mittelhochdeutscher Text, Übersetzung und Kommentar. Berlin.
Hennig, Mathilde (2006): Grammatik der gesprochenen Sprache in Theorie und Praxis. Kassel.
Hennig, Mathilde (2009): Nähe und Distanzierung. Verschriftlichung und Reorganisation des Nähebereichs im Neuhochdeutschen. Kassel. URL: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hebis:34–2010011231675 (Stand: 01.10.2022).

Heusler, Andreas (1956): Lied und Epos in germanischer Sagendichtung. Darmstadt.
Hübner, Gert (2003): Erzählform im höfischen Roman. Studien zur Fokalisierung im „Eneas“, im „Iwein“ und im „Tristan“. Tübingen/Basel.
Koch, Peter & Wulf Oesterreicher (1985): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36, 15–43.
Koch, Peter & Wulf Oesterreicher (2007): Schriftlichkeit und kommunikative Distanz. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 35/3, 346–375
Koch, Peter & Wulf Oesterreicher (2011): Gesprochene Sprache in der Romania. Berlin/New York.
Kotin, Michail (2005/2007): Die Sprache in statu movendi. 2 Bände. Heidelberg.
Labov, William & Joshua Waletzky (1967): Narrative analysis: Oral versions of personal experience. In: June Helm (Hrsg.): Essays on the Verbal and Visual Arts. Seattle, 12–44.
Lord, Albert Bates ([1960] 2000): The Singer of Tale. Hrsg. von Stephen Mitchell & Gregory Nagy. Cambridge, MA.
Lötscher, Andreas (2010): Auf der Suche nach syntaktischen „Nähe-Distanz“-Signalen in frühneuhochdeutschen Texten. In: Vilmos Ágel & Mathilde Hennig (Hrsg.): Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung. Berlin/New York, 111–134.
Macha, Jürgen (2010): Grade und Formen der Distanzsprachlichkeit in Hexereiverhörprotokollen des frühen 17. Jahrhunderts. In: Vilmos Ágel & Mathilde Hennig (Hrsg.): Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung. Berlin/New York, 135–153.
Miedema, Nine R. (2011): Einführung in das ‚Nibelungenlied‘. Darmstadt.
Müller, Jan-Dirk (2012): Medieval German Literature: Literacy, Orality and Semi-Orality. In: Karl Reichl (Hrsg.), Medieval Oral Literature. Berlin/New York, 295–334.
Ong, Walter J. (1982): Orality and Literacy: The Technologizing of the Word. London.
Ortmann, Katrin & Stefanie Dipper (2020): Automatic Orality Identification in Historical Texts. In: Proceedings of the 12th Language Resources and Evaluation Conference (LREC). Marseille, 1293–1302.
Padučeva, Elena (2011): The linguistics of Narrative. The Case of Russian. Saarbrücken. Zitierte Fassung: https://starling.rinet.ru/~sergius/EVPaduczeva/EVPaducheva_TheLinguisticsOfNarrative.pdf (Stand: 20.10.2022).
Philipowski, Katharina (2007): Strophisches und stichisches Sprechen. Medientheoretische Überlegungen zur Figurenrede in höfischer- und Heldenepik. In: Nine Miedema & Franz Hundsnurscher (Hrsg.): Formen und Funktionen der Figurenrede in der mittelhochdeutschen Großepik. Berlin/New York, 43–71.
Philipowski, Katharina & Sonja Zeman (2022): Wann und wo ist *nû*? Literarische Strategien des Präsens-Gebrauchs (am Beispiel des Wilhalm von Wenden Ulrichs von Etzenbach). In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 144/1, 92–120.
Prell, Heinz-Peter (2005): Zur Neubearbeitung der mittelhochdeutschen Syntax von Ingeborg Schröbler. Mit einem Vergleich von Vers- und Prosatexten am Beispiel der Nominalphrase. In: Franz Simmler (Hrsg.): Syntax. Althochdeutsch – Mittelhochdeutsch. Eine Gegenüberstellung von Metrik und Prosa. Akten zum Internationalen Kongress an der Freien Universität Berlin 26. bis 29. Mai 2004. Berlin, 209–222.
Schneider, Jan-Georg (2011): Hat die gesprochene Sprache eine eigene Grammatik? Grundsätzliche Überlegungen zum Status gesprochensprachlicher Konstruktionen und zur Kategorie ‚gesprochenes Standarddeutsch‘. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 39, 165–187.
Slings, S. R. (1992): Written and Spoken Language: An Exercise in the Pragmatics of the Greek Sentence. In: Classical Philology 87/2, 95–109.
Smith, Carlota. (2003): Modes of discourse: The local structure of texts. Cambridge.

Solms, Hans-Joachim (2014): Die Schimäre einer mittelhochdeutschen Gemeinsprache. Eine grammatikographische Studie auf der Grundlage des Bochumer Mittelhochdeutsch-Korpus. In: Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte 5/1, 111–134.

Speyer, Augustin (2013): Performative Mündlichkeitsnähe als Faktor für die Objektstellung im Mittel- und Frühneuhochdeutschen. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 135/3, 342–377.

Stukeley, William (1752): Memoirs of Sr. Isaac Newton's life. MS/142, Royal Society Library, London, UK. URL: https://www.newtonproject.ox.ac.uk/view/texts/diplomatic/OTHE00001 (Stand: 07.11.2022).

Tannen, Deborah (1985): Relative focus on involvement in oral and written discourse. In: David R. Olson, Nancy Torrance & Angela Hildyard (Hrsg.): Literacy, language, and learning: The nature and consequences of reading and writing. Cambridge, 124–147.

Weinrich, Harald (1964): Tempus. Besprochene und erzählte Welt. München.

Werth, Alexander (2020): Klisen in frühneuzeitlichen Hexenverhörprotokollen. In: Lisa Dücker, Stefan Hartmann & Renata Szczepaniak (Hrsg.): Hexenverhörprotokolle als sprachhistorisches Korpus. Fallstudien zur Erschließung der frühneuzeitlichen Schriftsprache. Berlin/New York, 177–210.

Zeman, Sonja (2010): Tempus und „Mündlichkeit" im Mittelhochdeutschen. Zur Interdependenz grammatischer Perspektivensetzung und „Historischer Mündlichkeit" im mittelhochdeutschen Tempussystem. Berlin/New York.

Zeman, Sonja (2013): Historische Mündlichkeit. Empirische Erörterung einer theoretischen Problemlage. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 41/3, 377–412.

Zeman, Sonja (2016): Nähe, Distanz und (Historische) Pragmatik. Oder: Wie ‚nah' ist ‚Nähesprache'? In: Mathilde Hennig & Helmuth Feilke (Hrsg.): Zur Karriere von Nähe und Distanz. Rezeption und Diskussion des Koch-Oesterreicher-Modells. Berlin/New York, 263–302.

Zeman, Sonja (2020): Grammatik der Narration. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 48/3, 457–494.

Zeman, Sonja (2022): Paradoxes of orality. A comparison between the Homeric oral poetry and the heroic and courtly epics in Middle High German. In: Laura Lulli & Andrea Ercolani (Hrsg.), Rethinking Orality II: The Mechanisms of the Oral Communication System in the Case of the Archaic Epos. Berlin/New York, 177–205.

Zeman, Sonja (im Ersch.): Linksversetzungen im Mittelhochdeutschen als Beispiel narrativer Syntax. In: Alexander Lasch, Dominik Hetjens & Kerstin Roth (Hrsg.), Historische (Morpho-)Syntax des Deutschen. Berlin / New York: de Gruyter [Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte, Band 14].

Ziegler, Arne (2010): Historische Textgrammatik und Historische Syntax des Deutschen – Eine kurze Einleitung. In: Arne Ziegler (Hrsg.), Historische Textgrammatik und Historische Syntax des Deutschen: Traditionen, Innovationen, Perspektiven. Berlin/New York, 1–8.

Sachregister

https://doi.org/10.1515/9783110784282-013